This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

18467.30.15

Harvard College Library

FROM THE

KENNETH MATHESON TAYLOR FUND

GIVEN IN 1899 BY

JESSIE TAYLOR PHILIPS

IN MEMORY OF HER BROTHER

KENNETH MATHESON TAYLOR

(Class of 1890)

FOR ENGLISH LITERATURE

WILLIAM WORDSWORTH

SEIN LEBEN,

SEINE WERKE, SEINE ZEITGENOSSEN

VON

MARIE GOTHEIN.

BAND I.

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER.
1893.

WILLIAM WORDSWORTH

SEIN LEBEN,

SEINE WERKE, SEINE ZEITGENOSSEN

VON

MARIE GOTHEIN.

BAND I.

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER.
1893.

18467.30.15

HARVARD COLLEGE
NOV 11 1925
LIBRARY

Taylor fund
(Evol. in I)

Vorrede.

In seiner Gedenkrede auf Lappenberg spricht Ranke von dem Aufenthalt des 19jährigen Jünglings in Groſs-Britannien. „Er studierte dort besonders Wordsworth, einen Poeten, der in Deutschland niemals so recht zur Geltung gekommen ist, weil er kaum übersetzbar ist, so durch und durch englisch sind seine Schilderungen, Anschauungen — man möchte sagen Ideen; aber um so nationaler ist er in Britannien: Er gilt in den drei Reichen als einer der gröfsten Poeten, die je gelebt haben; eine grofse Zahl von Verehrern gruppiert sich um ihn, zu denen sich auch Lappenberg gesellte.“ —

Wer nur einigermafsen sich mit der neueren englischen Litteratur beschäftigt hat, wird die Worte unseres Altmeisters der Geschichte in ihrer negativen, wie positiven Seite bestätigt finden. Doch sollte nicht schon dieser Ausspruch genügen, um wenigstens den Versuch zu wagen, den Mann, der jenseits des Kanals so begeistert verehrt wird, auch bei uns nach Möglichkeit einzubürgern? Vielleicht wird dies erleichtert, wenn wir verstehen lernen, was die Engländer an ihm bewundern. —

Lappenberg kam im Jahre 1813 nach Edinburgh; der an der klassischen deutschen Litteratur gebildete Jüngling nahm sofort enthusiastisch das ihm dort gebotene neue Kulturelement auf. Und doch war die Begeisterung für Wordsworth damals auch in Groſs-Britannien erst sehr im Werden, namentlich in Edinburgh rüstete man sich gerade am maſsgebender Stelle zu einem, wie man hoffte vernichtenden Schlage, und nur ein Jahr war es her, daſs einer der frühsten Freunde der Wordsworth'schen Dichtung, Crabb Robinson von ihm schrieb: „Man wagt Wordsworth noch nicht öffentlich zu loben, doch in einem tête-à-tête gesteht man wohl, daſs man zu seinen Verehrern gehört.“ —

Seine Gemeinde aber wuchs von Jahr zu Jahr, bis er sich das Geschlecht seiner Bewunderer, das ihn zu „den gröſsten Dichtern, die je gelebt haben“ rechnete, erzogen hatte. Erst seinem Lebensabend war es vergönnt, die Früchte eines Lebens voll unbeirrter selbstloser Arbeit einzusammeln, diesen aber zu verschönen wetteiferte nun die ganze Nation, indem sie ihn mit Ehrenbezeugungen aller Art überschüttete.

De Quincey in seiner geistreichen doch oft sehr überschwänglichen Art sieht da, wo er von der Bestimmung der englischen Sprache spricht, alle andern wie Arons Stab zu verschlingen — auch der deutschen und spanischen giebt er nur noch eine Lebensdauer von 100—150 Jahren — den Tag kommen, wo „in den verborgensten Schlupfwinkeln Kaliforniens, in den weiten

Einöden Australiens, der Kirchhof in den Bergen von Wordsworth aus dem Ausflug, wie viele seiner kürzeren Gedichte gelesen werden wird, wie jetzt Shakespeare in den Wäldern Kanadas gelesen werde. Alles was sich auf diesen Schriftsteller bezieht, wird dann einen Wert von gleicher Art haben, wie der, den wir den (leider nur zu schwachen) persönlichen Erinnerungen von Shakespeare beilegen."

Dafs von diesen Erinnerungen nichts verloren gehe, sorgte die im Jahre 1880 gegründete Wordsworth-Gesellschaft; sie sollte, wie ihr Gründer Professor Knight aus St. Andrews es aussprach, ein Einheitsband sein für alle die, welche mit dem Geiste und den Lehren Wordsworth sympathisieren.

In gleicher Zeit bereitete Professor Knight seine sorgfältige kritische Ausgabe der Werke und des Lebens des Dichters in 11 Bänden vor, die mit ihrem reichhaltigen Material eine unschätzbare Quelle für den Biographen ist. In neuster Zeit hat man Wordsworth erstes Wohnhaus in der Seegegend, Dovecottage in Grasmere, erworben und hat die Absicht es zu einem Wordsworthmuseum umzugestalten.

In Deutschland aber dauert die Unkenntnis oder Mifskenntnis dieses Dichters fort, nur gelegentliche Übersetzungen einzelner Gedichte, die wenig ins Publikum gedrungen sind, sind vorhanden; auch gebildete Menschen kennen häufig wenig mehr als den Namen oder das Spottbild, das Byron von ihm entwirft; Litterarkritiker aber

lassen ihn meist abseits liegen. Vielen seiner Zeitgenossen ist es besser gegangen, Byron, Shelley, Moore gehören lange zu unsern Lieblingen, und auch Wordsworths Freund und Dichtergenosse Coleridge hat in dem geistreichen Buch von Aloys Brandl eine würdige Darstellung erhalten.

In folgenden Blättern soll nun der Versuch gemacht werden, diese Lücke einigermafsen auszufüllen, um trotz der entmutigenden Worte von Ranke auch den deutschen Leser für das Leben und Dichten von Wordsworth zu interessieren.

Die achtzig Jahre dieses Lebens umfassen einen der wichtigsten Abschnitte in der Kulturgeschichte des englischen Volkes, den Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. Und Wordsworth ist nicht nur in seinen Werken eine Art Typus der englischen Geistesart, sondern auch in der Entwicklung seines Lebens. Darum habe ich versucht seine Gestalt in seine Zeit hineinzustellen und überall da, wo es anging, nicht nur ihn zu schildern, sondern auch seinen Kreis zu skizzieren und bei der Besprechung seiner Werke den Spuren zu folgen, die auf den Weg weisen, den vor ihm in gleicher Richtung die führenden Geister seines Volkes gegangen sind.

In den Übersetzungen habe ich das Versmafs des Originals fast durchweg beibehalten können.

Eine Hauptschwierigkeit für die metrische Übersetzung aus dem Englischen hebt Goethe Eckermann gegenüber hervor: „Wenn man die kurzen, schlagenden einsilbigen

Worte der Engländer mit vielsilbigen oder zusammengesetzten deutschen ausdrücken will, so ist gleich alle Kraft und Wirkung verloren.“ Diese Klippe zeigt sich auffällig genug einem jeden Übersetzer, wozu in diesem besondern Falle noch eine seltsame Mischung von beabsichtigter Einfachheit und abstrakter Philosophie kommt, die häufig genug dem deutschen dichterischen Ausdruck widerstrebt; erleichtert dagegen wird die Aufgabe durch die grofse Verwandtschaft der Sprache, eine gewisse Gleichheit im Tempo macht es eben fast immer möglich das gleiche Versmafs zu wählen, ohne der dichterischen Schönheit und Kraft des Ausdrucks im Original Gewalt anzuthun, was bei einer Übertragung aus den romanischen Sprachen nicht entfernt in dem Mafse der Fall sein wird. — Die Anordnung der Gedichte ist chronologisch, um den Vergleich mit dem Texte der Biographie zu erleichtern; nur die Sonette, die auch der Dichter als Einheit betrachtet wissen wollte, sind zusammengestellt.

Von Anmerkungen zum Texte mit Angaben der Litteratur habe ich absehen können, da die Ausgabe von Knight, wie die Macmillan-Ausgabe die wesentliche Litteratur enthalten. Über die übrigen in diesem Buche geschilderten Persönlichkeiten findet man im Dictionary of National biography, soweit es schon erschienen, wie in Alibone's Dictionary of english Literature die nötigen Litteraturangaben.

Für die Herbeischaffung des recht weitschichtigen Materials bin ich der entgegenkommenden Liebenswürdig-

keit der Bibliotheksverwaltungen von Bonn und Göttingen zu grofsem Danke verpflichtet.

Was mir in Deutschland nicht zugänglich war, habe ich im Britischen Museum gefunden, wobei ich durch die persönliche freundliche Weisung von Prof. Knight sehr unterstützt wurde. Ihm danke ich auch die Einführung in Williams Library, wo mir das reiche handschriftliche Material aus dem Nachlasse Crabb Robinsons zugänglich wurde. In Cambridge erfreute ich mich der Führung und Unterweisung von Mr. Caldecott. Ich freue mich, an dieser Stelle allen diesen Herren nochmals meinen Dank aussprechen zu können.

Bonn, im September 1893.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel.

Kindheit. Studienzeit. Revolutionsstürme.

Seite

Bezeichnung Seeschule. Skizze der englischen Seegegend. Geburtsort Cockermouth, Familie, Kinderzeit, früher Tod der Eltern. In der Schule von Hawkshead; Innere Entwicklung im Verkehr mit der Natur. Cambridge St. Johns College. Erster fascinierender Eindruck, spätere Enttäuschung, Studien. Milton-Wordsworth. Erste litterarische Leistung. Fufstour nach den Alpen. Abschied von der Universität. London. Frankreich: Orleans, Revolutionstaumel; der Revolutionsgeneral Beaupuis. Rückkehr nach England vor dem Sturz der Girondisten. England am Vorabend des ersten französischen Krieges. Burke und seine Gegner. Geistiger Zwiespalt; Apologie der französischen Revolution. Poetisch unproduktiv: Schuld und Sorge . . . . . 1—36

II. Kapitel.

Leben der Geschwister in Racedown und Alfoxden. Coleridge und der Freundeskreis in Netherstoway.

Allmählicher Ausgleich des geistigen Zwiespaltes. Raisley Calverts Legat. Dorothy Wordsworth. Erstes Heim in Racedown. Dichterisches Umhertasten: Die Grenzer: ein psychologisches Drama, Manuskript bis 1845. Coleridge: Befruchtende Wirkung auf Wordsworth. Coleridges dichterische Entwicklung bis zu der Freundschaft mit W. Nach Alfoxden durch Coleridge gezogen. Coleridge geistiger Mittelpunkt in Netherstoway. Thomas Poole, ein Fabrikant und Litteratenfreund. Charles Lloyd, Coleridges Dichter und Hausgenosse. Der radikale Politiker John Thelwall. William Hazlitt. Charles Lamb und seine Schwester Mary. Joseph Cottle, der Verleger dieses Litteratenkreises . . . . . 37—75

III. Kapitel.

Die lyrischen Balladen. Der Aufenthalt in Deutschland.

Seite

Der äufsere und innere Anlafs zu den lyrischen Balladen. Zwei Richtungen in der englischen Litteratur. Die übersinnlich phantastische: Monk Lewis. Gipfelnd in Coleridges Altem Matrosen und Cristable. Die realistische: Ihr Gegensatz zu Pope und seiner Schule und ihre Entwicklung bis Wordsworth, Wordsworths optimistisch-realistische Anschauung des Volkslebens. Echt volkstümliche Züge in den lyrischen Balladen. Wordsworths Vorrede zu den lyrischen Balladen. Theorie und Praxis. Die philosophischen Gedichte in den lyrischen Balladen. Peter Bell: Seine Stellung in der Tierlitteratur der Zeit. Deutschland. Besuch bei Klopstock. Goslar. Unfruchtbarer Aufenthalt. Lucylieder. Keim zum Vorspiel und dem Ausflug. Rückkehr nach England . . . . . 76—108

IV. Kapitel.

Leben der Geschwister in Dovecottage. Freunde und Nachbarn.

Neun Monate in Suckburn. Winterreise nach Grasmere. Einrichtung in Dovecottage. Verhältnis zu den Freibauern. Die Brüder und Michael, soziale Gedichte. Brief an James Fox und seine Antwort. Wordsworths Stellung zu seinen Kritikern. John Wilson, Mathetés, Christopher North, James Hogg. Dorothys Tagebücher: Wordsworths Arbeitsweise. Coleridge häufiger Gast in Dovecottage. Robert Southey, eine Skizze seiner dichterischen Stellung. Thomas Clarkson und die Abschaffung des Sklavenhandels . . . . . 109—144

V. Kapitel.

Wordsworths Heirat. Politische Dichtung.

Lord Lowther zahlt die Schulden seines Vorgängers. Mary Hutchinson. Heirat. Die Sonette der Freiheit gewidmet: Innere Einheit; die Sonette, eine poetische Verherrlichung der Kriege gegen Napoleon. Kosmopolitischer Zug. Pamphlet über die Konvention von Cintra. Die Aufnahme beim Publikum. Hofer — Sonette. Nelson. Wordsworths demokratische Gesinnung im Gegensatz zu Carlyle. Der glückliche Krieger. Bruder John. Charakter und Untergang. Elegische Stanzen auf den Tod des Bruders . . . . . 145—168

VI. Kapitel.

Wanderungen und Wandlungen.

Seite

„Persönliche Plaudereien.“ Roisepassion. Reise nach Schottland mit Dorothy und Coleridge. Dorothys schottisches Tagebuch. „An ein Hochlandmädchen.“ Lieblingsgestalt des Dichters. Die einsame Schnitterin. Walter Scott, Freundschaft und dichterischer Gegensatz. Dovecottage wird zu eng für die wachsende Familie. Sir George Beaumont; Geschenk von Appleswaite. Gegenseitig befruchtende Freundschaft. Landschaftsgärtnerei, theoretisch und praktisch darin thätig. Winter 1806—7 in Coleorton. Romantische Periode; Einfluſs der Umgebung. „Das Fest von Broughamschloſs.“ „Die weiſse Hirschkuh von Rylstone.“ Innerer und äuſserer Zusammenhang mit dem Fest von Broughamschloſs und den Grenzern. Allan Bank und Coleridge. Zerwürfnis mit Coleridge. Thomas De Quincey; Bekenntnisse eines Opiumessers; De Quincey über deutsche Litteratur. — W.'s „Führer durch die Seegegend Nordenglands.“ Übersiedlung nach der Pfarre und nach Rydalmount 169—205

VII. Kapitel.

Wordsworth auf der Höhe seines Schaffens.

Die Entwicklung des Naturgefühls in der englischen Dichtung. Wordsworth am Ende dieser Entwicklungsreihe. Burns. Wordsworths philosophische Grundanschauung. Abhold jedem System. Philosophie und Naturauffassung fallen zusammen. Einfluſs der antiken Philosophen. „Ode an die Pflicht.“ Kant von Coleridge vermittelt. Verteidigung der autonomen Willensfreiheit. „Ode an die Unsterblichkeit.“ Einfluſs von Plato, Boethius, Cicero. Sein autobiographisches Gedicht, Zweck und Ziele. Stellung zu andern Autobiographieen. Eindruck auf Coleridge „Der Ausflug.“ Grundplan: Trilogie. Aufnahme bei den Freunden und von der Kritik. Jeffrey in der Edinburgh Review. Religiöse Bedenken beim Publikum. . 206—250

VIII. Kapitel.

Verhältnis zum Altertum. Spätere politische und religiöse Entwicklung. Sonette.

Neu-Ausgabe der Gedichte. Vorrede: Über Einbildungskraft und Fantasie; über Popularität. Stempelverteiler von Westmoreland. Hartley Coleridge. Vorbereitung der Söhne für die Universität. Aeneis Übersetzung. Klassische Periode: „Laodamia.“ „Dion.“ Volkserziehung. Bell Lancaster Methode. Stellung zu dieser Frage im

Seit

Ausflug. Spätere Ansicht. Allmählicher Umschwung der politischen Ansichten. Einfluſs von Beaumont und Lowther. Innerer Gegensatz zu den Whigs. „Zwei Adressen an die Freisassen von Westmoreland.“ Stellungnahme zu den drei brennenden politischen Fragen: Preſsfreiheit, Parlamentsreform und Emanzipation der Katholiken. Letztere Frage eine rein politische. Dichter der Hochkirche, aber nicht orthodox. „Kirchengeschichtliche Sonette.“ „Duddonsonette.“ W. als Sonettendichter . . . . . 251—2

IX. Kapitel.

Reisen auf dem Kontinent und nach Irland. Crabb Robinson und der Londoner Litteratenkreis.

Reise nach dem Kontinent: Reisegesellschaft, Reiseberichte. Crabb Robinson: Seine Bedeutung als Mensch, litterarischer Vermittler, als Freund. Wordsworths Stellung zur deutschen Litteratur: Goethe. De Quincey, Crabb Robinson, Carlyle und ihre Vermittlung der deutschen Litteratur. Wordsworth in London. Wachsender Ruhm. Der Maler Haydon. Samuel Rogers. Ein Mittagessen der Unsterblichen. Thomas Moore. Byron, Shelley, Wordsworth. Walter Savage Landor. Tod von Sir George Beaumont. Ein Ritt von Rydalmount nach Cambridge und die Verse zum Gedächtnis von Beaumont. Reise an den Rhein. Nach Irland. Sir Rowan Hamilton. Die Edgeworth und Aubrey de Vere . . . . . 285—3

X. Kapitel.

Letzte Lebensjahre.

Das Dreigestirn; Tochter Dora, Sara Coleridge. Dorothy Wordsworths Krankheit. Reise nach Schottland, letztes Zusammensein mit Scott. Coleridges Tod und Würdigung durch W. Tod von Charles Lamb, elegische Stanzen; Extempore auf James Hoggs Tod. Reise nach Italien mit Crabb Robinson; Unbehagen und Heimweh. Popularität in Amerika; Professor Henry Reed; Emersons Interview. Stellung zu Talfourts Bill über Regelung der Verlagsrechte. Der junge Gladstone. Öffentliche Ehren. Im Sheldoniantheater in Oxford. Southeys Tod; Übernahme der Laureatship. Auf dem Hofball in London. Der Kreis der Freunde des Alters in Rydalmount: Mrs. Fletcher und Töchter, ihre Tagebücher; Dr. Arnold v. Rugby, Miſs Fenwick: Fenwicknoten. Vermittlung bei der Heirat der Tochter Dora. Noch einmal in den Quantocks. Doras Tod. Todestag am 23. April. Grab in Grasmerekirchhof. Statue in Westminsterkapelle. Wordsworth: ein Lehrer seiner Nation. . . . . 332—3

Kapitel I.

Kindheit, Studienjahre und Revolutionsstürme.

Die Bezeichnung Seeschule war schon im Anfange unsres Jahrhunderts den Kritikern geläufig; sie faſsten darunter eine Gruppe von Autoren zusammen, deren Hauptvertreter Wordsworth, Coleridge und Southey sind, und deren Wirken sich gröſstenteils in der Seegegend von Cumberland und Westmoreland abgespielt hat. Jeder einzelne unter den drei Dichtern hat wiederholt diese Zusammenfassung als unberechtigt zurückgewiesen; und in der That lehrt schon eine oberflächliche Kenntnis ihrer Werke die groſse Verschiedenheit ihrer Kunstrichtungen und damit die Unrichtigkeit des Ausdrucks Schule kennen. Mit weit mehr Recht hebt man zu Gunsten dieser Bezeichnung hervor, wie groſs der Einfluſs des landschaftlichen Charakters der Seegegend auf ihre Dichtung gewesen sei. Mit keinem unter ihnen flieſst aber die Landschaft so sehr zu einem Bilde zusammen wie mit William Wordsworth, der hier allein seine Heimat hatte. Jene Berge und Seeen gehören unzertrennlich als Hintergrund zu seiner ehrwürdigen Gestalt, so daſs dem ein tieferes Verständnis für seine Gedichte aufgeht, dem es vergönnt ist, die liebliche und doch groſsartige Natur der Wordsworth-Gegend, wie sie der Engländer schlechtweg nennt, kennen zu lernen.

„Wordsworth war sich wohl bewufst", schreibt Justus Coleridge, der Neffe von Samuel Taylor, „dafs er das Land mit seinem Dichtergeiste gleichsam durchdrungen und ihm dadurch in den Augen der Nachwelt ein eigentümliches Gepräge gegeben hat." Wenn auch das Geschlecht, das noch durch persönliche Erinnerung an den Dichter geknüpft war oder seinen Gedichten als Modell gesessen hat, bald ausgestorben ist, so bürgt neben der Vorliebe der Engländer, historische Stätten zu besuchen und zu verehren Wordsworths ganze Dichtung dafür, dafs sein Bild dort in seiner Lokalfarbe nicht verwischt werde und sein Andenken immer frisch bleibe.

Schon vor Wordsworth hatte der Dichter Gray mit Entzücken von der reizvollen Anmut der cumbrischen Berge geschrieben, die er, damals noch ein ganz vereinzelter Tourist, durchwanderte. Als Wordsworth selbst i. J. 1810 einen Führer durch die Seegegend schrieb, waren die Fremden bereits in jedem Jahre, wie der Dichter sich mit einem Seufzer gesteht, unvermeidlich. So war es seine Absicht, durch sein Schriftchen bei ihnen wenigstens Verständnis für das Land zu erwecken. Er konnte noch die tiefe Abgeschiedenheit als den gröfsten Reiz seiner Berge rühmen; heute findet ein Strom von Reisenden überall grofse Hotels und Villen jeder Art; und es ist nicht zu leugnen, dafs aufser der lieblichen Landschaft es die Erinnerung an ihren Dichter ist, was diese Besucher jährlich herbeizieht.

Doch thöricht ist es, die Klage über solch eine unvermeidliche Entwicklung immer wieder zu erneuern; auch ist diese Gebirgsnatur zu grofs, um den aufmerksamen Wanderer diese Störung nicht bald vergessen zu machen. Auf einem verhältnismäfsig engen Raum ist im cumbrischen

Bergland die Fülle der Schönheit zusammengedrängt, so daſs wir nie durch öde, langweilige Strecken ermüdet werden. Von dem Meere, das das Land fast wie eine Halbinsel umkränzt, steigen die Thäler wie die Speichen eines Rades, womit sie Wordsworth vergleicht, zum Mittelstock, dem Berg Scawfell, auf. Ein jedes ist von einem jener kristallklaren Seeen ausgefüllt, deren Farbe dem Dichter weit schöner als die der Schweizer Seeen erscheint, zumal wenn ihr glatter Spiegel durch keinen Windstoſs getrübt wird. Ihre Abflüsse, kleine wilde Gebirgsflüsse, münden gröſstenteils direkt in das Meer und unterhalten gleich Adern den lebendigen Verkehr mit dem Herzen. Zu beiden Seiten ragen schöngeformte Berge auf; die sanfteren Gehänge sind mit einem sametartigen Rasen bedeckt, wie ihn nur Englands feuchtes Seeklima hervorbringt, und mit einer wunderbar reichen Flora geschmückt. Den schroffen Abhängen der Felsen giebt das ~~Farren~~kraut und der prächtig blühende Ginster, einer von Wordsworths oft besungenen Lieblingen, einen besonderen Reiz; für den mangelnden Wald entschädigt der herrliche Wuchs der überall zerstreuten Bäume, die den Bewohnern ein Heiligtum sind. Es gemahnt uns fast an altheidnischen Naturdienst, wenn der Dichter erzählt, wie ein Landmann, dem man den Rat gab, einen alten Baum vor seinem Hause zum Verkaufe zu fällen, ausrief: „Ihn fällen! Lieber fiele ich selbst nieder und betete ihn an.“

Ein ganz verschiedenes Bild zeigt sich uns, wenn wir zu den tiefen dunkeln Zirkelseeen, Tarn genannt, emporsteigen, die ohne Abfluſs den Grund enger Felſenkessel ausfüllen. Hier ist die Vegetation spärlich und dient nur dazu, den Anblick der seltsam geformten Felsen noch phantastischer zu gestalten. Erklimmt man einen

der hohen, im Mittelpunkt gelegenen Berge, den Skawfell oder Helwellyn, so überschaut man fast mit einem Blicke das ganze Gebiet; man sieht ringsumher die Thäler mit ihren Seeen und weithinaus das Meer.

An einem dieser Flüſschen, dem Derwent, nicht weit von der Küste liegt das Städtchen Cockermouth, wo William Wordsworth am 7. April 1770 geboren wurde. Der wilde Fluſs, der hinter des Vaters Garten vorbeirauschte, sang ihm das Wiegenlied; er war des Knaben liebster Spielgefährte, dessen Murmeln ihn frühe schon daran gewöhnte, auf die geheimnisvollen Stimmen der Natur zu lauschen. Hier verlebte er die ersten Jahre seiner Kindheit mit seiner Schwester Dorothy zusammen. Sie spielten auf der grünen Terrasse am Ende des Gartens, wo die Vögel sich am liebsten aufhielten, oder sie kletterten in den Ruinen der alten Burg, die das Städtchen überragte, umher, — er ein wilder, trotziger Bursch, der der Mutter Sorge um seine Zukunft machte. Tief hafteten einzelne Scenen kindlicher Unbändigkeit noch im Gedächtnis des Mannes, wie er einst im heftigen Unmut über eine Strafe in die Dachkammer hinauflief, wo er wuſste, daſs einige Rapiere aufbewahrt wurden, mit der Absicht sich zu töten. Im entscheidenden Augenblicke fehlte ihm dann doch der Mut. Ein andermal spielte er mit dem Bruder in des Groſsvaters Wohnstube Kreisel. „Würdest du es wagen“, ruft er aus auf eines der Familienporträts weisend, „der Dame da mit der Peitsche eins auf ihren Reifrock zu versetzen.“ — „Nein“, wehrte der erschreckte Bruder ab. „Da sieh“, und mit diesem Worte schlug der kleine Trotzkopf mitten durch das Bild. „Ich bin dafür zweifellos genügend bestraft worden, obgleich ich es vergessen habe“, schlieſst er die Anekdote.

Die Familie, sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits war alt; und Wordsworth legte als echter Engländer immer grofsen Wert darauf, zur Gentry des Landes zu gehören. Der Vater John Wordsworth war Anwalt in Cockermouth und Bevollmächtigter des Grafen von Lonsdale, was für ihn und seine Familie von den übelsten Folgen war. Der Lord, selbst für jene Zeit ein gewaltthätiger, überstolzer Herr, borgte von seinem Bevollmächtigten 5000 £ und weigerte sich diese Summe wiederzuzahlen. Trotz grofser Anstrengungen und wiederholter Geldopfer der Familie war seine Weigerung so erfolgreich, dafs die Schuld erst von seinem Nachfolger, als die Kinder sämtlich erwachsen waren, bezahlt wurde.

Keiner der Eltern scheint auf den Knaben besonderen Einflufs geübt zu haben. Die Erinnerung an die Mutter, die er im achten Jahre verlor, ist liebevoll aber verblafst. Der Vater, der den Verlust der Gattin nie verschmerzen konnte, folgte ihr wenige Jahre später, als die vier Knaben schon alle aus dem Hause waren. Wordsworth hat uns selber versichert, dafs diese frühe Verwaisung nicht wenig dazu gewirkt habe, seinen Charakter in sich geschlossen und selbständig zu machen.

Den ersten Unterricht erhielt er in der Vaterstadt mit seiner Cousine Mary Hutchinson, seiner späteren Gattin, zusammen. Im neunten Jahre wurde er zugleich mit seinem älteren Bruder Richard nach Hawkshead zur Schule geschickt, wohin auch die jüngeren, Christopher und John bald nachfolgten. Hawkshead liegt in einem der Thäler, die sich nach Süden öffnen, abseits von dem gewöhnlichen Touristenwege. Daher das schöne Thal noch fast unberührt das Bild zeigt, das den Schulknaben Wordsworth so entzückte und den Mann zu einer Reihe von anmuti-

gen Schilderungen begeisterte. In den kurzen biographischen Notizen, die der Greis seinem Neffen Christopher Wordsworth, dem Bischof von Linkoln, diktierte, um diesem aus eigener Erinnerung Material für eine Lebensbescheibung zu liefern, wird dieser Schulzeit nur mit wenigen Zeilen gedacht, die mit den Worten beginnen: „Von meiner frühen Schulzeit ist nicht viel zu sagen.“ Da mufs es fast in Erstaunen setzen, wenn er in seiner poetischen Lebensbeschreibung, die er auf der Höhe seines Schaffens verfafste, dieser selben Zeit mehr als drei Bücher gewidmet hat. Das Werk ist unter dem Namen „Vorspiel“ (Prelude) bekannt, der der posthumen Veröffentlichung wegen seiner einleitenden Beziehungen auf ein anderes gröfseres Gedicht gegeben wurde. Der Dichter selbst nennt es „Das Gedicht von der Entwicklung meines Innenlebens (from the growing of my mind).“ Dieser Titel zeigt klar, welches Ziel er verfolgte: ein Bild seiner geistigen Entwicklung wollte er geben, wie sie dem reifen Mann bei einem Rückblicke auf seine Kindheit und Jugend vor Augen trat. Das Thatsächliche liefs sich auf wenige Zeilen zusammendrängen; um aber das innere Werden von seinen ersten Keimen bis zum vollentwickelten reifen Bewufstsein zu verfolgen, schuf er ein grofses Gedicht von vierzehn Büchern.

Am auffallendsten tritt uns beim Durchlesen der ersten Bücher der Zug entgegen, wie einsam, in sich verschlossen sich dieser Geist entwickelt hat. Nur sehr geringen Einflufs haben andere Menschen und selbst Bücher auf ihn gehabt. Man hat vor wenigen Jahren in Hawkshead durch einige Erinerungszeichen der heutigen Generation von Schulknaben das Andenken ihres grofsen Mitschülers wach halten wollen; man hat seinen in die

Schulbank eingeschnittenen Namen mit Glas geschützt; und an den Wänden hängen eingerahmt Sentenzen aus seinen Gedichten, die sich auf das Kinderleben beziehen. Doch als ein Vorbild des Fleifses wird er ihnen wohl nie aufgestellt werden können. Er weifs als beste Seite der Schule mit grofser Dankbarkeit zu rühmen, dafs sie ihm Freiheit liefs sich von Büchern auszusuchen, was seinem Geiste congenial war. Es waren zuerst Fieldings Werke, die ihn entzückten, später der Don Quixote, der Gil Blas und Guillivers Reisen. Selbst das Märchen von der Tonne zählt er auf. Es müfste bei der Auswahl uns überraschen, dafs alle diese Bücher mit dem phantastischen Wunderkleide nur geschmückt sind, um dem Humor zur reicheren Entfaltung zu verhelfen, wüfsten wir nicht, dafs Kindern immer dieses herrliche Kleid alles dünkt. Eins ist jedenfalls sicher, dafs kein Funke dieses Humors in Wordsworths Genius übergegangen ist. Ein Buch aber war ihm damals mehr als alle anderen; es wurde ihm zur Wirklichkeit, in der er lebte: Tausendundeine Nacht. Er hatte ein kleines, zerlesenes Exemplar schon lange besessen und kannte es fast auswendig, als er erfuhr, dafs dies nur ein Auszug sei, und dafs es 4 Bände solch herrlicher Geschichten gebe. Sofort plante er mit einem Kameraden, alles Taschengeld zu sparen, um in den Besitz des ersehnten Schatzes zu gelangen; aber es ging langsam und die Geduld fehlte. Da entdeckte er in den Ferien das Buch in des Vaters Bücherbord. Jubelnd trug er es zu seinem Lieblingsplatz am Ufer des Derwent, um sich dort in die Wundergeschichten des Orients zu vertiefen.

Von seinen Lehrern hat er nur einen William Taylor, den er als Matthew in mehreren Gedichten feiert, ein pietätvolles Andenken bewahrt; doch gilt auch dies

mehr dem freundlichen Wandergefährten als dem Führer im Reiche der Wissenschaft. Unerschöpflich aber ist seine Dankbarkeit gegen seine Lehrmeisterin und Erzieherin, die Natur. Das ganze Vorspiel ist ein Hymnus ihr gewidmet. Sie leitete das Kind und erzog den Knaben, an ihrer Hand lernte er denken, und durch sie und für sie wurde er zum Dichter. Er preist es immer wieder als das grofse Glück seines Lebens, dafs er so zwischen Berg und See, Wiesen und Feldern in unbeschränkter Freiheit aufwuchs; „ein Paradies, wo ich erzogen ward“ inmitten einer Bande echter Kinder

„nicht zu gelehrt, zu gut nicht noch zu weise,
Nein frisch und fröhlich.“

Wie viele ihrer Jugendstreiche hat nicht das graue Bergstädtchen und die kleine Kirche gesehen, „die wie die Königin von ihrem Thron“ von ihrem Hügel über die Gräber hinweg auf ihre laute Lust herabschaute. Da war keiner unter ihnen, der dem Bilde des Musterkindes geglichen hätte, der Treibhauspflanze, das immer richtig zu sprechen und zu handeln weifs, und das doch hohl und nichtig ist, wenn man die Eitelkeit von ihm nimmt.

Diesem entgegen stellt er die schönen Gedenkzeilen an einen frühverstorbenen Schulkameraden:[1] indem er das einsam sinnende, ungebundene Gemüt des Knaben schildert, wie er bei nächtlicher Wanderung am Seegestade den Naturlauten der Wildnis lauscht und sie nachahmend ihren Wiederhall wachruft. Es war zugleich das Bild seines eigenen Wesens.

Trotz des jahrelangen Verkehrs mit anderen Knaben hören wir wenig von Freundschaften, und von keiner, die

1) Siehe Übersetzung Nr. LXXXVII 3.

über die Schulzeit hinausgereicht hätte. Die genufsreichsten Stunden verlebte er, wenn er allein umherstreifen konnte, wenn er vor dem Unterricht seine einsamen Spaziergänge um den See von Winander machte, oder mit seinem mageren Frühstück in der Tasche halbe Tage lang auf den Bergen umherkletterte. Wenn er dann „voll Lust am Laufen, Springen“ an ein lauschiges, unberührtes Versteck kam und überglücklich einen vollen Haselnufsstrauch entdeckte, der seinem hungrigen Magen ein Festmahl versprach, wenn er hastig und unachtsam ihn plünderte, so überkam ihn plötzlich ein Gefühl wie Schmerz: er hatte etwas verletzt, was er selber noch nicht verstand, „den Geist, der in dem Walde lebt.“

An keiner Stelle aber hat er schöner das Gefühl ausgedrückt, wie es den Knaben zuerst im Verkehr mit dem mächtigen Leben der Natur als eine Offenbarung überkam, als in der Erzählung von der einsamen, nächtlichen Kahnfahrt.[1] Kam er dann ernst und träumerisch nach Hause, so gewöhnten sich die Spielgefährten bald ihn als einen Sonderling zu betrachten, den sie nicht begriffen. Seine Pflegemutter aber Frau Tyson liefs ihn gewähren. Er war doch ihr Liebling; und er wufste das. Er hat ihr im Praeludium, wo ihr liebenswürdiges Bild im Samthäubchen, „in einem Mantel, wie ihn vorzeiten spanische Ritter trugen“, jedem Leser wohl bekannt ist, ein schönes Denkmal gesetzt:

„Gedanken tiefer Dankbarkeit, sie sollen
Wie Tau Dein Grab benetzen, gute Seele,
Solang' mein Herz noch schlägt, wird nie Dein Name
Vergessen sein. Des Himmels reicher Segen
Er sei mit Dir, wo du auch immer ruhst

1) Siehe Übersetzung Nr. LXXXVII 2.

Nach Deinem unschuldsvoll geschäftigen Treiben,
Der engen Sorge und der ruhigen Freude,
Die täglich sich erneut, nach achtzig Jahren
Und mehr denn achtzig ungetrübten Lebens.
Selbst kinderlos warst Du mit Kindesliebe
Von Deinem Blute Fremden hoch geehrt."

Hand in Hand mit jenem ersten ahnungsvollen Verstehen der Natur ging die Entfaltung des dichterischen Genius. „Zehn Jahre", berichtet er selbst, „mochte ich gewesen sein, als mir zuerst die metrische Sprache um ihres Wohlklangs willen Freude bereitete." Nun deklamierte er mit einem Freunde, dem einzigen, den er bisweilen an seinen Wanderungen teilnehmen liefs, um die Wette die ihnen bekannten Gedichte. Von den eigenen Versuchen aus jener Zeit ist uns wenig aufbehalten: eine Schulübung, die sehr bewundert wurde, nennt er selber nur eine zahme Nachahmung Popes. Erst aus dem letzten Jahre fand er zwei Schlufsstrophen eines Abschiedsgedichtes wert veröffentlicht zu werden. „Das Gedicht bestand aus vielen hundert Zeilen und enthielt Gedanken und Bilder, von denen sich die meisten in meinen anderen Schriften verstreut finden." Interessant ist es, diese Zeilen mit einer Stelle im Praeludium zu vergleichen,[1] die sie fast wörtlich wiederholt. Zwischen beiden liegt dennoch die lange Zeit seiner dichterischen Entwicklung. Hier waltet noch eine Ungelenkheit in der Form; — die Bilder werden wiederholt, um den Eindruck recht nachdrücklich zu machen, so dafs die paarweisen Reime meist denselben Gedanken doppelt bringen. Das ist in dem reifen Gedichte sorgfältig vermieden. Dagegen ist in diesem das Bild der scheidenden Sonne breiter und voller

1) Siehe die Übersetzungen Nr. LXXXVI u. LXXXVII 1.

ausgemalt und giebt dem Ganzen einen pathetischen, würdevollen Schwung, nimmt ihm allerdings auch die naive Frische, welche die Verse des Knaben durchweht.

Im hohen Lebensalter hat der Dichter einer Freundin, Mifs Fenwick, Noten als Einleitung und Erklärung seiner Gedichte diktiert. In einer solchen zu einem etwas späteren Gedichte „Der Abendspaziergang“ (the evenig walk) verweilt er bei seiner früh entwickelten Fähigkeit, Natureindrücke poetisch zu gestalten: „Es ist kein Bild in dem Gedichte, das ich nicht selber beobachtet hätte; und nun in meinem 73. Jahre erinnere ich mich noch der Stunden und der Stellen, wo die meisten von ihnen von mir bemerkt wurden. Ich will nur eins erwähnen:

„Zum glühenden West gewandt, verflicht die Eiche
Die dunklen Zweige jetzt zu strengeren Linien“

das ist schwach und unvollkommen ausgedrückt; doch genau erinnere ich mich der Stelle, wo es mich zuerst überraschte. Es war auf dem Wege zwischen Hawkshead und Ambleside und machte mir eine besondere Freude. Dieser Augenblick ist wichtig für meine poetische Entwickelung; denn von ihm datiere ich meine Beobachtung der unendlichen Mannigfaltigkeit in den Erscheinungen der Natur, die von keinem Dichter irgend einer Zeit oder eines Landes, soweit ich mit ihnen bekannt geworden bin, beobachtet worden ist; und ich beschlofs bis zu einem gewissen Grade dem Mangel abzuhelfen. Ich kann zu der Zeit nicht über 14 Jahre alt gewesen sein.“

Das war freilich vom Standpunkte des Greises geschrieben, der auf seine Verdienste und seine Stellung in der Weltlitteratur von der Höhe eines objektiven Beobachters herabsah; dem 14jährigen Knaben werden noch nicht gar viele von „den Dichtern aller Zeiten und Länder“

bekannt gewesen sein, um die Lücke zu empfinden, in die er stolz einzuspringen beschlofs. Doch hätte er nicht Wordsworth sein müssen, hätte uns nicht das geschlossene, im Grunde nur einem hohen Ziele zustrebende Werk seiner Dichtung hinterlassen müssen, wenn ihm nicht von den ersten Versuchen an dies Ziel, vielleicht nur noch nicht klar bewufst aber doch unverrückt, vor Augen gestanden hätte. In gleichem Sinne sagt auch Coleridge von ihm: „Er fühlt die Wahrheit und hat den praktischen Glauben, dafs wir nur ein Ding gut machen können und daher eine Wahl treffen müssen; er hat diese Wahl von frühester Jugend an getroffen und folgt ihr immer weiter."

Ihm selber erschien es im Vorspiel, als ob diese Wahl mehr mit ihm getroffen worden sei, als dass er sie getroffen hätte. Die Liebe zur Natur, das innige Mitleben mit ihr, war für ihn die Voraussetzung seines ganzen geistigen Daseins.

„Der Wasserfall verfolgte mich wie eine Leidenschaft,
Eh' mir in meinem Geist ein Hilfslicht kam;
Der Sonne Sinken lieh es neuen Glanz;
Der Vögel Lied, der Lüfte laues Wehen,
Der Quellen eigen süfses Murmeln folgte
Der gleichen Herrschaft, und die Sturmesnacht
Ward dunkler, wenn mein Auge auf ihr ruhte."[1]

Dieses „eigne Licht", das der Natur angehört, das über der Welt ausgebreitet lag, die für ihn die wirkliche war, während seine Phantasie sie sich doch zugleich erschuf, hat er nie anmuthiger besungen als in einem Gedichte aus seiner reifsten Zeit, dem Lied an den Kukuk.[2] Wehmütigen Blickes schaut er hier in die Knabenzeit

1) Aus Tintern Abbey. Übersetzung Nr. VIII.
2) Übersetzung Nr. XXVI.

zurück, die für ihn eine Welt von Geheimnissen barg. Der Ruf des Kukuks, des nie gesehenen, immer gesuchten, gilt ihm als ein Symbol jener Welt, die sich die Phantasie erschafft. Ja zu seinem gröfsten philosophischen Gedichte, der Ode an die Unsterblichkeit, hat ihn der Gedanke an diese Seherkraft des Kindes begeistert.

Sie nahm ein Ende diese vielbesungene, so ahnungsreiche wie befangene Kinderzeit, als an einem trüben Tage der siebzehnjährige „Neuling“[1] mit einem Herzen, das vor Erwartung klopfte, die Türme und Zinnen von Cambridge auftauchen sah. Der Unterstützung eines Onkels verdankten er und sein jüngerer Bruder Christoph, der spätere Master vom Trinity-College, die Möglichkeit diese hohe Schule zu besuchen, die von jeher die Ehre gehabt hat, die freiesten Geister Englands zu bilden. Mit welchen Augen sah das wildaufgewachsene Kind der Berge in diese neue Welt! Den ersten Studenten, den er vor dem Thore in der malerischen Tracht des ärmellosen Mantels (gown) und der Kappe traf, starrte er wie ein Wunder an. Der prächtige Musensitz mit seiner Reihe stattlicher alter Colleges, halb Paläste halb Klöster, mit seinem eigentümlichen fröhlichen Leben und Treiben verwirrte ihn fast:

„Sie waren mir der Traum und ich der Träumer“

Voll Hoffnung und gehobenen Geistes sah er sich eingereiht in die Zahl der Undergraduates von St. Johns College. Anfangs fand er alle Erwartungen noch übertroffen. Das neue Kleid, die volle Börse mit unbeschränkter Freiheit der Verfügung, die Fragen, Ratschläge, Warnungen und unschuldigen Neckereien, mit denen jeder Neuling in die

---

1) Freshling der unserm Fuchs entsprechende Ausdruck für den jungen Studenten.

Sitten und Gebräuche der alma mater eingeweiht wird, die Einladungen schnellgewonnener Freunde zu solennem Abendessen mit Wein und Südfrüchten — alles war eine Welt zu sehr verschieden von der einfach bäuerlichen, in der er aufgewachsen war, um ihn nicht wie ein Feeenmärchen zu blenden und zu verwirren.

Doch als nur zu schnell der erste Rausch verflogen war, konnte die Ernüchterung nicht ausbleiben. Zu bald mufste er einsehen:

— „Ich war nicht für den Ort noch für die Stunde“ —

Das englische Universitätsleben war damals auf seinen tiefsten Standpunkt gesunken. Bei der Verwahrlosung und geistigen Verödung der Hochkirche war auch das Universitätsstudium, das ganz auf sie gebaut war, verknöchert. Die äufseren Gebräuche wurden, wie immer in Zeiten des Verfalles, ängstlich aufrecht erhalten, dienten aber nur als Deckmantel für die Faulheit und Ausschweifung der Reichen oder den niederen Ehrgeiz der Armen, die mit der Fellowship nur den Augenblick ersehnten, wo sie sich das Leben ebenso bequem wie jene einrichten könnten. Von beiden mufste sich Wordsworths tiefinnerliche Natur abgestofsen fühlen. Als das Verächtlichere erschien ihm aber doch der niedere Ehrgeiz. Mit Ekel wendet er sich von ihm ab:

„Von kleinen Eifersüchtelein, Triumphen
Lafst andre sprechen, die mehr davon wissen.“

Bald fand er wieder nur Befriedigung darin, das Leben, wie er es in Hawkshead geführt hatte, fortzusetzen. Die Einsamkeit draufsen in der freien Natur gab ihm wieder mehr als alle Weisheit in den Kollegienmauern es vermocht hätte. Mit Entzücken wanderte er an schönen Winterabenden in den herrlichen Parks an den Ufern des

Camb, bis die Stimme des pünktlichen Wächters den einsamen, einzigen Wanderer zurückrief. Das waren für ihn Stunden beseligender Träumerei, in denen ihm die Gewifsheit seines Dichterberufes kam:

„Denn was ich sah, es atmet innres Leben."

Wenn er heimkam, drückte sich dies innerliche Erlebnis in Mienen und Gebärden aus, und wie in Hawkshead hielt man ihn für geistesverwirrt — „mit Recht" wie er sich rühmt:

„.... Wenn Tollheit heifset der Gedanke,
Der in mir zur Erleuchtung reifte ...."

Das Beste, was ihm das Universitätsleben zu bieten vermochte, war die Erinnerung an die grofsen Vorgänger, die berühmten Schatten, die durch die Räume des alten Baues schwebten. Von seinem kleinen Zimmer über der Küche, deren geschäftiges Summen oft zu ihm heraufdrang, konnte er die phantastische Kapelle von Kings-College erblicken. Dort lag er oft in mondhellen Nächten und spähte herüber, zur Statue von Newton, die unter dem Fenster steht. Der ernste, schweigende Geist Newtons trat ihm vor die Seele, und seine Gedanken schweiften mit auf der Bahn des einsamen Denkers. Seine Interessen gehörten damals grofsenteils mathematischen Studien, denen er auch später immer Teilnahme bewahrt hat. Inniger noch ging er den Spuren der grofsen Dichter nach:

„Nah bei der Mühle dort von Trompington
Lacht' ich mit Chaucer an der Weifsdornhecke
Und hört' die Vögel ihn Geschichten lehren
Verliebter Leidenschaft. Ich sah den Barden,
Den sich die Musen gern als Knappen wählten,
Den sanften Spencer durch den Wolkenhimmel,
Gleich seinem Mond an Schönheit, sich bewegen;
Ich nannt' ihn Bruder, Englands Sohn und Freund."

Mit ganz besonders begeisterter Verehrung erfüllte ihn aber die Erinnerung an Milton, dessen Genius er sich am nächsten verwandt fühlte. Er ist später auf der Höhe seines Ruhmes oft mit diesem Dichter verglichen und ihm sogar gleichgestellt worden. Zwar scheint für den ersten Anblick die Verschiedenheit in den Cambridger Studienjahren der beiden recht beträchtlich; denn Milton hatte sich, sehr anders als Wordsworth mit eisernem Fleifse auf die Studien geworfen, die schon dem Knaben seine Welt ausmachten. Für beide aber war Freiheit das höchste Streben; sie suchten sich selber das Feld aus, auf dem ihr Geist sich am ungehemmtesten bethätigen konnte; sie hafsten den dürren Zwang und die pedantische Methode, welche die Universität als die einzige Staffel, auf der man zu ihren Ehren steigen kann, aufstellte. Beide verzichteten daher auch lieber auf diese Ehren, als dafs sie sich unterworfen hätten. Auch eine gewisse Gleichheit ihrer litterarischen Neigungen läfst sich verfolgen. Die Bewunderung für das Altertum war bei Milton, der der Renaissancezeit noch nahe stand und sich selber zunächst das Ziel setzte ein lateinischer Dichter zu werden, wohl origineller und tiefer als sie bei Wordsworth in einer Zeit sein konnte, in der sie als hergebrachte Grundlage der Bildung selbstverständlich hingenommen wurde, aber auch diesen begleitete sie durch das Leben und gab ihm, wenn nicht die Form des Dichtens, so doch die des Denkens. Überraschender ist es, dafs auch die italienische Litteratur damals Wordsworth mit leidenschaftlicher Zuneigung erfüllte, wenn sie ihn auch zu keinem Comus begeistert hat. Und so weit auch später auf dem Gebiete der Religion die Wege des Independenten und des Tory auseinandergegangen sind, so war damals und

noch geraume Zeit später auch Wordsworth der tiefe Unwille über den Verfall der Staatskirche eigen. Mit einer Heftigkeit, die derjenigen Miltons wenig nachgiebt, schilt er auf die verrottete religiöse Erziehung in Cambridge:

. . . . . „Seid weise
Ihr Ältesten und Priester! Eh' der Geist
Der alten Zeit sich nicht erneut, die Jugend
Zu frommen Dienste nicht erzogen wird,
Stellt euer Läuten ein. Es ist ein Ton
So hohl, als einer je die Luft durchschnitt;
Und euer äufserlich Gebahren häuft
Nur Schande auf die Pfeiler unsrer Kirche,
Dafs selbst der Gottesdienst im fernsten Dorfe
Darunter leidet."[1]

Auch eine kleine heitere Seite fehlt in den Beziehungen unseres Dichters zu seinem Vorbilde nicht. Tief beschämt gesteht er sich und uns im Präludium, — dafs er einmal in Miltons einstigem Zimmer ein Glas zu viel getrunken habe. Diese Abbitte vor dem Schatten des puritanischen Sängers entlockt uns ein Lächeln, zumal wenn wir bedenken, dafs Wordsworth in „einer Zeit fast allgemeiner Trunkenheit" studierte. Ungleich freilich hat das Leben Wesen und Begabung der beiden geistesverwandten Dichter entwickelt. Von dem Treiben um sie nicht abgezogen und nicht beeinflufst, sind sie dem Ziele zugegangen, nach dem ihr Genius sie führte, der eine den aufreibenden politischen Kämpfen, der andere der rastlosen Gedankenarbeit in der Stille, um gerade in und durch ihre Einseitigkeit ihr Bestes zu vollbringen.

In die Zeit des Cambridger Aufenthalts fallen Wordsworths erste gröfsere litterarische Leistungen. Doch auch

1) Prel. lib. III.

zu ihnen fand er die Anregung nicht in Cambridge, sondern in den heimischen Bergen. Der „Abendspaziergang“ (The evening walk) ist eine Frucht der Ferien, die er mit seiner Schwester, der er gewidmet ist, an den Seeen verlebte.

Der Titel deckt sich in der That mit dem Inhalt des ausführlichen Gedichtes. Ein Abendspaziergang am Seegestade giebt dem aufmerksamen Beobachter der Natur eine Fülle von Eindrücken, Bildern und Gedanken, die sein Dichterwort zu veranschaulichen und festzuhalten sucht. Er hat sich hier noch eng an sein Vorbild, die Jahreszeiten von Thomson, angelehnt, nicht allein in der Form des fünffüfsigen paarweis gereimten Jambus, sondern auch im Gange der Beschreibung.

Einzelne Bilder wie das des stolzen Hahnes[1] sind direkt von Thomson beeinflufst, andre wie die schöne Stelle vom Sonnenuntergang sind sogar wörtlich entlehnt. So erscheint das Gedicht in seinem äufseren Gewande wie eine Studie an Thomson, nur eines in der unendlichen Reihe der Nachahmungen, die das grofse beschreibende Gedicht im In- und Auslande erfahren hat. Auch geht der Abendspaziergang keineswegs über die Gattung heraus; der Landschaft dieses Spaziergängers fehlt jede Spur der Belebung durch kulturhistorische Beziehungen, wie sie in Schillers Spaziergang den Menschen gleich einem Riesen über die Natur hinauswachsen lassen. Und doch fühlen wir hier ein inneres Leben, das noch von einem oft dunklen Ausdruck gebunden alle die kleinen, der Natur abgelauschten Züge durchglüht. Wordsworth ist nicht mehr der beschauliche Beobachter Thomson, der mit

1) Siehe Übersetzung Nr. I.

Freude und Dankbarkeit die Gröfse des Schöpfers in der Pracht und Lieblichkeit der Schöpfung erkennt. Wir fühlen in diesem Gedichte schon etwas von dem persönlichen Verhältnis des Dichters zu seiner Geliebten, der Natur. Ein Gefühlsausbruch wie der folgende wäre dem kühlen Zuschauer Thomson noch unverständlich gewesen:

„Einst lehrte ich dem Echo eurer Hänge,
Ein glücklich Kind, die wilden, frohen Sänge.
Nicht fand der Geist in selbstgeschaffnem Leide
Den Trost für das, was ihm gebricht an Freude.
Der Jugend scharfem Auge war nicht ferne
Des Morgens Sonne und zur Nacht die Sterne.
Gleich lauscht' der Dommeln dumpfen Ruf im Rohr,
Der Schnepfe Pfiff' im Mondenlicht mein Ohr.
Gedankenlos und froh strich ich durchs Land;
Die Hoffnung nur war mir als Schmerz bekannt."

So begreifen wir wohl, dafs Coleridges scharfes Auge schon in diesem Gedichte die Eigenart entdeckte, und dafs beim ersten Lesen der Wunsch in ihm wach wurde, den Verfasser kennen zu lernen.

Das Gedicht wurde erst 1793 zugleich mit einem anderen derselben Gattung, den „beschreibenden Skizzen" (descriptive sketches) veröffentlicht.

Kurz vor dem Examen, im Herbste 1790, schnürte unser Student leichtsinnig sein Bündel, um, was damals noch eine Seltenheit war, eine Fufstour durch die Schweiz zu machen. Dieser Entschlufs war für alle Freunde und Verwandten eine arge Enttäuschung; denn damit schlug er ihre Hoffnung, ihn sein Examen mit Auszeichnung bestehen zu sehen gänzlich nieder. Er dagegen zog wohlgemut und sorgenfrei mit einem Studiengefährten dem ersehnten Ziele zu, um in den wenigen Wochen der Freiheit so viel wie irgend möglich zu geniefsen. Freilich

wagte er nicht, über London zu gehen, um sich nicht den Vorwürfen des etwas pedantischen Bruders Richard, der dem wohlhabenden Kaufmann entgegenging, unnötig auszusetzen.

Jener Freund Robert Jones begegnet uns auch später noch häufig als Wandergefährte des Dichters. Wordsworth hat ihm die beschreibenden Skizzen gewidmet und ihm bis in sein hohes Alter ein freundliches Andenken bewahrt. Galt dies auch mehr dem guten Kameraden und hören wir nichts von gleichen geistigen Interessen, so verdient er doch als einziger Freund dieser Zeit eine Erwähnung. Er wurde ein guter Bürger und Familienvater; sonst ist nichts über ihn zu berichten.

Diese Reise führte Wordsworth mitten durch das aufgeregte, von den ersten Revolutionsstürmen erschütterte Frankreich. Seltsam genug, hat er es nicht anders als mit den Augen eines neugierigen Zuschauers betrachtet; und wir müssen seiner Versicherung glauben, dafs er die Revolution, die schon ein kurzes Jahr später sein ganzes Wesen aufrütteln sollte, damals nur „wie aus der Ferne sah." Die Chartreuse mit ihren grofsen religiösen Erinnerungen, die aus den stillen Mauern zu ihm reden, die Via mala, von Zigeunern belebt, der Wildheuer, der mit Lebensgefahr sein Brot verdient und doch zufrieden und heiter ist, — das sind die Bilder, die ihn tief berühren. Nur der Schlufs, der die glückliche Freiheit der Schweizer den Sklavenbanden, die Frankreich drücken, gegenüberstellt, und in ein begeistertes Gebet für sie ausklingt, zeigt, dafs dieses Gedicht schon in einer Zeit abgeschlossen wurde, als er diesen politischen Ideeen näher getreten war: während seines zweiten Aufenthaltes in Frankreich.

Für jetzt eilte er nach Cambridge zurück, nur, um hier noch seinen Grad als B. A. zu nehmen, der ihm im Januar 1791 zuerkannt wurde. Er schied aus der Universität wenige Wochen, ehe Coleridge dort als junger Student einzog. Die nächsten Monate sehen wir Wordsworth in London sich in geschäftigem Müfsiggange nach einem Beruf umsehen. Die Verwandten beeilten sich, ihm mit mancherlei Vorschlägen zu Hilfe zu kommen. Zum geistlichen Amt — was am nächsten lag — fühlte er sich nicht berufen. Er hatte Kriegsgeschichte mit Interesse studiert, und fühlte in sich „ein Talent zum Befehlshaber.“ Es ist ein fast komischer Gedanke, sich unsern Dichter im Soldatenrock vorzustellen. Ein Onkel schlug orientalische Sprachen vor. Sogar der Plan eine Zeitung zu gründen wurde eine Zeit lang ins Auge gefafst, um bald wieder verworfen zu werden.

Doch so sehr die andern sich um ihn Sorge machten — denn selbst Dorothy schreibt bekümmert um den Lieblingsbruder —, ihm selbst scheint diese Ungewifsheit keine grofsen Skrupeln bereitet zu haben. Wenigstens hören wir nichts derart im Praeludium, um so mehr aber von dem seltsamen, fast dämonischen Eindruck, den die Riesenstadt auf ihn machte. Er liefs das Londoner Leben mit allen seinen Zerstreuungen auf sich wirken; er nahm an Volksbelustigungen teil, ging ins Theater und Parlament, wo er sich an Burkes Beredsamkeit berauschte, noch ohne Ahnung, dafs er ihn binnen kurzem als seinen und der Freiheit Feind hassen werde; ja selbst in die moralische Versumpfung des hauptstädtischen Lebens scheute er sich nicht zu blicken. In seine bleibende Entwicklung jedoch hat dieser Aufenthalt trotzdem gar nicht eingegriffen; er fühlte sich auch jetzt schon als der einsame

Beobachter, der von einem erhöhten Standpunkte aus die wirren Teile als ein Ganzes zu erfassen suchte und dieses wieder über die Mauern der Stadt hinaus als einen Teil der Natur begriff. So berichtet er wenigstens im Praeludium. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit er im künstlerischen Wohlgefallen an der Einheit seiner Entwicklung hierbei von der Wirklichkeit abgewichen ist.

Gewifs aber hat er mit seiner „armen Susanne“ die Sehnsucht empfunden, die dem Milchmädchen mitten im Häusermeer der Hauptstadt beim Zwitschern des Vogels den ganzen Zauber der geliebten Heimatberge vor die Seele führt.[1] So oft er später auch in London war, heimisch hat er sich dort nie gefühlt. Wohl hat ihm der Blick von der Westminsterbrücke den Stoff zu einem seiner schönsten Sonette[2] gegeben; doch es war nicht das wirre, unaufhaltsame Leben und Treiben, das sich dort am Tage unter den Türmen der Abtei und des Parlamentshauses zusammendrängt, sondern im Gegensatz hierzu die tiefe Ruhe am frühen Morgen, die ihn rührte.

„Die Häuser scheinen selbst in Schlaf versenkt,
Der dieses ganze mächtige Herz umfängt.“

Lange durfte jedoch dieses unthätige Londoner Leben nicht fortgehen, wollte er nicht alle erzürnen, die teil an ihm nahmen. So faſste er denn einen Entschluſs, der noch für lange Zeit die lästige Berufsfrage hinausschob. Er ging nach sechsmonatlichem Aufenthalt in der Hauptstadt im August 1791 nach Frankreich, um die französische Sprache zu erlernen. Es waren keine revolutionären Sympathieen, die dabei ins Spiel kamen. Denn

1) Siehe Übersetzung Nr. II.
2) Siehe Übersetzung Nr. LXIII.

noch in Paris schaute er als kühler Beobachter in den brodelnden Hexenkessel des Revolutionskraters. Er steht auf den rauchenden Trümmern der Bastille und gesteht sich, dafs ein flüchtiger Enthusiasmus noch Verkleidung war:

„Ich suchte etwas, was ich noch nicht fand,
Bewegung heuchelnd mehr, als ich sie fühlte."

Weit tiefer ergreift ihn der Anblick von Lebruns Magdalena als das Schauspiel des um den Freiheitsbaum jubelnden Volkes. Nach kurzem Bleiben eilte er seinem Reiseziel Orleans zu, dessen Bewohner schon seit Addison bei den Engländern im Rufe standen, ein besonders reines Französisch zu sprechen.

Hier fand er alles in leidenschaftlicher Aufregung. Jeder mufste Partei nehmen; Freundschafts- und Familienbande erwiesen sich zu schwach, um unter dem mächtigen Drucke der politischen Interessen nicht zu zerreifsen. Am heftigsten war die Erregung in den Offizierkreisen. Noch war ein alter Stamm vorhanden, der entschlossen lieber mit dem Feinde paktieren als die Hand zur Umwälzung bieten wollte; doch ihre Reihen lichteten sich von Tag zu Tage. Wordsworth, der anfangs in diesem militärischen Kreise verkehrte, sah sich bald von einem Manne angezogen, der sich mit schwärmerischer Energie zum Anwalte des Volkes gemacht hatte, dem Revolutionsgeneral Beaupuis. Mit Begeisterung und Liebe hat der Dichter im Praeludium sein Bild gezeichnet: Der schöne, hinreifsend liebenswürdige Mann, der als Liebling der Frauen und als eine Zierde der Gesellschaft bisher ein Schmetterlingsdasein geführt hatte, wird plötzlich durch den Mahnruf der Revolution aufgeschreckt. Nach Art solcher schnell Bekehrter stellt er von diesem

Augenblicke an alle seine Kräfte in den Dienst der neuen Sache; sein früheres Leben mit seinen Eitelkeiten und nichtigen Interessen ist für ihn versunken, trifft er doch auf Schritt und Tritt Zeugen des menschlichen Elends, das um Hilfe ruft. Als er einst auf einem Spaziergang mit Wordsworth ein halbverhungertes Mädchen sieht, das in der Erde grabend sich um den dürftigen Unterhalt der Familie müht, bricht er mit Thränen in den Augen in die Worte aus: „Das ist der Fluch und das Elend unsres Volkes; um dies zu heilen, müssen noch Blut und Thränen in Strömen fliefsen.“

Diesem Mann sollte es nun nicht schwer werden, den jugendlichen Dichter zu gewinnen. Ihn, der in der Landschaft der Freeholders aufgewachsen war, berührte besonders tief der Kontrast des gedrückten und armseligen französischen Bauern zu seinen näheren Landsleuten. Aber wie hätte nicht überhaupt der Dichter der persönlichen Unabhängigkeit dem Genius der jungen Freiheit opfern müssen, dem selbst die so viel älteren und besonneneren deutschen Dichter damals noch huldigten! In täglichen Gesprächen mit dem schwärmerischen Freunde, der Essen und Trinken über seinen Ideeen und Hoffnungen vergafs, baut sich ihnen ein Traumgebäude von Volksglückseligkeit auf, in dem Mangel, Not und Armut keine Stätte fanden:

„O froher Schwung der Freude und der Hoffnung!
Welch' mächtige Hilfe war auf unsrer Seite,
Wir, die wir stark und fest in Liebe waren!
's war Freude, nur den jungen Tag zu sehen,
Doch damals jung zu sein, war reiner Himmel.“ [1]

1) Siehe Übersetzung Nr. XXXVII. 5.

Was schadete es da, wenn die Nachrichten von den ersten Greuelthaten aus Paris eintrafen, für kühlere Naturen beunruhigende Zeichen der kommenden Schreckensherrschaft? Man wufste ja: dafs Blut und Thränen in Strömen fliefsen mufsten! Selbst die furchtbaren Septembermorde mufsten möglichst schnell vergessen werden, um den Traum vom Anbruch der goldnen Zeit nicht zu stören!

In dieser Stimmung nahm Wordsworth im Oktober 1792 von seinem Freunde und von Orleans Abschied. Er sollte Beaupuis nicht wiedersehen. Im Revolutionsheere, das gegen die Vendée aufgeboten wurde, fiel er:

„Erhabenem Befehl gehorsam, fechtend
Am Strand der unglückseligen Loire."

Es entspricht ganz dem klassicistischen Gewande, in dem sich die französische Revolution gefiel, wenn auch unser Dichter den Verstorbenen durch die Vergleichung mit Dion, dem philosophischen Tyrannenfeind, feiert.

Wordsworth ging jetzt nach Paris mit dem festen Vorsatz, thätig Hand an das grofse Werk der Volksbefreiung zu legen. Mit welch anderen Augen sah er die Stadt wieder; er jubelte den Girondisten zu, die damals auf dem Gipfel ihrer Macht standen. Der König war gefangen, die Invasionsheere waren zurückgeschlagen — zu keiner Zeit waren die Weltbeglückungspläne in den Pariser Köpfen mächtiger. Kein Wunder, dafs es dem begeisterten Schwärmer nicht einfiel, dafs er, fremd, ja als Ausländer beargwohnt und nicht einmal der Sprache ganz mächtig, den gröfsten Gefahren ausgesetzt war. Doch in der Heimat dachten die Freunde für ihn. Man entzog ihm seine Einkünfte und zwang ihn durch dies einfachste aller Mittel noch vor dem Beginne des Jahres 93

zur Rückkehr. Im Praeludium zwölf Jahre später konnte er diese Wendung schon als ein Glück bezeichnen, während sie ihm jetzt den gröfsten Schmerz bereitete.

Wieder sehen wir ihn hierauf in London, das ihm bei seinen hochfliegenden Träumen jetzt nur ein trauriger Aufenthalt war. Er fand England am Vorabend des Krieges mit Frankreich; der Rausch, welcher vor 3 Jahren bei der Nachricht des Bastillensturmes auch hier alle Gemüter erfafst hatte, war verflogen. Damals war selbst Pitt von Bewunderung hingerissen gewesen, Fox und Sheridan waren zu dauernden Freunden der Revolution gewonnen worden; und gewifs ist es ein Zeugnis für Burkes überragenden politischen Sinn, dafs er, der eben noch ein unermüdlicher Verteidiger der amerikanischen Freiheit gewesen war, sich der französischen Bewegung gegenüber von Anfang an betroffen und vorsichtig äufserte. Damals hatten weite Kreise des Volkes mit Spannung und Hoffnung über den Kanal geblickt; alle unzufriedenen Elemente regten sich, ein Revolutionsverein wurde gegründet, an dessen Spitze sich bekannte Radikale und Dissenters wie Price, Priestley und Paine stellten. Wohl hatten die nächsten Ausschweifungen in Paris einen Teil der Begeisterten abgekühlt, und Burke trat nun offen in Wort und Schrift auf die Seite der Bekämpfer; doch gerade bei der berühmten Trennung Burkes von seinem alten Freunde und Gesinnungsgenossen Fox zeigte sich die öffentliche Meinung noch ganz auf der Seite von Fox und sah Burke beinahe als Verräter an der Sache der Freiheit an. Bald darauf veröffentlichte dieser seine Reflexionen über die französische Revolution, in denen er zuerst den Engländern an der Hand ihrer eignen historischen Entwicklung bewies, dafs die Prinzipien der französischen Revolution

für sie unhaltbar und nichtig seien, in denen er mit der ihm eigenen Beredsamkeit und Heftigkeit der Revolution den Spiegel vorhält und den Franzosen, er der praktische Engländer, das Wort zuruft: „Ihr fangt einen Handel ohne Kapital an.“

Ein ganzes Heer von Federn setzte sich in Bewegung, um die freiheitsfeindliche Tendenz dieser Schrift zu bekämpfen, und die Leidenschaftlichkeit der Polemik des grofsen Publizisten bot manchen Angriffspunkt. Die bedeutendste dieser Gegenschriften ist unzweifelhaft Paines Abhandlung über die Menschenrechte. Der historischen Anschauungsweise Burkes tritt hier ein ganz ungeschichtliches amerikanisches oder jakobinisches Republikanertum — für Paine fiel beides zusammen — entgegen, obwohl er selber behauptet, für keine Staatsform eine besondere Vorliebe zu hegen. Wenn Burke auf die grundsätzliche Verschiedenheit der „glorreichen Revolution“ von 1688 und der französischen hingewiesen hatte, so besafs diese Berufung für Paine keinen Wert. Sie ist ja von der Sonne der Vernunft, die die amerikanische und französische Revolution durchleuchtet, in den Schatten gestellt. „Die Zeit wird bald kommen“, ruft er einmal aus, „da die Menschheit es kaum verstehen wird, wie ein Land, das sich frei nennt, nach Holland senden konnte, um einen Mann dort her zu holen, ihn mit Macht umkleidete, nur um sich selbst in Furcht vor ihm zu beugen, ihm fast eine Million £ giebt, um sich und die Nachkommenschaft in ewiger Abhängigkeit zu halten.“

Nicht minder radikal wandten sich Priestleys Abhandlungen gegen die bestehende Kirche. Der grofse Naturforscher hatte eine fast mystische Neigung zum Urchristentum, und sah alles Heil der Menschheit in der Rückkehr

zur ersten reinen Lehre. In seiner Geschichte der Verderbnis des Christentums erklärt er jede Art von Dogma als Abfall und Mifsbrauch.

Wohl drückten diese Stimmen auch jetzt noch die Gesinnungen von Tausenden aus; aber sie waren doch keineswegs das Organ der breiten Masse des Volkes oder der tonangebenden Klassen; sie waren zu Äufserungen einer verschwindenden Minorität geworden; und Burke hatte mit seinem nach beiden Seiten unhöflichen Vergleiche recht: „Weil ein Dutzend Heuschrecken unter dem Farnkraut das Feld von ihrem aufdringlichen Geschrei ertönen machen, während Tausende von grofsen Rindern unter dem Schatten der britischen Eiche ruhen und schweigend wiederkäuen, so glaube man doch nicht, dafs die, welche Spektakel machen, die einzigen Bewohner des Feldes sind, oder auch nur, dafs sie überhaupt etwas anderes sind als kleine, verschrumpfte, magere, wenn auch laute Eintags-Insekten.“

Ein höchst charakteristisches Zeichen der allgemeinen Stimmung war es, dafs die einzige gröfsere tumultuarische Volksbewegung in London im Jahre 1791 sich grade gegen Priestley und seine Genossen richtete. So sehr auch Priestley mit seiner Verehrung des Urchristentums die französischen Religionsverächter in Erstaunen setzte, so leicht wurde es seinen geistlichen Gegnern in England das religiös-konservative Volk durch den Hinweis auf diese seine Freunde von der Verderblichkeit seiner Tendenzen zu überzeugen. Während er eine neue Kundgebung der Revolutionsgesellschaft vorbereitete, wurden sein Haus und seine Bibliothek geplündert und zerstört und er selbst zur Auswanderung nach Amerika gezwungen. So war es ein Irrtum, allerdings ein verzeihlicher, der

französischen Nationalversammlung, wenn sie die pathetischen Adressen radikaler Vereine in England für Kundgebungen des englischen Volkes hielt, und wenn sie meinte, dafs auch dieses nur auf den Befreier harre, um sein Joch abzuschütteln. Jede neue Blutthat in Frankreich verminderte die Zahl der Revolutionsfreunde in England. Nach der Enthauptung des Königs war auch die politische Partei, die zu Fox hielt, zu einer geringen Minorität zusammengeschmolzen, die sich nur vergeblich gegen den Krieg auflehnte. Dieser wurde nicht nur von Pitt als eine politische Notwendigkeit aufgefafst, sondern war auch eine laute, fast allgemeine Forderung des Volkes.

Dafs es aber auch jetzt Kreise gab, die noch auf Jahre hinaus das Revolutionsbanner hochhielten, zeigt die Litteratur jener Zeit. Die Universitäten waren zwar in ihrer Hauptströmung nach kurzem Schwanken wieder in konservative Bahnen eingelenkt; aber unter den jüngeren Mitgliedern regte sich bisweilen noch die Opposition. Zwei damals noch unbekannte Jünglinge, Samuel Taylor Coleridge in Cambridge und Robert Southey in Oxford, fühlten sich so tief mit der bestehenden Ordnung von Staat und Kirche zerfallen, dafs sie auf die Ehren und die Geldvorteile der Universität verzichteten und miteinander verabredeten, ihren Traum von Freiheit und Gleichheit zur Wirklichkeit zu machen. Doch waren auch sie zu klug oder zu ungeduldig, um diese Verwirklichung von einem Umsturz in der Heimat zu erwarten. Sie warben unter ihren Bekannten für eine Auswanderung nach Amerika, um an den Ufern des Susquehannah einen „pantisokratischen Freistaat“ zu errichten.

Von Wordsworth, der als Student diesen Ideeen noch fremd gegenübergestanden hatte, erfahren wir auch

jetzt nichts, was darauf hindeuten könnte, daſs er den Kreisen seiner englischen Gesinnungsgenossen persönlich nahe getreten wäre. Nicht als ob er in seinen Überzeugungen wankend geworden wäre; im Gegenteil: sein Auge war unentwegt einzig über den Kanal gerichtet, und so ausschlieſslich erwartete er von dorther das Heil, daſs selbst die Bemühungen um Abschaffung der Sklaverei, die damals im Parlament einen günstigen Boden fanden, ihm nur ein spöttisches Achselzucken abgewannen. Alles das würde ja ganz von selbst kommen, wenn nur erst Frankreich seine Mission erfüllt habe. Da kam der Krieg, und mit ihm die bitterste Zeit im Leben des Dichters. Er konnte sich in dem Zwiespalt seiner Gefühle nicht mehr zurecht finden. Der Krieg galt ihm als ein Schandfleck für sein Vaterland, und seine Wünsche und Gebete um Erfolg gehörten dem Feinde:

„Höchst traurig, Freund, war damals all mein Denken
Bei Tag und Nacht.“

Aber auf der andern Seite wandte er sich jetzt mit Entsetzen von der Pariser Schreckensherrschaft ab:

„Oh furchtbar allen denen, die nie hofften,
Und deren Hoffen starb; am schlimmsten aber
Zerriſs es jene, deren Hoffnung lebte.“

Aus dieser Stimmung heraus hat Wordsworth ein kleines Pamphlet verfaſst, das er selbst jedoch nie veröffentlicht hat, und das erst nach seinem Tode in der Sammlung seiner Prosaschriften unter dem Titel: „Apologie der französischen Revolution“ erschienen ist. Äuſsere Gründe mögen ihm diese Zurückhaltung auferlegt haben. Der Titel heiſst im Manuskript: „Ein Brief an den Bischof von Landeff über das seltsame Geständnis seiner politischen Grundsätze im Anhange zu seiner letzten Predigt.“

Dieser Anhang — es war damals allgemeine Mode der kirchlichen Parteiführer, Predigten mit solch politischen Anhängseln zu verbrämen — ist ziemlich zahm und vorsichtig und führt ohne besondere Beredsamkeit dem englischen Volke zu Gemüte, welche Vorteile die eigne Verfassung dem revolutionären Verlangen nach einer Republik gegenüber habe. „Die gröfste Freiheit, die wir genieſsen können", bemerkt der Bischof, „die gröfste Sicherheit, die uns für Charakter, Eigentum, persönliche Freiheit, Blut und Leben gegeben werden kann, wird einem jeden durch unsere Verfassung bereits gewährt." Oder: „Laſst uns nie vergessen und laſst es uns den Herzen unserer Kinder einprägen, daſs wir von beiden (Freiheit und Gleichheit) so viel, als sich mit den Zwecken der bürgerlichen Gesellschaft verträgt, schon besitzen." Das sind Sätze, die zu sehr Burkes Beredsamkeit ermangeln, um nicht leer und nichtssagend zu scheinen. Gegen sie fährt der junge „Republikaner" besonders heftig auf. „Schon Burke erregte den allgemeinen Unwillen, als er uns glauben machen wollte, daſs wir durch einen unauflöslichen Pakt mit einem toten Pergament für alle Zeit an unsere Verfassung gebunden seien." Der Bischof strebt in seinen Augen nach demselben verabscheuungswürdigen Ziele, aber mit weit gefährlicheren Mitteln; denn er will das Volk einlullen, daſs es meine: „es habe die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht und brauche nicht weiter zu streben." Wordsworth knüpft seine Verteidigung gerade an das Ereignis an, dessen Billigung die Feuerprobe des echten Republikaners war: die Hinrichtung des Königs. Sie gerade ist ihm ein Beweis dafür, wie schwach und hinfällig die jetzt bestehende Gesellschaft sei, die einen Einzelnen an eine Stelle gezwungen habe, die weit über

seine Kräfte und Talente hinausgegangen sei. Nach dieser Auseinandersetzung hatte er noch leichteres Spiel mit den Ausschreitungen der Schreckensherrschaft. Er will und braucht sie nicht zu verteidigen; wisse doch jeder Einsichtige, dafs eine Revolution nicht selber die Zeit wahrer Freiheit sei, sondern eine solche nur vorbereite.

Der Tag der Freiheit bricht für ihn an, wenn eine auf beschränkte Zeit gewählte Volksvertretung an die Spitze der Regierung tritt; nur sie werde das gröfste Übel der Monarchie, die Verschiedenheit der Interessen der Regierenden und Regierten, verhindern. Jeder Republikaner, der weifs, wie sehr er unter schlechten Gesetzen leiden müsse, werde vorsichtig sein, solche zu bestätigen. Er tritt nach Ablauf seiner Zeit in die Menge zurück, die so verhindert werde, die Macht des Amtes mit der der Person zu verwechseln. Das ganze Volk mufs daher zu der Fähigkeit zum Regieren erzogen werden. Nicht besondere Gelehrsamkeit, die dem Bauern und Handwerker mangelt, nur ein offnes Auge und gesunder Menschenverstand ist hierzu nötig, und diesen findet man in jenen Kreisen oft in höherem Mafse als in den sogenannten gebildeten.

Wordsworth tritt hiermit in den schärfsten Gegensatz zu Burke, der in seinen Reflexionen die französisch-amerikanische Maxime: „alle Arbeit ehrt", in hochmütiger Gentleman-Gesinnung bekämpft hatte: „Die Arbeit eines Friseurs oder Seifensieders kann keinem Menschen Ehre bringen. Der Staat soll solche Leute zwar nicht unterdrücken; doch würden sie, wenn sie einzeln oder in Masse regieren wollten, den Staat unterdrücken. Ihr glaubt damit Vorurteile zu besiegen und kämpft nur gegen die Natur." Welch andere Ansicht hatte der junge Wordsworth von

der „Natur des Menschen“, er, der gerade in diesen verachteten Klassen eine gröfsere Gewähr für gesunden und geraden politischen Verstand sehen wollte. In diesen Teilen der Schrift erkennen wir auch schon deutlich die Spuren jener Geistesrichtung, die Wordsworths ganzes späteres Leben beherrschte. Trotz aller torystischen Anschauungen ist er in diesem Zuge, wie er selber sagte, Chartist geblieben bis in sein höchstes Alter. Die Forderung einer allgemeinen Volkserziehung ist in dieser Schrift, die sich in allen politischen Ausführungen eng an Paine anlehnt, das besondere Eigentum des Verfassers. Er steht damals fast allein mit diesem Anspruch, es war derselbe ein Ausdruck seiner innersten Natur; und er ist für ihn in den verschiedensten Epochen seines Lebens immer wieder eingetreten.

Was auch die Gründe gewesen sein mögen, die unsern Dichter damals von der Veröffentlichung dieser Schrift abhielten, — war sein Pamphlet auch nicht so mit Galle getränkt wie die Entgegnung des im Leben sanften Fanatikers Gilbert Wakefield, so hätte ihn doch in jener Zeit einer kindischen Furcht vor den Flugschriften der Radikalen ein ähnliches Schicksal treffen können wie jenen, der seine leidenschaftliche Sympathie für Frankreich und seine Gegnerschaft gegen den politisierenden Bischof mit zwei Jahren Gefängnis büfsen mufste.

Gehemmt selbst im Aussprechen seiner Empfindungen, trieb es Wordsworth in jener Zeit ruhelos umher; von London wanderte er bald nach Wales, bald nach der Südküste, oder er streifte einsam in den Bergen; nur selten liefs er sich von einem Freunde, William Calvert, der seine innere Bewegung wenig teilte, begleiten. Das einzige dichterische Ergebnis dieser Jahre, ein kleines Epos

„Schuld und Sorge“ („Guilt and sorrow“) trägt seltsam den Stempel dieses unsteten Lebens. Einzelne Teile waren schon in Frankreich begonnen, wesentlich aber wurde es auf diesen Wanderungen ausgeführt. Besonders der äufseren Gruppierung des Stoffes hat diese Unstetheit geschadet. Das sehr umfangreiche Gedicht — es zählt neunundsiebzig neunzeilige Strophen — fällt ganz auseinander. Er selber hat dies eingesehen und damals nur einen Teil herausgehoben, den er unter dem Titel „die Vagabundin“ („the female vagrant“) veröffentlichte. Dieses Stück, die Geschichte eines vom Schicksal umhergeworfenen und verfolgten Weibes, hängt mit der Haupterzählung gar nicht zusammen, und zieht das Interesse von dieser viel zu sehr ab, als dafs man nicht wünschen müfste, dafs auch bei der späteren Veröffentlichung die Trennung beibehalten worden wäre.

Der Held in Schuld und Sorge ist einer jener edlen Verbrecher, wie sie seit Schillers Räubern, die alsbald auch in England übersetzt und viel gelesen wurden, beliebt waren. Nach qualvollen Jahren, die er als Matrose, zu verhafstem Kriege gezwungen, verbracht hat, hofft er die reiche Beute Weib und Kindern als Entgelt in den Schoos legen zu können. Als er sich auch um diese Aussicht betrogen sieht, kennen seine Wut und Verbitterung keine Grenzen. Nicht mit leeren Händen will er heimkommen; er erschlägt und beraubt einen Wandrer. Doch gleich nach der That ergreift ihn das Entsetzen; er flieht heimatlos, mit dem Kainsfluch beladen.[1] Schauer-

1) Brandl, Coleridge p. 206 sieht hierin einen direkten Einflufs von Gefsners Tod Abels, der Wordsworth, wie aus einer Erwähnung im Prelude lib. V hervorgeht, bekannt war. Doch ist die Ähnlichkeit wohl zu schwach, als dafs man auf be-

liche Eindrücke, wie der Körper eines Gehenkten und die öde Natur, schrecken ihn. Er trifft jene vagabundierende Frau, die in der Heimat Vertreibung und Armut, bei der Überfahrt nach Amerika entsetzliches Elend und Krankheit und in der neuen Welt alle Schrecken des Hungers und der Todesangst erlitten hat — ein merkwürdiges Gegenstück zu den Ideen, die damals Coleridge hegte, der drüben das Traumland des Menschenglückes zu finden hoffte. Voll Mitleid vergifst der edle Mörder für kurze Zeit das eigene Elend, um gleich darauf durch die Brutalität eines Vaters, der seinen Knaben fast zu Tode prügelt, an die eigene rohe That erinnert zu werden. Als er zum Schlusse auch noch sein sterbendes Weib trifft, das ihm mit einem letzten Blick der Liebe vergiebt, ist das Mafs seiner Schuld aber auch seines Leidens voll. Er geht gleich Karl Moor nach Amalias Tode hin, um seinen Richterspruch und seine Strafe zu empfangen.

Ein Bild des menschlichen Elends reiht sich hier an das andere; und überall tritt die eigene Schuld des Einzelnen zurück vor dem Unrecht, das fremde Gewalt an ihm verübt. Es geht durch dieses Gedicht die Klage und die Entrüstung darüber, „wozu der Mensch den Menschen gemacht hat“, wie Wordsworth in gereifterer Zeit es einmal ausspricht. Es atmet aus jeder Zeile der finstere und entschlossene Pessimismus, der sich ihm an den Ufern der Loire, in den Strafsen von Paris und London wie auf seinen einsamen Wanderungen in dürftigen Gebirgsgegenden bei der Beobachtung des verwahrlosten niederen

---

wufste Anlehnung schliefsen dürfte. Jedenfalls ist der Einflufs der Räuber stärker gewesen.

Volkes aufgedrängt hatte. Daſs diesen Armen werde geholfen werden, war die Hoffnung unseres Dichters gewesen; und noch einmal flammte diese Begeisterung hoch in ihm auf, als ihn auf einer seiner Streifereien die Nachricht von Robespierres Tod traf, um dann freilich bald für immer in Asche zusammenzusinken.

Kapitel II.

Leben der Geschwister in Racedown und Alfoxden. Coleridge und der Freundeskreis in Netherstowey.

Im Praeludium hat Wordsworth ein äufseres Ereignis als Anlafs für den Umschwung seiner Gesinnungen gegen Frankreich angegeben. Der Angriff des Direktoriums auf die Schweiz galt ihm als ein Abfall von der Sache der Freiheit, der ihn ganz ernüchterte. Auf dem Gipfel der Enttäuschung angelangt, fand er auch alsbald den festen Boden wieder, von dem aus er sich im wirklichen Leben umsehen und mit ihm abfinden konnte. In seinen Briefen lassen sich indessen schon früher Spuren finden, dafs das beruhigte Leben und die Ordnung der Heimat nicht ohne Einflufs auf ihn geblieben sind. Schon 1793 heifst es in ihnen einmal: „Ich mifsbillige zwar monarchisches oder aristokratisches Regiment, sei es auch in einer noch so milden Form, doch die Zerstörung dieser Institutionen, die ich verurteile, scheint mir zu sehr überstürzt zu werden. Schon vor dem Gedanken einer Revolution schrecke ich zurück."

Je mehr sich nun der Zwiespalt der Gefühle auszugleichen begann, um so unabweisbarer trat eine Frage an ihn heran, welche er über der öffentlichen Not vergessen hatte: die Frage nach einem Beruf. Auch jetzt noch war er unschlüssig. Die enttäuschten Verwandten

sahen nicht, dafs die Bedenken aller Art, die er gegen ihre Vorschläge vorschützte, ihren Grund nur darin hatten, dafs er jetzt mächtig in sich den Dichterberuf erwachen fühlte. Doch woher das Nötige zum Leben nehmen? Das Wenige, was Lord Lonsdale den Kindern seines Verwalters gelassen hatte, war für Williams Erziehung reichlich aufgebraucht worden; es war damals tiefste Ebbe in seiner Kasse. Da trat ein Ereignis ein, das ihn wie ein Wunder aller Sorge entrifs. Ein schwärmerischer Jüngling, Raislay Calvert, der Bruder jenes William, der Wordsworth ein treuer Wandergefährte gewesen war, wurde in seiner letzten Krankheit von ihm gepflegt. Er hinterliefs ihm zum Dank ein kleines Legat in dem freudigen Bewufstsein, welches Verdienst er sich damit erwerbe.

Dieser Zufall brachte unsern Dichter mit einem Male an das Ziel seiner Wünsche. Wir können die Wichtigkeit dieser Wohlthat nicht hoch genug für Wordsworth anschlagen. Nicht allein, dafs es ihm nun keinen Augenblick mehr zweifelhaft war, dafs er in irgend einem stillen Winkel der Heimat ausschliefslich seinen dichterischen Neigungen leben dürfte, es ward ihm so auch ermöglicht, mit einer Frau zusammenzuleben, die auf den schwer Lenkbaren einen Einfluſs als Menschen und Dichter gewann wie niemand sonst: seine Schwester Dorothy. Seitdem der Tod der Mutter vorzeitig das Familienleben im Wordsworthschen Hause aufgelöst hatte, waren auch William und Dorothy immer nur kurze Ferienwochen zusammen gewesen; und doch hatten diese genügt, die Zuneigung der beiden Geschwister immer mehr zu befestigen. Dorothy hatte von keiner so glücklichen Kinderzeit zu erzählen wie der Bruder. Sie war nach des Vaters Tode zu Grofseltern gekommen, die ohne das ge-

ringste Verständnis für den lebhaften Geist des begabten Kindes sich in der Enkelin nur eine Magd erziehen wollten. Nur die frühesten Morgenstunden, die sie dem Schlaf entzog, gehörten ihr und der Befriedigung ihres geistigen Hungers. Da klammerte sich ihre freudebedürftige Natur an die Erwartung der Ferien, wo sie mit dem geistig nahe verwandten Bruder alle ihre Gedanken, ihre grofsen und kleinen Sorgen teilen durfte. Mit der aufmerksamen Liebe einer Mutter folgt die jüngere Schwester der Entwicklung ihres Lieblings. Die andern mögen den fleifsigen Christopher ihrem William als Muster aufstellen; sie weifs genau, dafs eine viel höhere Begabung unter dem träumerischen Wesen des Älteren verborgen liegt: „Christophers Anlagen sind denen Williams ähnlich", schreibt sie an eine Freundin, „und seine Neigungen gehen in derselben Richtung, doch er wird sein Glück wahrscheinlich viel eher machen. Er ist nicht so warmherzig wie William, wenngleich auch er ein liebevolles Herz besitzt. Seine Fähigkeiten, obgleich nicht so grofs wie die seines Bruders, werden ihm von gröfserem Nutzen sein, da er keine besondere Vorliebe für einen Zweig der Wissenschaft hat, noch eine Abneigung gegen andere hegt. Er ist kein Freund der Mathematik, hat aber genug Energie, sie zu studieren, weil ohne dies es ihm unmöglich wäre, eine Fellowship zu erlangen. William, wie du gehört haben wirst, verlor die Aussicht auf eine solche, da er seine Neigungen nicht bekämpfen konnte. — William hat eine grofse Neigung für Poesie, was wahrscheinlich nicht zu seinem Fortkommen in der Welt beitragen wird. Seine Freuden liegen hauptsächlich in der Einbildungskraft: Er ist nie glücklicher, als wenn er in einer schönen Landschaft ist."

Nun war Wordsworth aus Frankreich zurückgekehrt. Der unselige innere Zwist drohte ihn aus seiner Bahn zu schleudern. Mit skeptischem Auge und zersetzendem Geiste betrachtete er die moralische und die sichtbare Welt:

„In so verkehrter, düstrer Leidenschaft
Bekriegte damals ich mein eignes Selbst,
Bigott in neuer Götzendienerei,
Wie ein geschorner Mönch abschwört der Welt,
Voll Eifers, mir vom eignen Herz zu reifsen
Die Quellen aller meiner frühern Stärke.“ [1]

Da sah er in der Schwester wie in einem Spiegel das eigene frühere Selbst. Sie hatte das Herz frei und das Auge klar behalten:

„Die Vögel, Büsche, auf dem Feld die Lämmer,
Wenn sie sie kennten, müfsten sie sie lieben,
Und schon ihr Dasein, deucht mich, atmet Liebe,
Dafs Blumen, Bäume und die stummen Hügel,
Worauf sie schaute, eine Ahnung fühlten,
Wie sie mit ihnen allen rings verkehrte.“ [1]

Ihrem besänftigenden, wohlthätigen Einfluſs verdankte er es zumeist, dafs er das Gleichgewicht allmählich wiederfand:

„— — — Ich schüttelte den Irrtum ab
Ganz und für immer; und ich stand aufs neue
Inmitten der Natur ein schaffend Wesen
Und ein empfänglich Herz.“ [1]

Wenn die beiden dann zusammen waren und auch Dorothy empfand, dafs sie dem Bruder gegenüber nicht nur die Empfangende sei, da nahm die Sehnsucht, mit ihm dauernd zusammen zu leben, immer mehr zu. Hören wir sie selber in ihrem anmutigen Geplauder: „Ich streifte in der Nachbarschaft umher, wo ich den Vogelsang und die geschäftigen Stimmen eines Sommerabends genofs“, schreibt

1) Prelud. lib. XII.

sie an jene selbe Freundin. „Doch ach, wie unvollkommen ist meine Freude, nun ich allein bin. Warum bist du nicht bei mir und mein geliebter William? Fast bilde ich mir ein: Ihr seid beide hier. Ich sehe, wie du ein Plätzchen bezeichnest, wo wir, könnten wir dort ein Hüttchen bauen und es unser eigen nennen, die glücklichsten Geschöpfe wären. Ich sehe, wie meinen Bruder der Gedanke befeuert, seine Schwester in solch ein kleines Heim zu führen; unser Wohnzimmer ist im Augenblick möbliert, und unser Garten durch Zauber geschmückt. Die Rosen und das Geisblatt sprossen auf unsern Befehl, der Wald hinter dem Hause erhebt sein Haupt und giebt uns Schutz im Winter und am Sommertage einen lauschigen Schattenplatz.“ Und vor der Freundin, die den Bruder noch nicht kennt, glaubt sie ihn durch eine genaue Schilderung erst rechtfertigen zu müssen, von der sie selber scherzhaft bemerkt: „Ich gebe zu, dafs die Hälfte der Tugenden, mit denen ich ihn begabt glaube, eine Schöpfung meiner Liebe sind.“ „Doch sicherlich ist mir das zu verzeihen“, fährt sie fort, „er ward niemals müde, seine Schwester zu trösten. Nie verliefs er mich im Unmut; immer begegnete er mir mit Freundlichkeit und zog meine Gesellschaft jedem andern Vergnügen vor . . . Du mufst mehr als einmal mit ihm zusammen sein, bevor er sich in der Unterhaltung ganz giebt. Dann spricht auch seine äufsere Erscheinung nicht sehr zu seinen Gunsten. Wenigstens glaubte ich das anfangs; doch bald sah ich das nicht mehr, und dachte sogar, dafs meine zuerst gefafste Meinung falsch war. Sein Aussehen ist indessen ziemlich alltäglich, obgleich er einen aufserordentlich gedankenvollen Ausdruck hat. Wenn er aber spricht, durchleuchtet ihn ein Lächeln, das ich für sehr einnehmend

halte. Doch genug — er ist mein Bruder; warum sollte ich ihn beschreiben? Ich verfalle doch wieder in ein Loblied.“

So schrieb die Frau, der Wordsworth nun wirklich das geträumte bescheidene Heim bereiten durfte. Kaum je haben sich zwei Menschen mit gröfserer Hoffnung und mit mehr „Berechtigung auf Glück zusammengefunden. Wo wäre auch eine Frau gewesen, die dem Dichter in seinen goldnen Tagen mehr Freund und Gehilfe sein konnte als sie, die schon so früh das Wesen des Bruders begriffen hatte? Auch Dorothys äufsere Erscheinung sprach nicht im ersten Augenblicke zu ihren Gunsten. Der Ausdruck in dem auffallend dunkelfarbigen Antlitz und den blitzenden, wilden Augen wechselte zu schnell, um sofort gefafst zu werden. So waren auch die Bewegungen der kleinen Gestalt zu lebhaft und hastig, um immer anmutig zu sein — so schildert sie De Quincey, und auch Coleridge schreibt nach dem ersten Besuch: „Wordsworth und seine ausgezeichnete Schwester waren bei uns. Sie ist eine Frau, fürwahr!, von Geist meine ich und Herz; denn ihre Person ist derart, dafs, erwartest du eine hübsche Frau, du eine ziemlich gewöhnliche finden würdest, wenn du eine gewöhnliche erwartest, so würdest du sie für hübsch halten. Doch ihr Benehmen ist einfach, lebhaft und eindrucksvoll. Aus jeder ihrer Bewegungen strahlt ihre unschuldige Seele so leuchtend, dafs, wer sie sah, sagen müfste: „Fremd und unmöglich war ihr jede Schuld.“ Ihre Kenntnisse sind reich, ihr Auge aufmerksam auf die kleinsten Züge der Natur und ihr Geschmack ein vollkommener Elektrometer: er neigt sich, stöfst ab und zieht an, je nach den feinsten Schönheiten wie nach den verborgensten Fehlern.“

Auch ihre Bildung war durchaus nicht gleichmäfsig. Zu sehr hatte sie sich von frühester Jugend an alles selbst erkämpfen müssen, als dafs sie nicht auch später nur das ergriffen und verarbeitet hätte, was ihrer stark ausgeprägten Natur congenial war. Sie hatte noch weniger als ihr Bruder Beruf zur Gelehrsamkeit, und auch die kleinen Versuche, die sie später hin und wieder machte, aus fremden Sprachen zu übersetzen, wurden bald bei Seite geschoben. „Was sie aber wufste und wirklich beherrschte", sagt De Quincey, „lag da, wo es nicht gestört werden konnte: im Tempel ihres eigenen, warmen Herzens." Dem Bruder kam es besonders zu gute, dafs sie mit ihm die Neigung zum Wandern teilte. Zu jeder Tages- und Jahreszeit, unbekümmert um Wind und Wetter war sie bereit, „im rüstigen Wanderkleid" den Bruder auf langen Spaziergängen zu begleiten. Halb versteckt erblicken wir sie so in einem anmutigen Gedichte, das ihre Eigenart doch deutlich wiederspiegelt:

„Im Wald traf ich Luisen heut."[1]

Mit aller dieser naturwüchsigen, fast trotzigen Wildheit vereinigte sie den aufmerksamen, stillen Blick des Dichters, die tiefe, innige Sympathie, die sie mit dem kleinsten, unbedeutendsten Leben um sie herum verband. Zugleich mit dem Bruder kann sie eine halbe Stunde lang einen Schmetterling beobachten. Mit warmer Zärtlichkeit schaut sie Tag um Tag dem Nestbau der Schwalben zu und ist unglücklich mit ihnen, als das Nest herunterfällt. Unzählige solcher Züge finden wir in ihren Tagebüchern, die sie schon in der ersten Zeit des Zusammenlebens mit dem Bruder begann, „um ihm eine Freude zu machen."

1) Nr. XXXV.

Diese Blätter sind ein beredtes Zeugnis dafür, dafs der schaffende Dichtergeist beiden gemeinsam war, wenn auch Dorothy nur selten die dichterische Form fand. Wie ein Kommentar zu des Bruders Gedichten muten sie uns häufig an, wüfsten wir nicht, dafs gerade im Gegenteil Dorothy es war, aus deren unmittelbar anschaulichen Berichten der Dichtergenius Anregung schöpfte. So lesen wir unter dem 15. April 1802: „Am Nachmittag brachen wir von Eusmere auf. Der Wind war heftig und wir glaubten umkehren zu müssen, der See sehr stürmisch. Als wir in die Wälder unterhalb Gowbarrow-Park kamen, sahen wir ein paar Narzissen dicht am Wasser stehen. Wir glaubten, der See habe den Samen ans Land geschwemmt und auf diese Weise sei die kleine Kolonie entstanden. Doch je näher wir kamen, um so mehr sahen wir. Endlich unter den Zweigen der Bäume angelangt sahen wir, dafs sie einen langen Gürtel am Ufer bildeten. Nie sah ich Narzissen so schön; sie wuchsen unter den moosigen Steinen um sie und über ihnen; einige ruhten ihr Köpfchen auf den Steinen wie auf Kissen aus, als wären sie müde. Die übrigen taumelten, hüpften und tanzten; es schien, als lachten sie wirklich mit dem Winde, der über den See blies. Sie sahen so lustig aus, so glänzend und wechselnd.“ Diesen Spaziergang hatte Wordsworth mit der Schwester gemacht und genossen; doch erst zwei Jahre später entstand das Gedicht, das diese lebhaft-anmutige Schilderung zur Grundlage hat.[1]

So waren ihre Tagebücher dem Bruder in Wahrheit das, was uns Bettina in ihrem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde in romantischer Selbstüberschätzung von

1) Nr. XXVIII.

ihren Briefen glauben machen will: eine Schatzkammer reicher dichterischer Eindrücke, die sein Genius, wenn er sie brauchte, gestaltete. Wordsworth hat die Schuld der Dankbarkeit gegen seine Schwester in seinen Gedichten reichlich abgetragen. Jedem Leser seiner Werke ist die Gestalt Dorothys gegenwärtig. Von dem kleinen Gedichtchen an einen Schmetterling,[1] wo seine Gedanken zu den Kinderspielen zurückeilen, von dem Märzlied, dem stimmungsvollen Klang aus den ersten Tagen ihrer gemeinsamen Wanderungen,[2] von der anmutigen Tändelei „Der Glühwurm“[3] bis zu den pathetischen Äufserungen in Tintern-Abbey und im Praeludium, wo er die Tiefe ihres Wesens zu erschöpfen sucht, überall tritt ihre kraftvolle und doch zart empfindende Seele, das wilde Naturkind und zugleich die besänftigende Harmonie ihres Einflusses uns lebendig entgegen:

— — — — „Wohin mein Fufs auch trat
War ihre Stimme mir wie Vogelsang,
Ein Licht war der Gedanke mir an sie,
Der unsichtbar mich überall begleitet,
Ein Duft, vom Winde nicht zu mir getragen.“[4]

Wiederum an die Freundin Mifs Pollart sendet Dorothy einen jubelnden Bericht über die neue Heimat, das kleine, enge Häuschen, das sie in Racedown in Dorsetshire, im Südwesten Englands gefunden haben. Auch hier erleichterte Freundessorge die erste Einrichtung. Ein gewisser Mr. Pinney bot den Geschwistern ein Häuschen, mit Möbeln und Büchern wohl ausgestattet, an, auch der Obstgarten dahinter fehlte nicht, er machte nur die eine

1) Nr. XVII. 2) Nr. III. 3) Nr. XIX.
4) Aus „der Einsiedler“ (the recluse).

Bedingung, dafs er selber im Sommer ein paar Wochen dort zubringen könne. Ein anderer Freund Basil Montagu gab ihnen seinen kleinen Sohn in Pension. Die Absicht war, noch ein oder zwei Kinder zu gewinnen; doch scheint es hierzu nicht gekommen zu sein. Die Einkünfte dieser ersten Zeit waren sehr schmal; Dorothy schätzt sie auf 70 bis 80 £ jährlich; doch geringer noch waren die Bedürfnisse dieser beiden Menschenkinder. Dorothy war entschlossen, „mit Macht“ zu arbeiten, war es doch ihr erstes Heim, und so unerwartet war sie zu dem Ziele ihrer Wünsche gelangt! Doch fanden sie nicht nur Zeit zu vielen Spaziergängen, auch die italienischen Dichter, schon von der Schule her Lieblinge Williams, wurden jetzt gemeinsam vorgenommen. Dorothy freut sich bald ihrer Fortschritte und berichtet, dafs sie Ariost zusammen lesen. William aber fühlte in sich einen Strom von Schaffenskraft, der nur in das richtige Bett geleitet zu werden brauchte.

Anfangs tastete er in der Wahl seiner Stoffe noch ungewifs umher. Seine ersten Arbeiten bewegen sich auf Gebieten, die seinem Talent ganz verschlossen blieben: der Satire und der dramatischen Poesie. Wenn er sich zuerst in Satiren im Stile Juvenals versuchte, so war er wahrscheinlich nur durch eine Buchhändlerspekulation dazu veranlafst worden. Er sah schnell seinen Irrtum ein, liefs das angefangene Werk liegen und weigerte sich auch später, etwas davon zu veröffentlichen. „Ich habe seit langer Zeit“, schreibt er 1806, „den Entschlufs gefafst, mich von aller persönlichen Satire frei zu halten. Ich will niemals etwas damit zu thun haben, soweit sie irgendwie private Fehler eines Individuums behandelt. In Bezug auf öffentliche Fehler und Mifsgriffe will ich nicht

dasselbe sagen, obgleich ich mich nur schwer entschliefsen würde, auch dahinein mich zu mengen.“

Seine schöpferische Thätigkeit aber wandte er jetzt einer Tragödie zu, das einzige Mal, dafs er sich in einer solchen versucht hat. Die Fabel in den „Grenzern“ (the borderers) hat sich ihm möglicherweise schon während seiner letzten Wanderungen in jenen Grenzstrichen von Cumberland in Penrith und Keswick ausgebildet. Redpath „Geschichte der Grenzer“, die ihm die notwendigen Daten geben sollte, nennt er selbst „ein miserables Buch, von dem man schwer begreife, wie es derart über einen solchen Gegenstand geschrieben werden könne.“ Jedenfalls stammt die Art der Behandlung aus den frischen Eindrücken der Revolution. In der Idee, die die Grenzerbande beseelt und zusammenhält: den Schwachen und Unterdrückten, die vor dem Gesetz ihr Recht nicht finden können, zu helfen und dem Bösewicht, der frei umhergeht, zu bestrafen — läfst sich eine direkte Einwirkung von Schillers Räubern nicht verkennen. Doch war die Selbsthilfe und die Volksjustiz, werde sie nun von grofsen Massen oder von einzelnen Banden ausgeübt, jedem Revolutionsfreunde zum Dogma geworden. Neben diesem Gedanken hat der Dichter aber, wie er selber angiebt, noch einen andern verkörpern wollen: dafs dieselben Sünden und Verbrechen aus gerade entgegengesetzten Charakteren hervorgehen können. Dem Bösewicht Oswald, dessen verdorbener Natur das Verbrechen nur eine folgerichtige Handlung ist, wird der edle hochherzige Führer der Bande, Marmeduke, dessen Fehler nur Leichtgläubigkeit und Vertrauen auf den falschen Freund sind, entgegengesetzt. Marmeduke liebt die Tochter eines blinden, von seinen Gütern vertriebenen Barons, der sie ihm aber trotz der

Gegenliebe des Mädchens verweigert, da er in dem Treiben der Grenzer nur ihre Gesetz- und Zügellosigkeit sieht, und durch den Zwischenträger Oswald gegen ihren Führer noch besonders eingenommen ist. Oswald weifs nun Marmeduke durch Lügen und Scheinbeweise zu dem Glauben zu bringen, dafs der blinde Mann sich Titel und Tochter nur angemafst habe, diese in der Absicht sie jetzt einem Wüstling zu verhandeln, um damit zu der gestohlenen Würde auch den Reichtum zu erlangen. Solche unnatürliche Verbrechen überliefern ihn dem Gerichte der Bande und dem Tode. Marmeduke kann sich zwar nicht entschliefsen, den blinden Mann zu erschlagen, aber er verläfst ihn in einer Einöde, ein Verfahren, das sich in seinen Augen zu einer Art Gottesurteil gestaltet. Oswald glaubt die That vollbracht und gesteht seine Intrigue. Als Motiv giebt er die Eifersucht und den Neid auf den fleckenlos reinen Charakter Marmedukes an, der ihm wie ein Vorwurf, ein Spiegel seiner eigenen Jugend war. Er hat ihn durch die Unthat zu seinesgleichen machen wollen. In furchtbarer Verzweiflung sucht Marmeduke den verlassenen Alten; zu spät — er findet ihn tot in den Armen der klagenden Tochter. Bei dem Geliebten hofft das Mädchen Trost zu finden, um von ihm zu erfahren, dafs er der Mörder ihres Vaters ist. Oswald fällt natürlich dem Gericht der Bande anheim, Marmeduke aber verurteilt sich selber zum Schicksal des Kain. Ruhe- und friedlos will er umherwandern mit dem Gespenst des unschuldigen alten Mannes als Führer, bis des Himmels Zorn befriedigt und der Tod ihm vergönnt sein werde.

Wordsworth berichtet, dafs er zu gleicher Zeit einen Essai geschrieben habe, der gleichsam der Niederschlag der in Frankreich gesammelten Erfahrungen, die

Summe seiner Menschenkenntnis sein sollte. Er wollte darin „dem aufmerksamen Beobachter die scheinbar unbegründeten Handlungen schlechter Menschen illustrieren und den verborgenen Beweggrund klarlegen.“ Der Essay ist verloren gegangen oder vernichtet worden; doch in dem Bösewicht Oswald hat er uns ein Beispiel eines solchen Menschen geben wollen, denn Oswald beherrscht ebensosehr das psychologische Interesse in den Borderers wie Franz Moor in den Räubern. Gerade die Pariser Schreckensherrschaft mit allen ihren Ausschreitungen hatte Wordsworth Charaktere dieser Art nahe gelegt. Deutlicher noch als „Schuld und Sorge“ zeigt diese Dichtung den Einfluſs, ja man möchte sagen den Nutzen, den die Jahre engen Anschlusses an die Revolution dem Dichter gebracht hatten. Er, der bis dahin den Menschen fast aus dem Wege gegangen war, der als Kind und Jüngling nur den Hirten auf der einsamen Weide als sein Ideal gekannt hatte, der auch später seine Gröſse wieder in der Schilderung einfacher, naiver Naturen fand, erfuhr jetzt, welch ein kompliziertes Wesen der Mensch und wie schwer das Studium seines Charakters ist.

Die Engländer sind heute mehr denn je bereit, das Stück ganz zu verwerfen.[1] Betrachten wir es nur als Drama, so muſs es allerdings als Miſserfolg erscheinen. Auch die Versicherung des Verfassers, daſs es nie für die Bühne bestimmt gewesen sei, befreit den Leser von diesem Eindruck nicht. Der Gang der Handlung ist schleppend und leidet an dem üblichen Fehler des modernen englischen Dramas, daſs wir ein gut Teil der Handlung durch Erzählung erfahren. Die Charaktere sind

1) Mr. Knight bedauert, daſs es überhaupt gedruckt wurde.

einförmig; ja wir können eigentlich nur von zweien sprechen: Marmeduke und Oswald; die übrigen sind völlig verblafst. Vor allem aber verschmäht der Dichter jede dramatische Spannung, — ein Fehler, den er auch späterhin noch, sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit wiederholt hat. Hier verdirbt er sich die Wirkung ganz, wenn er in dem Momente, wo Marmeduke den Alten verlassen hat, Oswald vor der Enthüllung seiner Arglist eine lange Geschichte seines Lebens erzählen läfst.

Immerhin läfst sich dem Stücke eine gewisse historische Bedeutung nicht absprechen. Es gehört zu den ersten in der Reihe der englischen Dramen jener Zeit, die den Schwerpunkt des Interesses in die psychologische Charakterentwicklung verlegten, und den Motiven des Geschehens nachspürten. Die englische Bühne war damals noch ganz beherrscht von der Tragödie, wie sie Sir George Lillo von den Fesseln des klassischen Pathos befreit, aber zugleich zu einem abenteuerlichen Gebäude aufgetürmter Handlung gestaltet hatte. Man suchte mit Galgen, Rad und Scheiterhaufen auf die Nerven der Zuschauer zu wirken, und die dramatisierten Schauer-Romane von Mrs. Ratcliffe und Monk-Lewis waren ihres Publikums sicher. Müde dieser rohen Anhäufung von Thatsachen begannen die Dichter jetzt von psychologischen Problemen auszugehen und auf diese erst die Handlung zu begründen. Wordsworths Drama knüpfte, wie erwähnt, geradezu an einen psychologisch-untersuchenden Essay an; und fast zu gleicher Zeit 1798 gab Mifs Joanna Baillie, die auf diesem Gebiete und für diese Zeit entschieden das bedeutendste geleistet hat, einen Band Stücke heraus, die sie „Spiele der Leidenschaft“ benannte. Ihre Absicht war, jede Leidenschaft im menschlichen Gemüte

zu einem dramatischen Bilde zu gestalten. Eine ihrer wirksamsten Tragödien „de Montfort“ stellt die vernichtende Wirkung des Hasses auf einen sonst edel gebildeten Geist dar. Allerdings hat sie hier die Klippe umschifft, an der ihre Stücke sonst oft scheitern: durch die zu deutliche Absicht werden sie oft gesucht und einförmig. Hier aber hat sie zur eigentlich tragischen Figur die grofs gedachte Gestalt der Schwester gemacht — einst eine Glanzrolle der berühmten Schauspielerin Mrs. Siddons. In der italienischen und französischen Charakterkomödie war diese psychologische Richtung längst vorhanden gewesen, und indem man jetzt auch das Trauerspiel in diesem Sinne auffafste, lenkte man gewissermafsen wieder in die Bahnen ein, welche einst Shakespeare im Othello und Timon vorgezeichnet hatte. Aber zugleich weisen in allen diesen Stücken auch deutliche Spuren auf deutschen Einflufs, namentlich den der Jugendwerke Goethes und Schillers hin.

Wordsworths Stück hat, da es erst 1845 veröffentlicht wurde, eine eigentliche Wirkung nur auf Coleridge gehabt, der damals mit seinem Drama „Die Reue“ [1] mit einem ganz ähnlichen Stoffe beschäftigt war. Diese Übereinstimmung der Ziele erklärt auch Coleridges sonst schwer verständlichen Enthusiasmus für Wordsworths Stück. Auf sein Zureden wurde es nach Covent-Garden eingesandt; doch weder der Verfasser noch seine Schwester waren enttäuscht, als es abgewiesen wurde, während sich Dorothy sehr über den Spott aufregte, den Coleridge mit seinem Stücke bei dem sarkastischen Sheridan erfahren hatte.

1) Später nach dem Helden Osorio benannt.

Die Tragödie gehörte zu den ersten Arbeiten, die Wordsworth im Sommer 1796 bei seinem ersten Besuche in Racedown Coleridge vorlas. Schon einige Monate früher war er nach Bristol gegangen, um dort „zwei aufserordentliche Jünglinge Coleridge und Southey“ kennen zu lernen. Wodurch er aufmerksam auf sie geworden ist, steht nicht ganz fest, während wir von Coleridge wissen, dafs er schon in Cambridge Wordsworths Abendspaziergang gelesen und bewundert hat. Samuel Taylor Coleridge war seit einem Jahre verheiratet und lebte damals in Nether-Stowey im nördlichen Somersetshire. Von hier aus suchte er die beiden Geschwister in Racedown auf. Nur von Dorothy erfahren wir den ersten Eindruck, den dieser seltene Mensch auf sie machte. „Er ist ein wunderbarer Mann“ schreibt sie, „seine Unterhaltung fliefst von Seele und Geist über. Dann ist er so gütig und liebenswürdig und interessiert sich wie William für jede Kleinigkeit. Anfangs erschien er mir fast unbedeutend, doch nicht länger als drei Minuten. Er ist blafs, mager, hat einen grofsen Mund, dicke Lippen, nicht sehr gute Zähne und langes, flatterndes, halbgelocktes, schwarzes Haar. Doch hörst du ihn nur fünf Minuten sprechen, so denkst du nicht mehr hieran. Sein Auge ist grofs und offen, nicht sehr dunkel, sondern grau. Solch ein Auge müfste von einem schweren Herzen einen matten, trüben Ausdruck erlangen; doch jede Erregung seines lebhaften Geistes spricht es aus. Er hat mehr von „des Dichters Auge, das im holden Wahnsinn rollt“, als ich jemals gesehen habe.“

Dafs auch auf Wordsworth der Eindruck wahrhaft fascinierend gewirkt haben mufs, das zeigt die schnell und ohne Vorbehalt geschlossene, brüderliche Freundschaft

der beiden. Bei dem zurückhaltenden Manne, der seine Gefühle immer nur langsam aus der Tiefe an die Oberfläche treten liefs, möchte sie fast in Erstaunen setzen. Es fehlte unserm Dichter aber auch nur Coleridge. Er wirkte auf ihn wie ein warmer Regen im Frühjahr auf das Erdreich. Nun gab es kein Schwanken mehr. Mit überreicher Fruchtbarkeit sprossen fortan die Blüten der Dichtung hervor, dem Freunde und der Schwester zum Erstaunen.

Coleridge war zwei Jahre jünger als Wordsworth, doch Charakteranlage und Erziehung hatten zusammengewirkt, um ihn weit früher reifen zu lassen. Auch er war jung verwaist, und in London im Christ-College erzogen worden. Hier in klösterlicher Strenge zwischen hohen Mauern wuchs der Knabe auf, nicht nur durch die strenge Zucht, sondern auch durch die seltsam mittelalterliche Tracht der Scholaren von den Spielen andrer Knaben getrennt. Er kannte nichts von der sonnigen Freiheit, die dem Knaben Wordsworth zu teil wurde. Dafür suchte und fand er sein Glück im Studium. Er gehörte zu der Elite, die für die Universität vorbereitet wurde. Schon in jungen Jahren war er ein Gelehrter, der seinen Mitschülern durch sein Wissen imponierte und sie durch seine glühende Beredsamkeit mit sich fortrifs. Mit dieser letzteren Eigenschaft, die auch Dorothy bei dem ersten Besuche rühmt, hat er sein ganzes Leben hindurch auf die Zeitgenossen gewirkt, und durch sie seine gröfsten Erfolge erzielt. Nicht genug können alle, die ihm nahe traten, diesen Strom der Begeisterung rühmen und den Genufs, seinen stundenlangen Monologen zu lauschen.

Wenn nun Coleridge trotz aller dieser Gaben sich nach einem ersten Anlauf des Enthusiasmus ebenfalls in

Cambridge nicht wohl fühlte, so lag das daran, dafs sein wissensdurstiger Geist und seine Märchenphantasie ebensowenig „für den Ort und die Stunde waren“ wie Wordsworths freiheitsbedürftiger, in sich geschlossener Charakter. Coleridges Denken hatte sich an den Alten gebildet; weit mehr hatte er sich in sie vertieft, als es sonst in den Grenzen der Schule und seines Alters üblich war. Platon war sein geistiger Führer gewesen. Er kam nun nach Cambridge mit hochfliegenden Hoffnungen, neue Anregung zu neuem Studium zu finden, und er sah sich hier noch weit mehr als in der Schule auf seine Bücher angewiesen. Immer mehr vertiefte er sich in seine philosophischen Studien. Es hatten seltsame Gegensätze in diesem Kopfe nebeneinander Platz. Er schwärmte zu gleicher Zeit für Hartley und Berkeley; und sie waren so sehr seine Lieblinge, dafs er noch seine beiden ältesten Söhne nach ihnen benannt hat. Unter den Zeitgenossen wirkte besonders Priestley auf ihn, dessen Schriften ihn immer mehr in seinen Revolutionsschwärmereien befestigten, die er schon von der Schule mitgebracht hatte. Immer weniger konnte er seine Ideeenwelt mit der wirklichen in Einklang bringen; äufsere Unannehmlichkeiten gaben nur den Anstofs, um ihn alles beiseite werfen zu lassen: Er verliefs Cambridge als Flüchtling, und erst nach mannigfachen Abenteuern fand er in Southey, dem Studenten von Oxford, einen Gesinnungsgenossen, mit dem er jene romantischen, schon früher erwähnten Auswanderungspläne fafste.

In den Köpfen der beiden jugendlichen Schwärmer schien alles so leicht und einfach. Selbst die nötigen beiden Frauen waren bald gefunden in zwei Schwestern, die den Freunden die Hand reichten. Nur das Geld

wollte sich nicht finden. Der im Grunde praktische Southey rechnete mit den Verhältnissen: Ging es nicht vorwärts mit dem pantisokratischen Staat, so mufste man sich einstweilen daheim sein Brot verdienen; und als ein Onkel ihn als Reisebegleiter durch Spanien erwählte, liefs er alle amerikanischen Pläne beiseite. Coleridge fühlte sich betrogen, tief verletzt und mit seinem alten Freunde zerfallen. In dieser Stimmung trat ihm Wordsworth nahe; er fand in ihm einen Mann, der weit glücklicher als Southey mit ihm und durch ihn sich ergänzte, neben dem er sich „klein fühlte", und dem er trotzdem die reichste Anregung geben konnte.

Auch Coleridges Dichtertalent war weit früher gereift als das des älteren Freundes. Schon 1796 hatte er ein erstes Bändchen Gedichte der Öffentlichkeit übergeben. Auf der Schule bereits hatte ihn jedes Vorbild zur Nachahmung angeregt; eine Monodie auf Chatterton, ursprünglich ein Schulexercitium, war ein leidenschaftlicher Ausdruck des Mitleids mit dem tragischen Schicksal des jungen Dichters und eine Verherrlichung des Selbstmordes. Er sieht den Selbstmörder unter den himmlischen Heerscharen. Liefs sich schon diese Apotheose wenig mit christlichen Anschauungen vereinbaren, so legte er in den „religiösen Betrachtungen" noch freier seine philosophischen Ansichten dar. Mit Priestleys Eifer erhitzt er sich gegen den verderblichen Aberglauben der bestehenden Kirche. Zugleich drückt er seinen tiefen Unmut über die Wendung der englischen Politik gegen Frankreich aus. Die Revolution begeisterte ihn zu einer ganzen Reihe von Gedichten; der Bastillesturm fand hier seine Verherrlichung, und der Fall Robespierres gestaltete sich ihm alsbald zu einem historischen Drama, zu dem auch Southey zwei

Akte beisteuerte, die aber gegen Coleridges Arbeit stark abfallen. Sein Bestes aber hatte er bisher in der Verherrlichung seiner ersten Liebes- und jungen Ehezeit geleistet. Ein Gedicht dieser Art, „Die Äolsharfe", hat er damals als seine reifste Schöpfung bezeichnet; und kaum jemals wieder hat er etwas so Liebenswürdiges und Feines geschrieben.

Aufser durch diese stattliche Reihe von poetischen Versuchen hatte sich Coleridge auch durch radikale politische Vorträge in Bristol einen Namen gemacht. Nachdem der pantisokratische Plan endgültig in die Brüche gegangen war, mufste auch er versuchen, in England für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen. Aus diesem Grunde wurde „Der Wächter" gegründet, ein periodisch erscheinendes radikales Blatt, das aber, weil es sich doch nicht einer Partei bedingungslos ergeben wollte, schon beim Beginne ein verfehltes Unternehmen war und mit der zehnten Nummer einschlief — das erste in der Reihe der vielen, die Coleridge mit Feuereifer begann, um sie kaum über die ersten Anfänge hinaus zu führen.

Für jetzt aber war alles dies zusammengenommen eine höchst bedeutende Leistung für einen Vierundzwanzigjährigen; und sie mufste Wordsworth mit Bewunderung erfüllen. Er, der geistig langsam Reifende, sah hier einen ausgeprägten Dichter und einen „wunderbaren Menschen" vor sich. Noch war Coleridge nicht durch Krankheit nnd häusliche Enttäuschungen zu dem unstäten Wanderer geworden, der seine Kraft und sein Talent in überkühnen Plänen und im Feuerwerk der Rede verpuffte. Er stand auf der Höhe seines Könnens. Coleridge aber imponierte an Wordsworth die ruhige Kraft seines Wesens, die Sicherheit, die ein einzelnes Ziel ins Auge fafst und sich

dann durch kein Hindernis mehr ablenken läfst. Nicht die vorhandenen Leistungen, sondern weit mehr die gewisse Erkenntnis, dafs hier etwas Grofses geleistet werden würde, war es, was den enthusiastischen Coleridge zu solch überschwenglichen Worten des Lobes fortrifs, wie, dafs er sich klein fühle neben Wordsworth, dafs er von seinen Worten aufgerichtet werde. Dem Spötter Makintosh, der die Berechtigung solcher Begeisterung anzweifelt, ruft er zu: „Er geht nur zu weit von Ihnen, so dafs ihn die Entfernung für Sie wieder verkleinert."

Kein Wunder, dafs schon nach dem ersten kurzen Zusammensein auf beiden Seiten der Wunsch auftauchte, näher bei einander zu wohnen und das Vergnügen des persönlichen Gedankenaustausches nicht erst durch eine Reise erkaufen zu müssen. Vorerst wurde ein Gegenbesuch in Nether-Stowey verabredet, um auch Frau Sara und Coleridges Heim kennen zu lernen. Nether-Stowey liegt in den Quantocks, jener wasserreichen, fruchtbaren Hügellandschaft, in der Natur und Kultur einander in die Hände gearbeitet haben, um sie, ohne dafs die eine die andere unterdrückte, zu einer Augenweide für alle Naturfreunde zu machen. Als die Geschwister Anfang Juli 1797 hier einkehrten, wurden sie in Coleridges kleiner Hütte schon als alte Freunde begrüfst; die liebliche Umgebung that auch das Ihrige, um das Leben mit Coleridge unwiderstehlich anziehend zu machen. Sie waren noch nicht vierzehn Tage in Nether-Stowey, als sie von einer kleinen Besitzung hörten, die in Alfoxden, nur Dreiviertelstunden von den Freunden entfernt, um ein billiges zu vermieten war. Sofort griff man zu; und so eilig waren William und Dorothy, sich hier niederzulassen, dafs sie erst gar nicht nach Racedown zurückkehrten. Wozu auch? Habe

hatten sie dort nicht zurückgelassen. Es liegt in dieser Hast das Gefühl, dafs man jede Minute dieser kostbaren Zeit ausnützen müsse.

So brauchte man auch zur Einrichtung keine Zeit. Das grofse Herrenhaus mit „Möbeln genug für zwölf solche Familien“ war sofort bereit, Gäste zu empfangen. Coleridge liefs denn auch nicht auf sich warten und in dem herrlichen, alten, wildreichen Park sah man die Freunde stundenlang auf- und abgehen und sich über die Prinzipien ihrer Kunst unterreden. Die Politik liefs man diesmal ganz aus dem Spiele. Sie hatten beide bisher in ihrem Leben zu viel davon gehabt. Ein Lieblingsweg führte nach dem kleinen, versteckten Wasserfall, der, nur wenige Minuten von dem Hause entfernt, sie zuerst auf dieses reizende Fleckchen Erde aufmerksam gemacht hatte. Bei gröfseren Ausflügen konnte Coleridge Führer sein, und Dorothy war immer bereit mitzuwandern. Sie besorgte hier wie in Racedown die kleine Haushaltung fast allein; doch immer fand sie Zeit, so dafs Frau Sara fast eifersüchtig werden wollte; ihre ängstliche, leicht verzagte Natur konnte sich von Haus und Kindern nicht losmachen.

Aufser Coleridge aber fand Wordsworth in Nether-Stowey noch einen Kreis bedeutender Männer, deren Mittelpunkt der junge, feurige Dichter, der hier wohnte, war. Wordsworth hatte solche Anregung bisher fast ganz entbehrt; er hatte sich in seiner Verschlossenheit wohl eingebildet, kein Bedürfnis danach zu haben. Es lag etwas Schwerfälliges schon in seiner äufseren Erscheinung, in seinen langsamen Bewegungen. Auf seiner hohen Stirne sah man die stete Gedankenarbeit, und die Augen blickten die Dinge der äufseren Welt an, als suchten sie etwas, was hinter ihnen, gröfser als sie selbst, liege. Nun half

ihm Coleridges Bewunderung dazu, mitteilsamer zu werden. Dann sprach er gut; frei und natürlich, mit tiefer Stimme und einem starken Anklang an den rauhen, nordischen Dialekt. Nie so hinreifsend in der Rede wie Coleridge zog er doch durch einzelne, blitzende Beobachtungen an, oder durch tiefe Bemerkungen, die sich wie ein Schatz in die Seele des Zuhörers senkten.

Der eigentliche Begründer dieser klassischen Zeit von Stowey war Thomas Poole. Er war Fabrikant und selber nie litterarisch thätig; aber er hat sich durch seine nahe Freundschaft zu den führenden Geistern der Nation, durch eine grofse Feinfühligkeit, mit der er überall die entwicklungsfähigen, geistigen Keime entdeckte, durch eine segensreiche Wirksamkeit und nicht zuletzt durch eine scharfausgeprägte, originelle Persönlichkeit einen Namen errungen, der mit dem jungen England wuchs und mit dieser Zeit des Aufschwungs auf allen Gebieten nicht vergessen werden wird.[1] Er war es, der Coleridge nach Nether-Stowey gezogen hatte. Die Begeisterung für die französische Revolution hatte auch ihn dem Kreise der jugendlichen Schwärmer für Pantisokratie nahe gebracht und die lebenslängliche Freundschaft mit Coleridge begründet. Poole war in seiner Bildung ein Selfmademan im besten Sinne des Wortes. Sein Vater hatte seine frühen litterarischen Neigungen mit unverhohlenem Spott betrachtet; er sollte ein Geschäftsmann werden; und hiermit vertrug sich nach des Vaters Begriffen kein Bücherlesen. Der Sohn aber wollte trotz aller Hindernisse be-

---

1) Seine Grofsnichte, Mrs. Sandfords, hat ihm in ihrem Buche „Thomas Poole and his friends“ ein interessantes Denkmal gesetzt.

weisen, dafs man ein guter Kaufmann und ein hochgebildeter Mensch zugleich sein könne. So war er auch weiter immer bemüht, die Achtung vor dem Kaufmannsstande, die damals gerade bei der Gentry stark sank, zu heben. Die Stärke unseres Volkes liegt auf diesem Gebiete, hat er immer wieder ausgesprochen. Schon im vorigen Jahrhundert fand sich in ihm ein Mann, der eine so tiefe Einsicht von den Pflichten des Fabrikherrn gegen seine Arbeiter besafs, dafs er selber die Arbeiterblouse anzog und ohne seine Familie einzuweihen, als gewöhnlicher Arbeiter in eine fremde Fabrik eintrat, um dort monatelang zu arbeiten und so die Bedürfnisse und die Anschauungen seiner späteren Untergebenen zu studieren. Die hier gewonnene Einsicht hat ihm im späteren Leben reiche Früchte getragen. Er gehörte zu den ersten, die die Unabweisbarkeit der Forderung gröfserer Bildung für die arbeitenden Klassen erkannten, und mit Sonntags- und Fortbildungsschulen ihr nachzukommen suchten. Er sah ein, dafs in der Wohlthätigkeit an sich kein Segen liege, und dafs die beste Hilfe, die man dem Arbeiter gewähre, die Erziehung zur Selbsthilfe sei. So hat er Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine in seinem Gebiete gründen helfen und sie zu lebenskräftigen Schöpfungen gemacht.

Diese Thätigkeit war es, die ihn Wordsworth interessant machte und ein dauerndes Freundschaftsverhältnis begründete; dieser hat ihn später den vielleicht kompetentesten Richter in England über die soziale Tendenz seiner Gedichte genannt. Für ihn wie für Coleridge war dieser Einblick in ein ganz der That gewidmetes Leben, das mit den praktischen Zwecken ein so hohes Streben vereinte, von gröfstem Segen für ihre weitere Entwicklung. Poole

bewahrte sie vor der Einseitigkeit, zu der ihr eigenes, den praktischen Zielen fremdes Leben sie hätte führen müssen. Coleridge schlofs sich noch mehr mit Innigkeit an die festgegründete Persönlichkeit Pooles an, die seinem schwankenden, leicht von jedem Eindruck überwältigten Charakter eine sichere Stütze bot. Pooles Gestalt tritt uns wie eine Eiche entgegen, sicher wurzelnd und fest gefügt. Nach aufsen waren seine Manieren wohl auch knorrig und sonderbar, so dafs sie empfindsame Menschen, namentlich Frauen, leicht abstiefsen. Seine Freunde aber — und seine Befähigung für Freundschaft, sagt Mrs. Sandfords, gehörte zu seinen gröfsten — wufsten, dafs sie sich unbedingt auf ihn verlassen konnten, auf seine unbestechliche Wahrheitsliebe, auf seinen unbeugsamen Willen, der sich auf das Gute und Nützliche richtete.

Eine kleine Anekdote aus seinem späteren Leben giebt uns ein charakteristisches Bild von ihm. Eine Nichte, die der alte Junggeselle mit väterlicher Zärtlichkeit liebte, erzählt, dafs in einer Zeit, als ihre Gesundheit ins Schwanken geraten war, das beunruhigende Zeichen eine Beschleunigung des Pulses gewesen sei. Da habe der Onkel, in ängstlicher Sorge ihr den Puls fühlend, mehr als einmal ausgerufen: „Elisabeth, ich würde meinen Puls verlangsamen; ich bin fest überzeugt: man kann auch das, wenn man will.“

Es wird uns nicht wunder nehmen, wenn sich ein Mann dieser Art wenig darum kümmerte, dafs er mit seinen Revolutionsideeen das Entsetzen der guten Gesellschaft von Stowey erregte. Die Aufregung wuchs natürlich, als er den Kreis seiner „litterarischen Freunde“ um sich versammelte. Es war allerdings auch ein Ereignis

für den kleinen Marktflecken, der bisher in beschaulicher Ruhe hingeträumt hatte. Coleridge wirkte wie ein Magnet auf Gesinnungs- und Dichtergenossen. Er, der niemals genau wufste, woher er für die nächste Zeit den Seinen Brod schaffen sollte, lebte wie ein Fürst, dessen Gastfreundschaft unbegrenzt ist. Er hatte keine Ahnung, dafs man Rücksichten auf häusliches Behagen, auf beschränkte Räume und noch beschränktere Mittel nehmen müsse; und Frau Sara, die ihrer Anlage und ihren Neigungen nach schon so wie so besser zu der „guten Gesellschaft" von Stowey pafste, als in diese Dichterwirtschaft, mag oft ratlos gewesen sein, wenn er ihr in den kritischsten Momenten Gäste zuführte. Glücklicherweise war Poole stets zur Aushilfe da; sein geräumiges Junggesellenhaus, dem seine von allen verehrte Mutter präsidierte, war besser geeignet, Gäste aufzunehmen, und auch im „Schlofs von Alfoxden" gab es wenigstens Platz genug. Das beste aber war, dafs die Besucher alles Menschen waren, die bei einem Übermafs von Idealismus nach so etwas Geringfügigen wie Komfort gar nicht fragten. Bei einem improvisierten Mittagessen in Alfoxden, wo die „Hausfrau" gerade abwesend war, das aus mitgebrachtem Brot, Käse und Brandy bestehen sollte, begnügte man sich schliefslich in heiterster Laune mit Brot allein — denn man hatte sich den Käse stehlen lassen, und den Brandy im Eifer des Gespräches umgegossen; und das übermütige Vergnügen erreichte seinen Höhepunkt, als die Magd erklärte, kein Salz zu dem Rettig zu haben, den man frisch aus dem Garten geholt hatte.

Man lebte statt dessen von Ideeen. Das geistige Band, das alle Besucher zusammenhielt, stellten die mehr oder minder revolutionsfreundlichen Ansichten her. Bei

Coleridge und Wordsworth waren sie freilich nicht mehr stark genug, um noch im Mittelpunkt ihrer Bestrebungen zu stehen. Bei ihnen behauptete jetzt die Revolution auf einem andern, dem litterarischen Gebiete, den Vorrang. Coleridge hatte in seinen Haushalt gleich noch einen andern jungen Dichter mitgebracht, Charles Lloyd. Er war von seinem Vater, einem reichen Birminghamer Bankier und Quäker, in philanthropischen Ideeen erzogen worden. Coleridge hatte ihn zuerst auf einer seiner Werbetouren für die Pantisokratie kennen gelernt, und der schwärmerische Jüngling hatte sich alsbald mit aufrichtiger Begeisterung an den neuen Propheten angeschlossen. Auch der Vater sah es augenscheinlich ganz gern, dafs sein Sohn, über dessen melancholisches Temperament er nicht mehr Herr zu werden vermochte, in Coleridges Hause eine Heimstätte fand, wo ihm geistige Nahrung zu teil ward, wie er sie brauchte, und wo er sein Gemüt an dem jungen Vaterglück eines Freundes erheitern konnte. Auch für seine zarte Gesundheit war die Luft der Quantocks besser, als die Fabrikatmosphäre von Birmingham. Er gab sogar der Abneigung seines Sohnes gegen einen Beruf nach, so dafs dieser ganz seinen litterarischen Neigungen leben konnte.

Lloyd war als Gesellschafter geistreich und als Dichter nicht unbegabt zu nennen. Seine Empfindung war fein und zart; doch tragen seine lyrischen Gedichte insgesamt den Stempel seines melancholischen Geistes und kranken Körpers. Am meisten war er in seinem Element, wenn er die Trauerelegieen des Properz nachbilden konnte. Coleridge war gern bereit, seinen ersten Band Gedichte mit Lloyd und Lamb zusammen herauszugeben. Doch als er, der Vorwärtsstrebende, diese Periode seines Den-

kens überwunden hatte, war ihm die Rührseligkeit dieser Gedichte so zuwider, daſs er sich durch Selbstverspottung ganz von ihnen zu lösen gedachte. Natürlich wurden aber auch die Freunde und Mitherausgeber von diesem Spotte hart getroffen. Lloyd nahm das übel; eine Entfremdung trat ein und er ging nach Birmingham zurück.

Sehr tief scheint übrigens diese Mifsstimmung nicht gegangen zu sein, da er bald darauf Coleridge mit seinen wunderlichen Abenteuern unter den Soldaten nach seiner Flucht von Cambridge zum Helden einer Novelle, Edmund Oliver, wählte. Mit Wordsworth fand gerade er wenig Berührungspunkte. Auch später, als er nach seiner Heirat i. J. 1800 in seine unmittelbare Nähe, nach Ambleside, übersiedelte, sah er wohl Southey bei sich und befreundete sich mit de Quincey, der in seinem ganzen schwankend-geistreichen Wesen viel Ähnlichkeit mit ihm besafs; doch die Beziehungen zu Wordsworth scheinen fast ganz erloschen zu sein. Sein späteres Leben ist durch periodischen Wahnsinn, der ihn zuletzt gar nicht mehr losliefs, verdunkelt worden. Doch auch aus der Umnachtung seines Geistes brach noch oft die feine Empfindung und die Fähigkeit des Denkes über abstrakte Gegenstände überraschend hervor.

War nun auch Lloyds sanfte, nachgiebige Natur nicht aufregend für die neugierigen Zuschauer in Stowey, so brachte neuen Schrecken das Erscheinen des radikalen Politikers Thelwall. John Thelwall war damals von dem Schauplatz seiner öffentlichen Wirksamkeit, wo er sich einmal — wie Southey sagte — beinahe das Verdienst erworben hätte, gehenkt zu werden, bereits abgetreten. Statt dessen suchte er nun Glück und Ruhe im Schofse seiner Familie auf einer reizenden Farm am Wye,

wo er seinen Acker bestellte und im Kleinen allerlei Utopien zu verwirklichen suchte, so dafs er auf die Dauer mit dieser friedlichen Beschäftigung nicht mehr Glück hatte als in der Politik. Er wurde in Stowey und Alfoxden freundlich willkommen geheifsen; man freute sich an seinem warmherzigen Wesen und sah mit freudiger Überraschung, wie der wilde Demagoge, der als Hochverräter vor den Schranken gestanden hatte, zart und taktvoll im Verhältnis zu Frau und Kindern war. Seine politischen Ansichten freilich, die er mit echter Beredsamkeit verteidigte, vermochten die Freunde nicht mehr ganz zu teilen, hatten sie sich doch eben von dem blinden Glauben an die göttliche Mission Frankreichs losgemacht. Doch machten sie ihn schon glücklich, wenn sie ihm nur zuhörten. Auch nahmen sie ihm eine gewisse Eitelkeit, die von seiner Volkswirksamkeit herrührte, nicht übel; war er doch so aufrichtig von der Gröfse seiner Sache überzeugt. Thelwall scheint in Alfoxden bei Wordsworth einige Wochen verlebt zu haben; seine liebenswürdige Frau, die sein gröfster Bewunderer war, haben die Geschwister erst bei ihrem Gegenbesuche kennen gelernt. Thelwall besafs selbst einige dichterische Begabung und ein offenes Auge für Naturschönheit, so dafs man es ihm nicht anmerkte, dafs er in der Stadt an eines Schneiders Tische erzogen worden war. Auch in ihm wurde der Wunsch rege, sich ganz hier niederzulassen, um ein steter Teilnehmer des beneidenswerten Kreises zu werden. Doch fand diese Absicht bei keinem der Freunde rechte Gegenliebe. Sie wurden schon ohnehin von allen Seiten so argwöhnisch betrachtet, dafs die ständige Anwesenheit eines der Regierung so verdächtigen Mannes geradezu eine Gefahr heraufbeschwören mufste. Coleridge

schrieb ihm einen Brief voll Hochachtung; doch machte er auf so viel Schwierigkeiten aufmerksam, besonders auf die neue Last, die Poole durch sein Kommen erwachsen mufste, dafs der andere das Nein wohl herausgehört haben wird.

Die Beziehungen zu Wordsworth hörten später auf. Thelwall verkaufte seine Farm und widmete sich in seinem philanthropischen Drang eine Zeitlang dem Unterricht von Taubstummen. An der Politik nahm er keinen thätigen Anteil mehr; doch liefs er sie niemals aus den Augen. Die Zeit und die Ereignisse vermochten seine Ansichten nicht zu ändern, und er hatte das zweifelhafte Vorrecht, zu der kleinen Schar zu gehören, die grollend selbst bei dem Siegesjubel von Waterloo beiseite stand.

Zu diesen wenigen gehörte auch William Hazlitt, der damals i. J. 1798 erst zwanzigjährig durch eine Einladung von Coleridge mit Stolz erfüllt wurde. Dieser hatte den frühreifen Jüngling zuerst bei seinem Vater, einem unitarischen Prediger, gesehen. In Stowey lernte Hazlitt jetzt auch Wordsworth kennen und begeisterte sich sofort für seine Gedichte, für die er bei allen seinen Bekannten eifrig um Anerkennung warb. Auch Crabb-Robinson hat er zuerst auf sie aufmerksam gemacht. Mit Coleridge verband ihn auch die Bewunderung für Hartley. Eine Erstlingsarbeit auf diesem Gebiete der sensualistischen Philosophie wurde trotz bedeutender Verstandesschärfe um des ungelenken Periodenbaus willen nicht anerkannt. Abgeschreckt durch diesen Mifserfolg hing Hazlitt das litterarische Handwerk an den Nagel und widmete sich nach dem Vorbild seines Bruders, eines ganz tüchtigen Miniaturmalers, der Malerei. Schon hier-

bei tritt der Zug schwarzseherischen Mifstrauens hervor, durch den der Mann später ganz vereinsamte.

Als Maler hat er sein Bestes mit einem Porträt von Lamb geleistet, das heute in der Nationalgallerie in London hängt; doch gerade bei dieser Arbeit sah er ein, dafs seine Fähigkeiten zu echter Künstlerschaft nicht ausreichen würden. So kehrte er, wenn auch nicht mit freudigem Mute, zum Dienste der Litteratur zurück. Er schrieb immer nur, wenn er Geld brauchte, dann aber schnell und pünktlich. Seinen ersten und nach Crabb-Robinson auch gröfsten Erfolg erzielte er durch litterarische Vorträge. Seine Arbeiten liegen alle auf dem Gebiete des kritischen Essays, hier aber zeichnet er sich auch durch treffendes Urteil und in seinen reifsten Abhandlungen auch durch eine lebhafte Mannigfaltigkeit des Stiles aus. Erfreulich ist diese Kritik freilich nur, wenn sie sich auf die Vergangenheit bezieht. Namentlich darf man ihn in seinen „Charakteren in den Stücken Shakespeares“ einen würdigen Nebenbuhler Coleridges nennen. Sein eigener komplizierter Charakter befähigte ihn z. B., ein vortreffliches Bild Hamlets zu zeichnen. Um einem lebenden Schriftsteller gerecht zu werden, hinderte ihn sein unverträgliches, bis zum Übermafs mifstrauisches Temperament. „Um von Hazlitt gewürdigt zu werden“, schreibt Crabb-Robinson, „mufs man entschieden tot sein. Von ihm gilt das Sprichwort im umgekehrten Sinne: Ihm ist ein toter Esel mehr wert als ein lebender Löwe.“

Hauptsächlich politische Differenzen entfremdeten ihn später seinen Freunden. Er sah in Wordsworths und Coleridges späteren Ansichten nur Renegatentum. Sie waren ihm die Abtrünnigen an der Sache der Freiheit,

er fühlte sich berufen, sie als solche an den Pranger zu stellen, nahm er doch den zweifelhaften Ruhm für sich in Anspruch, seine politischen Ansichten seit seinem sechzehnten Jahre nicht mehr geändert zu haben. Deshalb hat er sich mit keiner politischen Partei zu stellen vermocht; er beleidigte Liberale wie Konservative gleichmäfsig mit heftigen Angriffen. Nur Napoleon war und blieb diesem radikalen Freiheitsschwärmer ein Ideal. Er sah in ihm den Gewaltigen, der dem verhafsten Satz vom Königtum von Gottes Gnaden ein Ende gemacht habe.

Lambs gütige Natur war Hazlitt trotz zeitweiliger Entfremdung allein treu geblieben; Lamb war es auch, der den durch widrige häusliche Verhältnisse ganz Vereinsamten in der letzten Krankheit pflegte, bis er mit dem, in diesem Munde seltsamen Worte: „Wohl, ich habe ein glückliches Leben geführt!“ starb. Für diesmal aber gingen Lamb und Hazlitt sich aus dem Wege; ihre Freundschaft stammte aus einer etwas späteren Zeit.

Hazlitt war eben abgereist, als Lamb der wiederholten Einladung von Coleridge endlich Folge leisten konnte. Keiner von all den Genannten hat mit solcher Dankbarkeit seines Besuches in dem Litteratenwinkel gedacht wie Charles Lamb, und keiner ist — von Coleridge abgesehen — Wordsworth durch so nahe Freundschaft verbunden geblieben wie er. Für ihn bedeutete der Aufenthalt in Stowey wahrhaft einen Wendepunkt in einem bisher von dunklen Schicksal verfolgten Leben. Nur einen Sonnenblick hatte er gekannt, und dieser bricht durch all seine traurigen Briefe hindurch: das war die Freundschaft mit Coleridge. Er hatte mit diesem zusammen die seltsame Uniform der Christchurchknaben getragen und den etwas älteren Genossen schon damals

höchlichst bewundert. Lamb stammte aus einer armen Londoner Familie; eine Anlage zum Stottern, die er nie ganz bezwang, machte ihn als Kind scheu und unbeholfen. Ihm war es nicht vergönnt, die Universität zu besuchen; früh schon verliefs er die Schule. Man nannte es einen Glücksfall, dafs er, der eine hilflose Familie zu ernähren hatte, eine Schreiberstelle in Indiahouse erhielt, die er denn auch fünfzig Jahre lang bekleidet hat.

Sein ganzes Leben war eine Aufopferung heroischer Art für diese Familie. Ein trauriges Übel erblichen Wahnsinns ging in ihr wie ein Gespenst herum; und nicht lange vor Lambs Besuch in Stowey hatte es zu der düstersten Familientragödie geführt. Seine einzige Schwester hatte in einem Anfall von Raserei die eigene Mutter getötet. Ihm blieb nun die Pflicht, einen geistig ganz deprimierten Vater und eine sehr wunderliche alte Tante bis zu ihrem Tode zu pflegen. Erst dann durfte er seine ganze Sorgfalt der Schwester zuwenden. Alle persönlichen Wünsche traten hinter diesem Opfer brüderlicher Liebe zurück. Er hat sich dieser schweren Aufgabe — die Schwester unterlag ihr ganzes Leben hindurch zeitweilig Anfällen geistiger Störung — mit einem Takt und einer Hochherzigkeit entledigt, die um so mehr zur Bewunderung zwingen, da sie nur mit der schlichtesten Bescheidenheit aus seinen Briefen sprechen. Doch weder die Öde der Schreiberstube noch der Druck solch trostloser häuslicher Verhältnisse vermochten je die reiche Kraft und Lebensfreudigkeit dieses liebenswürdigsten aller Menschen zu ersticken. Wie ein Grashalm richtete sich seine elastische Natur beim ersten Sonnenschein wieder auf. Sein Briefwechsel mit einem grofsen Freundeskreis ist ein beredtes Zeugnis für den Schatz von Geist, Witz

und Humor, der in ihm lag, und gehört zum Interessantesten und Anmutigsten, was wir auf diesem Gebiete der Litteratur besitzen.

Solche Eigenschaften machten ihn zum beliebtesten Gesellschafter. Seine Wortspiele wurden sofort Gemeingut des ganzen Kreises, und seine Laune war unverwüstlich: er konnte selbst fröhlich mitlachen, als sein kleines Lustspiel „M. H.“ im Drury-lane-Theater durchfiel,[1] trotzdem die pekuniäre Einbuſse ihm sehr schmerzlich sein muſste. Seine schillernde Laune liebte es, mit Neckereien und Mystifikationen Freunde und Publikum hinters Licht zu führen, ohne daſs dies leichte Spiel je den Kern tiefer Wahrhaftigkeit und Ernsthaftigkeit, der in ihm lag, angegriffen hätte. „Ein gütiger Mensch, wenn es je einen gab“, lautete das Schluſsurteil, das Crabb-Robinson bei Lambs Tode in sein Tagebuch schrieb.

Wie schwer muſste diesem lebhaften, nach Anregung dürstenden Geiste die völlige Vereinsamung sein, über die er vor dem Besuche in Stowey klagte! Hier lieſs er sich jetzt mit lang entbehrter Wonne von dem geistigen Hauch, der so frisch durch Stoweys Hügel wehte, umspielen und all den Staub der Schreiberstube von der Seele blasen. „Die Namen von Thomas Poole, von Wordsworth und seiner guten Schwester, der Deinige und der von Sara sind meiner Zunge jetzt geläufig wie Haushaltworte“ ruft der Heimgekehrte Coleridge zu. Er beneidet den Überzieher, der in Stowey zurückgeblieben ist. Der gute Klang

---

1) Übrigens wohlverdient. Der ganze Inhalt des Stücks besteht darin, daſs ein Löwe der Gesellschaft Mr. H. sofort in Ungnade fällt, als sein wenig ästhetischer Name Mr. Hogflesh — Herr Schweinefleisch — bekannt wird.

dieser Namen öffnete ihm auch bald die Litteratenkreise Londons, wo er sich ganz in seinem Elemente fühlte. Lamb hatte sich schon früher der Litteraturrichtung, deren Häupter er eben besucht hatte, angeschlossen. Doch die Gedichte, die er in einem kleinen Bändchen mit Coleridge und Lloyd veröffentlicht hatte, zeigen, dafs die Poesie nicht die Form war, in der seine eigentümliche Begabung ihren richtigen Ausdruck fand; er wird seltsamerweise sentimental, wenn er in gebundener Rede spricht. Um so mehr war sein unfehlbar feiner Geschmack geeignet, eine immer sachliche Kritik an den Leistungen anderer zu üben. Diese Fähigkeit wurde von seinen Freunden auch gebührend geschätzt, so dafs ein günstiges Urteil von Lamb jeden in die Gewifsheit versetzte, etwas Ordentliches geleistet zu haben.

Seine eigenen Prosaschriften wurden vom Publikum sofort mit lebhafter Teilnahme, ja mit Bewunderung aufgenommen. Seine Werke zeigen eine stattliche Reihe von Essays und kleineren Aufsätzen, und zeichnen sich gleichmäfsig durch einen künstlerisch durchgebildeten Stil, durch eine abgerundete, oft zur Novelle gestaltete Form, durch lebhaften Witz und feinen Humor aus, der in den Elia-Essays manchmal zu liebenswürdiger Selbstironie wird. Er erscheint hierin als ein Bindeglied zwischen den Humoristen des 18. Jahrhunderts einerseits und Thakeray und Dickens anderseits. Der Name Elia gehörte zu jenem Versteckensspiel mit der Autorschaft, das damals in England und Deutschland gleichmäfsig beliebt war. Bei Lamb scheint es aber nicht lange vorgehalten zu haben. Ohne je manieriert zu sein, zeigte sein Stil doch eine so ausgeprägte Individualität, dafs die Freunde den Schleier nicht undurchdringlich fanden. Elia-Lamb liebt es, eine kleine

Einzelfrage, meist aus der Fülle des täglichen Lebens geschöpft, zu beleuchten. Hier deckt er die eigentümliche Sophistik von Volksredensarten und Gemeinplätzen auf, dort spürt er einer sozialen Entwicklung im Leben der Hauptstadt nach; bald entwirft er eine rührende Skizze aus dem Schauspielerleben, um dann wieder ein geistreiches Aperçu über Bücher und Bücherlesen zu bringen. Es ist, als hätte er hier mit den Mitteln der Prosa, mit fast Swiftischem Humor und nie fehlender Ironie einen Teil des Feldes beackern wollen, das Wordsworths ideale philosophische Poesie zu bestellen unternahm. Aber verschieden wie die Mittel des Ausdrucks war auch der Schauplatz, auf dem die beiden Schriftsteller sich bewegten. Lamb war durchaus ein echtes Londoner Kind; das Leben, das ihn interessierte, besafs Impulse und Bedingungen, die Wordsworth immer unsympathisch und fremd blieben. „Ich habe mein ganzes Leben in London zugebracht", schreibt Lamb an diesen, „bis ich dafür eine ebenso reiche und tiefe Zuneigung gefafst habe, wie ihr Bergbewohner für die tote Natur. Die erleuchteten Läden in Strand und Fleetstreet, die Unmasse von Handelsleuten, Kunden, Kutschen, Rollwagen, Theatern, all der Wirrwarr und Mutwille um Coventgarden, die Polizisten, die Betrunkenen, das Gerassel — leben und wachen, wenn man auch aufwacht, zu jeder Stunde der Nacht. Die Unmöglichkeit, stumpf in Fleetstreet zu bleiben, das Gewühl, ja selbst der Staub und Schmutz, die Sonne, die auf Häuser und Pflaster scheint, die Buchläden und Antiquare, die Kaffeehäuser, der Küchengeruch, die Pantomimen — London selbst eine Pantomime, eine Maskerade — alle diese Dinge dringen mir ins Gemüt und nähren mich, ohne mich zu sättigen. Ich vergiefse oft Thränen

der Freude über diese Fülle des Lebens .... Ich hätte gewifs mit der guten Johanna[1] gelacht!“

Wer wollte leugnen, dafs solch ein Bild der hochgehenden Wogen der Weltstadt nur jemand entwerfen kann, für den „old dirty London“ die Heimat ist. Doch auch Wordsworth hatte später noch den Triumph, diesen Verächter seiner geliebten Natur bei einem Besuche in den kumbrischen Bergen von ihrer Schönheit und Erhabenheit überwältigt zu sehen. Mit Entzücken erinnert er sich bei der Lektüre von Wordsworths Gedicht „Der Ausflug“ eines dort erlebten Sonnenuntergangs. Dieses Zugeständnis schliefst dann allerdings mit der lustigen Bemerkung: „Mary zweifelt, ob Sie uns Bewohnern der Stadt eine Seele zuschreiben und zittert für diesen kostbaren Teil ihrer selbst.“ Diese Schwester war, obwohl das unselige Leiden ihr einen grofsen Teil des Lebens verbitterte, in ihren guten Stunden ihm eine geistig ebenbürtige, gleich geartete Genossin. Sie besafs dieselbe geistige Elastizität und Heiterkeit, denselben Humor und die gleiche Tiefe und Güte des Gemütes. Als in späteren Jahren Crabb-Robinson, verletzt durch Hazlitts perfide Angriffe auf Wordsworth, diesen Freund fallen liefs, antwortete ihm Mary Lamb: „Wir haben nicht so viel Freunde, als dafs wir den einen um des andern willen aufgeben könnten.“

Mit der Schwester zusammen unternahm Charles Lamb, eine Reihe von Kindergeschichten zu erzählen, die unter dem Namen „Mrs. Leicesters school“ grofse Popularität hatten und ebenso wie seine „Geschichten aus Shakespeare für Kinder erzählt“ noch heute nicht aus dieser kleinen Welt verschwunden sind. Diese kleinen

1) Siehe „An Johanna“ Nr. XV.

Geschichten zeigen eine Fülle feiner Beobachtungen aus dem Kinderleben, die oft mit so überraschender Natürlichkeit und Überzeugungskraft zu Tage treten, dafs sie einen Kritiker wie Walter Savage Landor zu der überschwenglichen Bemerkung hinreifsen: „Richardson würde seine Clarissa und Rousseau seine neue Héloïse hergeben, um das erfunden zu haben.“

Ein Glück war es — und gewifs ein seltenes! — dafs dieser Kreis junger, aufstrebender Talente in seiner Mitte auch gleich einen Verleger hatte, und zwar einen solchen, der es den anderen an Begeisterung und Idealismus ganz gleich that. Dies war Joseph Cottle, der von Bristol häufig herüberkam, um seinen geliebten Coleridge zu begrüfsen. Er zürnte Poole immer etwas, dafs es seiner mächtigeren Anziehungskraft gelungen war, den Freund von Bristol fortzulocken. Dafs Cottle kein Geschäftsmann war, kam den Freunden nur zu gute; für sich that er sehr weise daran, nach einigen Jahren seinen Verlag aufzulösen. Mit noch weit geringerem Erfolge freilich begab er sich alsdann in den Dienst der Musen. Das hat ihm nicht nur Lord Byrons argen Spott eingetragen, sondern auch Lambs lose Zunge konnte trotz aller Dankbarkeit die Satire nicht zurückhalten. Wirklich der Erinnerung würdig ist aber seine nie versagende Freundschaft. Er verlegte nicht nur die Erstlingswerke von Coleridge, Southey, Lamb, Lloyd und von jetzt ab auch diejenigen von Wordsworth und bezahlte sie ohne die geringste Aussicht auf Erfolg; nein, er unterstützte, half, sprang ihnen persönlich bei, wo er nur immer Hilfe nötig sah. Coleridges junge Häuslichkeit hatte er ganz eingerichtet und sogar zu Frau Saras dankbarem Vergnügen ihre Speiseschränke gefüllt; und Southey

schreibt ihm in seiner pathetischen Weise noch viele Jahre später: „Glauben Sie, dafs ich je vergessen könnte, welchen Freundschaftsdienst Sie mir leisteten, als ich ihn am nötigsten brauchte? Ihr Haus war das meinige, als ich kein anderes hatte; selbst das Geld, womit ich meinen Trauring kaufte und meine Heiratsgebühren bezahlte, waren von Ihnen entlehnt. Bei Ihren Schwestern liefs ich Edith während meiner sechsmonatlichen Abwesenheit und von Ihnen empfingen wir nach meiner Rückkehr von Woche zu Woche das Wenige, wovon wir lebten, bis ich selber fähig war, mir andre Mittel zu erwerben.“ Mit so edler Opferfähigkeit paarte sich bei Cottle im persönlichen Verkehr eine etwas sentimentale Gutherzigkeit und ein reichlich Stück Eitelkeit, die ihn leicht den Neckereien der übrigen aussetzten. Doch freute sich jeder seines Besuches, und er selber folgte gerne der Einladung, um in dem herrlichen Park von Alfoxden der Lektüre der neuesten Dichterwerke der Freunde zu lauschen und sie durch seine Begeisterung, vielleicht auch die mehr reelle Aussicht, eines zahlenden Verlegers sicher zu sein, anzufeuern.

Diese Tage des Glanzes von Jung-England, an denen er, wie er mit Stolz fühlte, so viel Anteil hatte, hat er später in seinen „frühen Erinnerungen an Coleridge“ dargestellt. Er war als Schriftsteller viel zu unklar und als Mensch zu eitel, als dafs er seine Rolle nicht hätte überschätzen müssen. Der wahrheitsliebende, gerade Poole war ganz aufgebracht über ein so konfuses, ungenaues Machwerk. Doch bleibt dies Buch, schon um des vielen Briefmaterials willen, eine wertvolle, wenn auch vorsichtig zu benutzende Quelle.

Kapitel III.

Die lyrischen Balladen. Der Aufenthalt in Deutschland.

Folgen wir dem Tagebuche Dorothys in jener Zeit, so scheint kaum ein Tag vergangen zu sein, der Coleridge nicht nach Alfoxden brachte. „Wir waren drei Personen, aber eine Seele", ruft dieser enthusiastisch aus. Auf einem der Ausflüge des Kleeblatts im Frühling des Jahres 1797 wurde der Plan zu einer gemeinsamen Arbeit der beiden Dichter gefafst. Man wollte gern mehrere Tage fortbleiben und die Beutel waren sehr schlank. So beschlofs man denn in fröhlichster Wanderstimmung etwas zu schreiben, um die nötigen fünf Pfund aufzutreiben. Coleridge war gleich mit einem Plane bei der Hand: eine Ballade von einem Matrosen sollte es werden, der auf wunderbare, übernatürliche Weise aus Lebensgefahr gerettet wird. Gleich am Abend im Quartier setzte man sich nach dem Abendessen hin; auch Wordsworth war Feuer und Flamme; er fügte einige Zeilen zu Coleridges Anfang und gab gute Ratschläge für den weiteren Plan. Doch schon nach wenigen Stunden sah er ein, dafs er auf diesem Wege der hochfliegenden Phantasie Coleridges nicht folgen könne. Als man dann nach einigen Tagen in gehobener Stimmung heimkehrte, war auch der Plan schon dahin erweitert worden, dafs man gemeinsam einen Band Gedichte herauszugeben beschlofs.

So hat uns Wordsworth die Entstehung der „lyrischen Balladen“ erzählt. Coleridge aber in seiner Biographia litteraria spricht von einem Prinzipienstreit, der die Verschiedenheit der beiden Dichter klarlegte. Auf ihren Spaziergängen war immer häufiger ein Punkt zur Sprache gekommen: zwei Regionen gebe es, aus denen die Dichtung sich Stoff und Anregung hole, die sinnliche, reale Welt und die übersinnliche, phantastische. Des Dichters Aufgabe nun sei es, die erste so zu erheben und zu vergeistigen, dafs sie des Lesers höhere Sympathie errege, die andere aber durch innere dramatische Wahrheit dem Leser menschlich nahe zu führen. Natürlich nahm Wordsworth die erste Region für sich in Anspruch, während Coleridge sich die zweite Aufgabe zu lösen zutraute. In dem geplanten Bändchen wollte jeder auf seinem Gebiete im Wettstreit mit dem andern das Beste leisten.

Ein englischer Kritiker[1] sieht mit Recht in der Ausführung dieses Planes die grofse Bedeutung, welche dies Büchlein für die englische Litteratur besitzt. Gerade diese beiden Richtungen, als deren Vertreter sich die Freunde fühlten, waren in der englischen Dichtkunst jener Zeit scharf ausgeprägt; nur fehlte eben die Meisterhand, um die üppigen Schöfslinge, die die Pflanze verunstalteten, zu beschneiden. Eine Vorliebe für das Schauerlich-Gespensterhafte beherrschte nicht nur die Bühne, sondern machte sich mehr noch im Roman und der poetischen Erzählung breit. Solche Scenen, die das Blut erstarren und die Haut schaudern machten, wurden mit sichtlichem Behagen ausgeführt: Matthew Gregory Lewes, der von einer seiner schaurigsten Geschichten, „Der Mönch“ be-

1) Dowden, „Coleridge as a poet“, Fortnighthy review 1889.

titelt, selber den Beinamen „Monk“ erhielt, leistete in solcher Geschmacklosigkeit vielleicht das Äufserste; ihm fehlte jene Bedingung, die Coleridge in den Vordergrund stellte, die innere Wahrheit, und deshalb erwecken uns seine Erzählungen heute nur entweder ein Lächeln oder ein Gefühl des Ekels.

Hier setzte jetzt Coleridge ein, und mit dem feinen Takt des Dichters entliefs er die Einbildungskraft, die in die Wolken fliegt, doch nie aus der Zucht des Künstlers. Jeder, der den „alten Matrosen“, der die lyrischen Balladen einleitet, oder Christabel, das damals wenigstens begonnen wurde, liest, wird ihm gern und willig durch das Fabelland folgen. Nichts geschieht, was das Gefühl für Ebenmafs verletzen könnte; und durch Schweigen zu rechter Zeit weifs der Dichter alles Geheimnisvolle nur noch geheimnisvoller und traumhafter zu gestalten. Der Matrose, der seine wunderbare Geschichte beim Hochzeitstanze erzählt, interessiert uns mit seinen menschlichen Schicksalen, wenn ihn auch Geister aus der Gefahr erretten; und Christabel, die von den Schlingen der schönen Zauberin umgarnt wird, erregt unser Mitleid wie ein Vogel, den eine Schlange belauert. Wir empfinden mit ihr das Bangen vor der grausen nächtlichen Gesellschaft, um so mehr da der Einbildungskraft ein weiter Spielraum gelassen wird und wir durch keine krasse Schilderung erschreckt werden.

Neben dieser Richtung ging in der englischen Litteratur jener Zeit eine andere einher, die man zusammenfassend als die realistische bezeichnen kann. Der Schwerpunkt ihres Interesses ist der Mensch in der wirklichen Welt. Seine inneren und äufseren Kämpfe, seine Wünsche und Hoffnungen ungeschminkt und ungetrübt, sind der

Gegenstand dieser Dichtung. Auch die klassizistische Poesie, die bis zur Mitte des Jahrhunderts geherrscht hatte, räumte selbstverständlich ihren menschlichen Personen den ersten Platz ein. Die ganze Maschinerie von Sylphen und Feeen, die sie gern in Bewegung setzt, ist ihr nur ein anmutig lustiges Rankenwerk. Doch derjenige „Mensch", welcher sich jetzt immer stärker in den Vordergrund drängte, war ein ganz anderer geworden, als der feine, raffiniert ausgebildete Weltmann Popes. Dieser Dichter und seine Schule kennen nur einen Typus des englischen Volkes: den zur Gesellschaft gehörenden, wohlerzogenen Gentleman, der in dem gepflegten Park von Windsor mit Wonne die Einsamkeit genieſst, von den eigenen hohen Gedanken und den Geistern der Männer begleitet, die gleich ihm hier schon lustwandelten, den aber doch das Gefühl beruhigt, daſs das Schloſs nicht zu weit entfernt ist und daſs die Strahlen der von dort aus weithin leuchtenden Sonne ihn noch im tiefen Schatten der mächtigen Platanen erreichen. Wenn seine Augen sich am Grün sattgesehen, dann erfreut ihn der helle Kerzenschimmer im Saale und die Konversation mit geistreichen Männern und schönen Frauen, mit denen er eine Sprache redet, die nur hier verstanden wird, und die der breiten Masse des Volkes verschlossen ist, jenen Verbannten, Halbwilden, auf die man nur einen verächtlichen oder scheuen Seitenblick wirft. Leicht entdeckt das „schnelle Poetenauge" die Schwächen dieser feinen Gesellschaftskreise und weiſs sie bald scherzhaft, bald bitter zu geiſseln.

Doch schon während der Herrschaft von Popes Dichtung begann ein fremder Geist sich in der Litteratur zu regen. Die Schriften der englischen Aufklärungsphilosophen hatten zuerst in Frankreich den Anstoſs zu einer

litterarischen Revolution gegeben, jetzt wirkten die Ideeen, die hier unter solchem Einfluſs erwachsen waren, auf England zurück, als das Evangelium Rousseaus vom natürlichen Menschen, der von der Kultur einer entarteten Gesellschaft nicht berührt ist, hier Eingang fand. Zuerst lieſs der Roman seine Gestalten aus den Fürstenhöfen herabsteigen und sich unter die breite Masse der bürgerlichen Gesellschaft mischen. Noch zu Lebzeiten Popes rührte Richardson die empfindsamen Seelen des gebildeten Europa zu Thränen durch das Schicksal der armen Kammerjungfer Pamela, wenn auch zum Schlusse die poetische Gerechtigkeit die Heirat mit dem reichen Lord unausweichlich machte.

Mit demselben Entzücken las man allerwärts den Vicar of Wakefield, und wir Deutschen wissen am besten, wie sehr auch unsre Litteratur diesen Werken verpflichtet ist. Oliver Goldsmith hat in dem besten seiner Gedichte auch der Lyrik eine neue Bahn gewiesen. In seinem „Verlassenen Dorfe“ gelang ihm zuerst der Versuch, das Landleben treu zu schildern. Von ihm entfernt und voll Sehnsucht nach ihm inmitten eines zerstreuten Klub- und Gesellschaftslebens sah Goldsmith freilich nur die eine idyllische Seite: Gesundheit, Frohsinn, Spiel und Tanz. An diesen besten Stunden des Landlebens hatte er selbst, der Pfarrerssohn, früher oft teilgenommen. Deshalb zürnt er bereits den Reichen und Mächtigen um ihrer selbstsüchtigen Zwecke willen. Das ganze Gedicht ist ein Klageruf über die Verödung der Dörfer durch die Bauernlegung, und seine Schilderung soll uns in eine Zeit versetzen, „da Englands Leid noch nicht begann.“ Er schilt sie, die den Bauern zwingen auszuwandern, und die weite gefahrvolle Reise übers Meer anzutreten; drüben

erwartet die Vertriebenen nur Elend über Elend, im wilden Lande zwischen wilden Tieren und Menschen, noch wilder und gefährlicher als diese. Goldsmiths Blick schweift noch nicht über die Heimat hinaus; jenseit des Meeres sieht er nur Not und Schrecken.

Für den unruhigen und zerfahrenen Goldsmith waren solche Dichterstimmungen Rückblicke in das verlorene Paradies seiner Jugend. Ein gröfserer und unglücklicherer Dichter, Cowper hat an sich selber den seelenreinigenden Segen erfahren, der den beglückt, der sich mit ungeteiltem Herzen dem Zauber der ländlichen Zurückgezogenheit ergiebt. Er schildert gern das Glück eines solchen Menschen im Gegensatz zu der Hast der rauschenden, lärmenden Welt. In seinem stillen Winkel in Olney ward ihm diese Welt immer fremder und unverständlicher, vielleicht auch unverstandener. „Gott hat das Land gemacht, der Mensch die Stadt.“ Sollte dort nicht alles vollkommener, besser sein? Er lacht über die Weltmenschen, die da meinen: sie befriedigten ihren Trieb nach Erfrischung, wenn sie sich auf der staubigen Landstrafse eine Meile von der Stadt ergehen, oder wie die Damen mit Koffern und Kisten und all den Toiletten- und Schönheitsmitteln in die Bäder reisen. Und doch pflichtet auch er jenem Franzosen bei, der ausrief: „Einsamkeit ist süfs; doch mufs ich einen Freund haben, dem ich dies zurufen kann.“ Auch Cowper meint: nur so werde der edle Mensch vor dem Verbauern gerettet.

Mit all seiner tiefen Liebe zur Scholle Englands verband Cowper doch schon den weiten Blick, der überall Menschen sieht, die die Heimaterde lieben; daher stammt sein tiefes Mitgefühl mit den Sklaven. Wilberforce war damals mit seinen ersten Bemühungen um Abschaffung

des Sklavenhandels aufgetreten. Mit Feuereifer ergriff Cowper diese gute Sache. Wahrhaft pathetisch und höchst wirkungsvoll ist vor allem der Eingang zum zweiten Gesange seines gröfsten Gedichtes „Die Aufgabe“, wo er das Los der armen Schwarzen beklagt und England schilt, dafs es ein solches Verbrechen so lange dulde:

„Was heifst dann Mensch sein? Kann der Mensch dies sehen
„Und menschlich fühlen und doch nicht erröten?
„Beugt's ihm das Haupt nicht, sich als Mensch zu denken?
„Ich möchte keinen Sklaven, mich zu tragen,
„Den Grund zu pflügen, mich in Schlaf zu fächeln
„Und, wache ich, zu zittern. Um den Reichtum,
„Den mir erkaufter Arm erwerben kann,
„Nein! Teuer, wie mir Freiheit ist, mein Herz
„Sie mit gerechtem Wert vor allem preist,
„Weit lieber wär' ich selber doch ein Sklave
„Und trüge Bande als sie andere binden.“

Diese Humanitätsgefühle erstreckten sich bei Cowper auch auf die gesamte Kreatur. Auch hier gab der sanfte, zartbesaitete Mann den Ton an für eine ganze Tierlitteratur. Schon Thomson hatte die Jagd als roh und unmenschlich verdammt, was in dem sportliebenden England doppelt auffiel. Mit wahrem Abscheu aber wendet sich Cowper von ihr ab. Seine drei Hasen, die zu zähmen in der Zeit seiner tiefen geistigen Depression seine Lieblingsbeschäftigung war, hat er unsterblich gemacht: „Ich habe wenigstens einen Hasen gekannt, der einen Freund gehabt hat.“ Und unter seinen Gedichten nehmen alle die Nachrufe und Anreden an zahme Finken, Rotkehlchen, Nachtigallen, Goldfischchen und Hunde keinen kleinen Raum ein.

Trotz all dieser weitherzigen Empfindung, die die unschuldige Tierwelt in die Philanthropie mit einschliefst, erfahren wir vom Leben des eigentlichen Bauern in Cow-

pers Dichtung noch wenig. Es waren zwei Männer, aus dem niederen Volke entsprossen, die fast gleichzeitig an verschiedenen Punkten des britischen Reiches, voneinander nicht beeinflufst, die Leiden und Freuden ihrer armen und ärmsten Brüder, der Bauern und Fischer, zum Gegenstande erwählten: Robert Burns und George Crabbe.

Es ist schwer, vielleicht sogar unzulässig, Burns als ein Glied in der Entwicklung der englischen Dichtung zu betrachten. Er kannte wenig oder nichts von seinen Vorgängern und Dichtergenossen in England, als er seine wunderbar tiefen Lieder voll Trotz und Leidenschaft, voll weicher Anmut und neckischer Laune sang. Er ist eine Blüte, die aufsprieſst, ohne dafs man weifs, woher das Samenkorn gerade hierhin fiel. In seiner reichen Seele entsprofste seine Dichtung ohne Kunst und ohne Vorbild; er trug die Gewifsheit, ein grofser Dichter zu sein in sich, nicht aber das Bewufstsein, eine neue Staffel der Dichtkunst erreicht zu haben. Und wie er im schottischen Dialekt dichtete, in der Sprache, die er und seine Bauern redeten, in die sich aber seine englischen Landsleute erst hineinfinden und denken mufsten, so ist auch der Einfluſs, den die Litteratur von ihm empfing, kein direkter gewesen. Er war nicht nachzuahmen; und erreichen konnte ihn nur ein Genius, so eigenartig wie der seine — wo aber hätte ein solcher sich finden lassen!

Anders Crabbe, der Sohn eines elenden Fischerdorfes an der Ostküste Englands. Auch er hatte eine Jugend voll tiefer Armut und verzweifelter Kämpfe um das tägliche Brot verbracht. Doch hatte man seinen Trieb zum Lernen unterstützt, so dafs ihm die sogenannte höhere Bildung seiner Zeit nicht wie Burns verschlossen blieb. Seine Dichtung war nicht wie die des Landmannes Burns

gleichsam aus Naturnotwendigkeit eine Bauerndichtung. Er selbst war aus dieser Sphäre bereits herausgetreten, als er seine Augen auf die Genossen seiner Jugend zurückwandte und in ihrem Leben, so arm und traurig es schien, die innere Poesie entdeckte. Diese beschloſs er darzustellen, ganz wahr, so wie er sie selber miterlebt hatte. Unwille und Zorn waren in ihm erwacht über die erlogene Schäferpoesie der klassizistischen Zeit, die nur eine bändergeschmückte Maskerade war. Er wollte nicht wie jene singen:

„Von Hirten, die mit Liebesschmerzen spielen,
„Den einzigen Schmerzen, die sie — ach — nie fühlen.“

Er wollte das Fischerdorf, das Armenhaus, das Hospital beschreiben, nicht wie es der ästhetisierenden Dichtung erschien, sondern wie es wirklich war und wie er es kannte. Wahrheit und Wirklichkeit hatte er als Stichwort an die Spitze seiner dichterischen Thätigkeit gesetzt. Sein naturwissenschaftlich gebildetes Auge half ihm richtig beobachten und eingehend schildern. Seine Phantasie aber flog nicht hoch genug, um das Ganze als Kunstwerk zu gestalten, um die poetische Wahrheit von der photographischen Treue zu unterscheiden.

Unwillkürlich erinnert uns seine Dichtung an den modernen Realismus unsrer Tage. Die Lust an der Kleinmalerei, das Streben nach charakteristischer Genauigkeit und Vollständigkeit lassen ihn das Wesentliche von dem Unwesentlichen nicht mehr unterscheiden. Das Interesse bleibt bei den Einzelheiten hängen und findet nur mit Mühe den Weg zum Ganzen wieder. Die Grenze zwischen sozialer Enquête und Dichtung ist verwischt. Noch ein anderer Zug ist Crabbe mit den Vertretern der neuesten

Richtung gemeinsam: das ist der Pessimismus, der ihm von der Wahrheitsliebe unzertrennlich dünkt. Auch er entsprang ihm aus der Verachtung, die er für die optimistische Schönfärberei der Idyllen und Pastoralen empfand, aber er stumpfte in ihm zugleich das Gefühl für das Häfsliche, ja Vulgäre ab.

Nicht dieser Art war der Realismus, wie ihn Wordsworth auffafste und zur Darstellung bringen wollte. In den Gesprächen, die er mit dem Freunde bei der gemeinsamen Arbeit führte, standen Zweck und Ziel der Kunst, der Eindruck, den sie auf den Hörer ausüben soll, im Vordergrunde. Auch Wordsworth war mit und unter dem Volke aufgewachsen; an ihn selbst aber war Not und Sorge niemals ernsthaft herangetreten; nicht das Elend des niederen Volkes, gegen das er durchaus nicht blind war, suchte fortan seine Dichtung auf, sondern die Goldkörner rein menschlicher Empfindung, die trotz Not und Elend im Herzen des Bauern ruhen, ja hier oft naturwüchsiger erscheinen als bei solchen Menschen, in denen Konvention und Sitte das Beste hat erstarren lassen. Auch er sah in dem Schäfer seiner heimischen Triften den würdigen Gegenstand seiner Poesie; aber er sah ihn nicht mit bebändertem Stab bei der Rosenhecke seiner Schäferin verliebte Blicke zuwerfen, er sah ihn auch nicht in der niederen, dumpfen Hütte sich mit den Seinen um das dürftige tägliche Brot härmen und quälen — nein, er sah ihn einsam auf dem Berge in das verglühende Abendrot schauend, das ihm eine Welt voll einfacher und doch tiefer Gedanken und Empfindungen offenbart. Mit einer solchen optimistisch-realistischen Anschauungsweise, wenn wir sie so nennen wollen, trat Wordsworth an das Volk heran und suchte ihm sein inneres Leben abzulauschen. Gleich

Crabbe bevorzugte er damals die denkbar einfachsten Zustände, die er mit exakter Detailbeobachtung beschreiben konnte; er wählte gern die befangensten und eingeschränktesten Verhältnisse; aber er that es, um gerade in ihnen den Sieg des hervorbrechenden Reinmenschlichen zu feiern.

Und gerade hiermit ergänzte er den phantasievolleren Coleridge. Die grofse Verschiedenheit der beiden Dichterfreunde zeigt sich deutlich in einer kleinen Erzählung. Als Hazlitt Coleridge zum ersten Mal besuchte, führte dieser den Gast wie immer sogleich nach Alfoxden, um ihm seinen Stolz, sein Bestes zu zeigen: seinen Wordsworth. Sie fanden ihn nicht zu Hause; aber Dorothy gestattete gern freie Einsicht in die Manuskripte des Bruders. Auf dem Rückwege, noch ganz erfüllt von dem Genusse, den beide gehabt, klagte Coleridge dennoch Hazlitt: „Nur eins habe er an dem Freunde auszusetzen: er wolle sich niemals um die Sagen und Überlieferungen des Volkes kümmern. Für ihn seien nur die Thatbestände des Lebens von Wichtigkeit.“ Er hatte recht: Wordsworth fehlte jedes romantische Interesse, während es bei Coleridge reich vorhanden war; und doch suchen wir in den Dichtungen dieses vergeblich nach einem Bilde des Volkslebens, während jener in den Kern der Volksseele hineindringt.

So schildert Wordsworth das eigentümliche Rechtsbewufstsein des Bauern, der von der Schuld eines Waldfrevels nichts wissen will. Der Wald ist ihm im Grunde Gemeingut; und dem Frierenden im Winter zu wehren, seinen Bedarf an Holz zu holen, ist grausam. In dem Gedichte „Goody Blake and Harry Gill“ trifft den reichen Pächter, der einer armen Frau das Reisigbündel, das sie

in seinem Busch gesucht hat, pfändet, der Fluch der Witwe, fortan immer zu frieren; denn nach alter, unausrottbarer Vorstellung wohnt der Verwünschung des Bettlers eine geheime Kraft inne, die ihn der Erhörung des Himmels sicher macht. Wordsworths Enkel hat uns von dem alten, längst konservativ gewordenen Dichter eine Anekdote aufbewahrt, die deutlich zeigt, dafs dieses Volksrechtsbewufstsein ein Stück seines eigenen Wesens war und sich mit seinem Torytum ganz wohl vertrug. Wordsworth ging mit einigen Freunden einen oft von ihm betretenen Fufsweg, der abkürzend durch ein Feld führte, das eben einen neuen Eigentümer in Lord — — bekommen hatte. Er fand den Pfad durch einen Zaun abgesperrt, und die Gesellschaft wollte schon umkehren, als Wordsworth zum Erstaunen aller das leichte Gatter mit dem Fufse umstiefs und mit den Worten hindurchging: „Hier ist seit undenklichen Zeiten ein Wegerecht für die Leute gewesen und ich werde mir das nicht nehmen lassen.“ Noch an demselben Tage traf er mit seiner Lordschaft zusammen, die sich bitter über den Unfug der „Radikalen“ beklagte, die seinen Zaun umgeworfen hätten und in sein Eigentum eingedrungen wären. Wordsworth, der eine Zeitlang stillschweigend zugehört hatte, erhob sich und sagte: „Mylord, ich bin die Person, die den Zaun niedergebrochen hat. Seit alters ist ein Weg durch das Feld gegangen; er ist ein Recht des Volkes; ich bin entschlossen das aufrecht zu halten. Sie kauften Ihr Eigentum mit der Last, die darauf haftet; konservativ wie ich bin, wenn Sie mich so reizen, werden Sie den Radikalen darunter finden.“ So legte der Bauerndichter in der wirksamsten Weise Protest ein gegen die adligen „enclosures.“

Einen echt volkstümlichen Zug enthält auch sein langes, oft gescholtenes Gedicht „der Idiot“. Eine Mutter sucht mit verzehrender Angst ihren blödsinnigen Knaben, den sie nach der Stadt zum Arzt geschickt hat, und findet ihn endlich im Mondschein sorglos neben dem brausenden Wasserfall. Er stellt hier die bisweilen an Verehrung grenzende Liebe dar, die das Volk den Idioten zuwendet, jene uralte Vorstellung von einem Menschen, der den Göttern heilig ist. Er selber spricht dies aus in einem Briefe, den er einige Jahre später einem jugendlichen Verehrer, John Wilson, als Antwort sandte. Dieser hatte ihm nach einer eingehenden Kritik seiner lyrischen Balladen „den Idioten“ als ein Gedicht bezeichnet, das ihn immer wieder abstofse. „Nur die sogenannten höheren Stände“, schreibt Wordsworth, „verbinden mit einem solchen Geschöpf durchaus das Gefühl des Abscheus. Wer aber in die Seele des Volkes gedrungen ist, sieht, dafs dies Gefühl durchaus nicht notwendig mit der Gestalt eines Blödsinnigen verbunden ist. Ich habe oft in meinem Herzen das erhabene Schriftwort auf die Idioten angewandt: Ihr Leben ist in Gott verborgen. Sie werden wahrscheinlich aus einem Gefühl dieser Art in einigen Teilen des Orients verehrt. In den Alpen, wo sie zahlreich sind, werden sie, glaube ich, als ein Segen für ihre Familie betrachtet. Ich habe oft in dem Betragen der Eltern in den niederen Gesellschaftsklassen gegen einen Idioten einen grofsen Triumph des Menschenherzens erblickt.“

Im „Dorn“ wird die tragische Figur des Volkes, die Kindesmörderin geschildert, die sich von dem Orte, wo die That im halben Wahnsinn von ihr begangen worden ist, nicht losreifsen kann — ein Lieblingsthema sowohl

der englischen romantischen wie unsrer klassischen Zeitdichtung. Ihr Gegenstück ist die „wahnsinnige Mutter“,[1] das unselige, verlassene Weib, das, solange sie ihr Kind stillt, ihren Verstand, ja einen Schein des Glückes wiederfindet.

An Coleridges Zweifeln und Bedenken, die bei aller Bewunderung doch immer wieder über die Wahl des Stoffes und die Art der Behandlung auftauchten, erstarkte in Wordsworth das Bewufstsein, dafs er mit seinen Gedichten etwas Neues bringe, was sich erst allmählich seine Stellung in der Litteratur erringen müsse. Deshalb wurde schon der ersten Auflage eine „Nachricht“ vorausgeschickt, die bereits den Keim zu der grofsen Vorrede der zweiten Auflage enthielt, in der er durch die Darlegung der Prinzipien seiner Dichtung das Werk selber den Lesern verständlicher zu machen hoffte.

Diese Vorrede zeigt deutlich, dafs Wordsworth mit den Realisten zwar den Stoff, aber nicht die Lebensauffassung teilte. Denn nicht blofs das tägliche Leben an sich, in all seinen abwechslungsreichen Phasen will er darstellen, sondern „zu zeigen, dafs das menschliche Gemüt auch ohne grofse Reizmittel sich im Kleinen in seinem ganzen Reichtum entfalten kann, ist ein Ziel, würdig und hoch genug, dafs der Dichter sein Leben und Schaffen daran setze, zumal in der Gegenwart, wo durch grofse geschichtliche Ereignisse, lüsterne Novellen und dumme deutsche Trauerspiele[2] dem Volke der Glaube an diese Möglichkeit immer mehr geraubt wird.“ Durch

---

1) Siehe Übers. Nr. VII.

2) Wahrscheinlich spielt er auf Kotzebue an, der damals in England als erster der deutschen Dichter galt.

diese Richtung seiner Gedichte, die Inhalt und poetischen Zweck miteinander in Einklang setzen, was nur durch langes und tiefes Nachdenken erreicht werde, hebe er seine Gedichte über jene Tageslitteratur hinaus, die an die Stelle der Phrasen und des Schwulstes der früheren Trivialität und Nichtigkeit setze. In seinen Gedichten seien es die Gefühle, die der Situation und Handlung Wichtigkeit verleihen und nicht umgekehrt.

Noch mehr Nachdruck als auf die Wahl des Stoffes legt Wordsworth auf dessen Behandlung, auf den Stil. Hier namentlich richtet er sich schroff gegen die Klassicisten. Diese fanden, so erörtert er, ihre Stärke im Schmuck und der Feinheit der Redewendung. In diesem Streben bildeten sie sich aber eine Art von Codex der poetischen Sprache aus, der sich vererbte und dessen Absicht es zu sein schien, die natürliche Bezeichnung der Dinge in der Dichtkunst zu verdrängen: Das junge Mädchen war diesen Dichtern eine Nymphe, ihr Geliebter der Schwan, und Phöbus und Luna sind ihre unumgänglichen Begleiter. Dem gegenüber will er kühnlich behaupten und beweisen, dafs zwischen Prosasprache und metrischer Komposition ein wesentlicher Unterschied nicht bestehe und nicht bestehen könne. Denn der Dichter denkt und fühlt im Geiste der menschlichen Leidenschaften. Wie könne also seine Sprache irgend wesentlich von der aller anderen Menschen abweichen, die lebhaft fühlen und klar sehen? Ja mehr noch! Der Dichter, wie hoch sein Genie auch stehe, kann nie an die Sprache selbst erlebter Leidenschaft heranreichen. Ihr wenigstens möglich nahe zu kommen, ist sein Ziel. Der Dichter ist jedoch kein blofser Kopist; sein Schaffen steht sogar hoch über der Wissenschaft, deren Resultate er zusammenfafst, weil er

bedingungslos schafft oder vielmehr als einzige Bedingung das „poetische Wohlgefallen“ anerkennt, das sein Werk in dem Leser erregen mufs. Da der Dichter nun aber keine Engelsthränen, sondern menschliche vergiefst, so mufs er den Schmerz und die Freude auch in der Sprache, wie sie Menschen sprechen, ausdrücken. Metrik und Reim bringen allerdings eine Abweichung hierin hervor; diese jedoch sind gegeben und feststehend, nicht zufällig und willkürlich wie dasjenige, was man gewöhnlich poetischen Ausdruck nennt. Sie sind dem Dichter deshalb ein wichtiges Hilfsmittel, da sie dem Leser Ebenmafs der Empfindung geben und in ihm eine bestimmte, mit jedem Rhythmus verbundene Vorstellung erwecken.

Coleridge hat später, als der lange schlummernde Gegensatz der beiden Dichter sich auch äufserlich fühlbar machte, diese Vorrede in der Biographia litteraria angegriffen, und ihr hauptsächlich Schuld an dem dauernden Widerstande gegeben, den diese Gedichte bald von der Kritik und einem grofsen Teile des Publikums erfuhren. Er hat wohl recht, wenn wir bedenken, wie sich die Kritik jener Zeit an die auffallenden Schwächen dieser Argumentation hielt und mit ihrer Hilfe Wordsworths Gedichte zu einem Spottbilde verzerrte. Der Hauptfehler der ganzen Auseinandersetzung liegt in ihrem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit. Fassen wir sie nur als Vorrede zu Wordsworths Anteil an den lyrischen Balladen auf, so fallen viele von den Einwürfen fort. Wordsworth hat hier nur Gedichte, wie die oben angeführten, „der Dorn“, „Goody Blake“, „der Idiot“ und „Wir sind sieben“ im Auge. Die absichtliche Einfachheit der Fabel, die allen diesen Gedichten gemeinsam ist, kann nur eine völlig schmucklose, natürliche Sprache vertragen. Der

ganze Reiz der Unterhaltung mit dem kleinen Mädchen in „Wir sind sieben“,[1] das beharrlich die toten zu den lebenden Geschwistern zählt, liegt in dem naiven, kindlichen Ausdruck; und die Klagen und Liebkosungen, mit denen die wahnsinnige Mutter ihr Kind überhäuft, vertragen ebensowenig Pomp und Schmuck der Rede. Man mufs sich freilich gestehen, dafs auch diese Gedichte oft des Guten zu viel thun, und dafs die notwendige Einfachheit des Ausdrucks bisweilen in reine Prosa umschlägt. Wenn das Kindergrab im „Dorn“ beschrieben wird:

„Ich mafs es ab von jeder Seite,
'S ist drei Fufs lang, zwei in der Breite“

so können wir es Crabb-Robinson, dem eifrigsten Verehrer Wordsworths nicht verdenken, wenn er sich nie entschliefsen konnte, diese Zeilen vorzulesen. Wordsworth freilich meinte jedem Einwand gegenüber: „Man wird auch diese Zeilen lieben lernen.“ Solche Stellen finden wir nicht nur in diesen ersten Gedichten; auch später, bis in seine reifste Zeit hinein, hat ihn bisweilen das poetische Taktgefühl verlassen. James Russell Lowell, der amerikanische Dichter, sagt richtig, wenn auch scharf von ihm: „Wordsworth lernte niemals ganz zu unterscheiden zwischen dem Faktum, das die Muse erstickt, und der Wahrheit, die ihr Lebensodem ist.“

Doch in derselben Sammlung der lyrischen Balladen stehen Gedichte, deren Form sich weit von der Redeweise des wirklichen Lebens entfernt. Ihr Inhalt ist philosophisch und ihre Sprache demgemäfs gehoben und bildlich. In dem Gedichte an seine Schwester[2] zeigt sich eine eigen-

1) Siehe Übers. Nr. VI.
2) Übers. Nr. III.

artige Verbindung zwischen dem einfach-natürlichen und dem erhaben-philosophischen Stil. Die Verse der Anrede sind in leichtem Gesprächston gehalten:

„Komm Schwester, gerne sei's gewährt.
Lafs alle Morgenarbeit sein,
Mach schnell, das Frühstück ist verzehrt,
Komm, fühl den Sonnenschein.

Edward kommt mit, und bitte: trag'
Auch heut dein rüstig Wanderkleid,
Und nimm kein Buch. Sei dieser Tag
Dem Müfsiggang geweiht!"

Gleich darauf aber erhebt sich die Empfindung und mit ihr der Ausdruck:

„Die Liebe aller Schöpfung Lust
Trägt ihre leise Kunde
Von Erden auf zur Menschenbrust
Dies ist des Fühlens Stunde.[1]

Die „Zeilen in der Nähe von Tintern-Abbey", der Tribut begeisterter, schwungvoller Dankbarkeit, den er zugleich seiner Lehrmeisterin, der Natur und seiner Schwester weiht, zeigt durchweg jenen tiefen philosophisch gebildeten Stil, durch den alle reifen Werke des Dichters ausgezeichnet sind.

Das umfangreichste Gedicht, das in dieser Epoche entstand, war die Erzählung „Peter Bell". Sie war für das Bändchen zu lang geworden, und wurde erst 1819

1) Der gedrängt abstrakte Gedanke erlaubt hier keine genauere Übersetzung:

Love now a universal birth
From heart to heart is stealing
From earth to man, from man to earth
It is the hour of feeling.

veröffentlicht. Sie nimmt gewissermafsen einen gesonderten Platz ein. Sie steigt in der Wahl des Stoffes noch um eine Stufe tiefer als die lyrischen Balladen. Nicht nur der einfache Mensch entfaltet in sich ein reiches Gemütsleben, nein, auch im Tiere können wir seine Spuren entdecken. Überall sprofste damals in der Dichtung seit Cowper diese Sympathie mit der armen Kreatur auf, die man zu sich heraufziehen will. Burns Gedicht an die arme Maus hatte ihn selber tief erregt. Southey hatte allerlei Getier der poetischen Betrachtung würdig gefunden und Charles Lamb macht ihm in einem prächtigen Briefe halb ernst, halb in seiner gewohnten feinen Ironie den Vorschlag, eine Reihe von Tiergedichten zu verfassen, die sich solche Tiere, welche dem Menschen antipathisch sind, zum Gegenstand wählen könnten, wie etwa Kröten und Ratten. Coleridge dichtete eine empfindsame Anrede an ein Eselsfüllen:

„Ich nenn' dich Bruder trotz des Spotts der Thoren."

Wordsworth aber verfafste hier gar ein kleines Epos, um zu beweisen, wie die Treue, ja man möchte sagen der Verstand, eines Esels ein verwildertes Gemüt zu Reue und Besserung zu leiten vermöge. Peter Bell, ein hausierender Töpfer, ist ein verwahrloster, verkommener Mensch, roh, jähzornig, ein Wüstling — nicht weniger als zwölf Frauen hat er gehabt und betrogen. In geheimnisvoller Mondnacht trifft er nun im tiefen Wald einen Esel, der unbeweglich, mit vorgestrecktem Kopf in einen Teich starrt. Peter Bell betrachtet ihn als gute Beute und will ihn durch Schläge antreiben, mitzukommen. Doch der Esel ist nicht vom Platz zu bringen. Der fahle Mond, die tiefe Einsamkeit, die unbegreifliche Halsstarrigkeit des Tieres, die dem abergläubischen, innerlich feigen Menschen

wie Zauber erscheint, — alles packt ihn mit Grausen. Als er nun aus dem Teiche einen Ertrunkenen zieht, den betrauerten Herrn des Esels, und dieser die Leiche mit allen Zeichen der Freude begrüfst, fühlt er in der verhärteten Brust zum erstenmale ein weicheres Gefühl des Mitleids aufsteigen. Er überläfst sich der Leitung des Tieres, das ihn auch richtig zu der Hütte des Toten führt. Unterwegs tragen allerlei neue Eindrücke, der Anblick einer Kapelle, wo er einem seiner Weiber Treue geschworen hatte, das geheimnisvolle Geräusch in der Erde arbeitender Bergleute und nicht zum mindesten die klugen, treuen Eselsaugen dazu bei, die innere Ein- und Umkehr bei ihm zu fördern. Es bedarf in der Hütte nur des Anblicks der verzweifelten Witwe und der verwaisten Kinder, die den Esel liebkosen, um sein Herz aufzuschmelzen. Nach einer zwölfmonatlichen tiefen Melancholie, einer Art Probejahr, erweist er sich als ein gebesserter Mensch.

Das Gedicht ist in drei Teilen mit ermüdender Breite und einem Pathos, das oft dem Stoff nicht gemäfs ist, geschrieben. Es gehört noch heute zu den Werken, die der Popularität des Dichters im Wege stehen; und doch ist es der erste Schritt auf der Bahn, die ihn zu seinem Hauptwerk, dem „Ausflug“ geführt hat. Wordsworth hat dem Gedicht einen überaus anmutigen Prolog vorausgeschickt. Der Dichter hat hier auch einmal einen Streifzug ins phantastische Land der Romantik gewagt: Er gondelt in einem beseelten Boote, das der Mondsichel gleich gestaltet ist, über die Wolken den Sternen zu — vielleicht eine Erinnerung an Ariost, den er damals mit Dorothy las. Doch nicht die Pracht des Jupiter, nicht der schnelle Merkur oder die Plejaden vermögen ihn zu fesseln. Nur die alte Erde und auf ihr, so sehr auch

das lebendige Fahrzeug schelten und locken mag, nur die schöne Heimatinsel zieht ihn an. Ach — und auch auf ihr wiederum, was käme dem kleinen grünen Garten in dem Heimatthale gleich, wo der Nachbar mit seiner kleinen Tochter und ein paar Freunde auf die Erzählung der Schicksale Peter Bell's warten. Die leise Selbstironie, die sich durch die liebenswürdige Fabel zieht, überrascht bei dem ernsten Dichter um so mehr, als der Humor sonst gar keine Stätte in seiner Dichtung gefunden hat. Wir möchten wünschen, ihm auch in der nachfolgenden Erzählung etwas zu begegnen.

Byron hat über Peter Bell seinen beifsendsten Spott ergossen, in der berühmten Stelle des dritten Gesanges des „Don Juan". Doch wenn er hier die Geister von Pope und Dryden aufruft, die echten Dichter gegen diesen Pseudo-Poeten, so hat Macaulay recht, wenn er, der Wordsworth sonst keineswegs besonders wohl will, die Einfalt der Schilderung und die Echtheit der Bilder im Peter Bell rühmend der unwahren Geziertheit jener beiden gegenüberstellt.

Im Frühjahr 1798 war das Bändchen der lyrischen Balladen druckfertig. Aufser den kürzeren Gedichten, die besonders für diese Sammlung geschrieben waren, wurde ihm noch, wie schon früher erwähnt, das Bruchstück aus „Schuld und Sorge" unter dem Titel „Die Vagabundin" beigefügt. Coleridge steuerte den alten Matrosen bei, der an die Spitze des Buches gestellt wurde, aufserdem nur drei kleinere Stücke, die schon früher geschrieben waren. Er hat oft ausgesprochen: schon der Gedanke daran, dafs eine Arbeit gemacht werden müsse, und gar zu einem bestimmten Termin fertig sein müsse, raube ihm die Stimmung zum Dichten. Zudem war er

jetzt noch durch innere und äufsere Unruhe hart bedrängt. Man beschlofs, das Buch anonym in die Welt zu senden. Cottle, der immer willige Freund, war natürlich sofort bereit, den Verlag zu übernehmen. Er mufste sogar Wordsworth überhaupt zur Veröffentlichung drängen. Mit welchem Eifer unser Dichter auch geschaffen hatte, nun überkam ihn, wie auch immer noch in späterer Zeit, ein Unbehagen, eine Scheu vor der Öffentlichkeit; er gesteht in solcher Stimmung, dafs schliefslich nur pekuniäre Rücksichten ihn dazu vermögen, seine Werke vor den Augen des Publikums zu enthüllen. Die Freunde beschworen zwar den guten Cottle, als Geschäftsmann nur an sich zu denken, aber die dreifsig Guineen, die er bot, waren ihnen doch recht nötig. Das Buch verkaufte sich, für ein litterarisches Werk langsam; als Cottle bald darauf sein Geschäft aufgab und seine Verlagsrechte im ganzen an eine Londoner Firma verkaufte, konnte er dasjenige der lyrischen Balladen als wertlos zurückbehalten, worauf er es an Wordsworth schenkte. Immerhin können die Gedichte nicht ganz unbeachtet geblieben sein, da die fünfhundert Exemplare in zwei Jahren verkauft waren, so dafs im Jahre 1800 eine neue Auflage nötig wurde. Die Presse schenkte dem anonymen Werkchen wenig Aufmerksamkeit; es wurde spärlich, doch damals noch nicht ohne Wohlwollen besprochen. Man glaubte sich etwas von diesen Dichtern versprechen zu können.

Für jetzt aber waren die beiden Verfasser froh, Geld in der Tasche zu haben, um einen Plan auszuführen, der Wordsworth wie Coleridge ganz erfüllte: die kleine Kolonne wollte nach Deutschland übersiedeln, um dort zu studieren. In Alfoxden war so wie so für Wordsworth kein Bleiben mehr. In jenen aufgeregten Zeiten

konnte man sich auch in England eine Vereinigung schwärmerischer junger Männer nur als Jakobinerklub denken. Und sogar der Aberglaube der Landbevölkerung in den Quantocks wurde durch das Ungewohnte des Schauspiels aufgeregt. Mit scheuen Blicken sah man den Freunden nach, wenn sie, lebhaft gestikulierend, unverständliche Worte miteinander sprechend, vorübergingen, oder wenn sie gar, wie es ihre Gewohnheit war, die halbfertigen Verse vor sich hersummten. Was trieben sie? Waren sie Schwarzkünstler? Mit welchen geheimen Zaubereien gaben sie sich ab? Unterdessen war auch die Regierung aufmerksam geworden; sie sah hier Elemente zusammen, die sie für gefährlich hielt. Thelwalls Besuch scheint den Ausschlag gegeben zn haben. Kurz, man sandte einen Spion, der die ganze Gesellschaft beobachten und über sie berichten sollte. Doch trotz aller Märchen, die ihm abergläubische und ängstliche Leute erzählten, mufste dieser bald wieder unverrichteter Sache abziehen. Die Mythenbildung hat sich dieser harmlos verlaufenden Fährlichkeiten bald bemächtigt und sie zu ernsten Bedrohungen aufgebauscht, während die Freunde selber fast ahnungslos waren, welche Wetterwolke eine Zeitlang über ihnen hing. Nur für Wordsworth hatte diese vorübergehende Stellung unter Polizeiaufsicht eine ärgerliche Folge. Mrs. St. Albyn, die Eigentümerin des Hauses, das er bewohnte, war ein viel zu ängstliches Gemüt, als dafs sie nicht den Augenblick beschleunigt hätte, wo sie ihren gefährlichen Mietsmann wieder los wurde.

Der deutsche Plan war von Coleridge ausgegangen; seine Aussichten in England waren schlecht; der „Wächter“ war soeben in die Brüche gegangen und die Muse wollte ihm nicht gehorchen; dazu fühlte er sich auch

selber noch zu unfertig. Wenn er etwas Grofses leisten wollte, mufste er die Lücken seiner Bildung, die er überall empfand, ausfüllen. Ihm schwebte ein allumfassendes Gedicht von Gott, Natur und Mensch vor, ein Plan, den Wordsworth später, wenn auch nicht durchgeführt, so doch in seinem gröfsten Gedichte in Angriff genommen hat.

Es ist das eigentümliche Glück, das vielleicht auch sein Verhängnis war, in Coleridges Leben, dafs er immer Freunde und Mäcenaten gefunden hat, die sein Lebensschiff wieder flott machten, wenn es auf den Sand geraten war. Er hat auf diese Weise nicht recht gelernt, auf eigenen Füfsen zu stehen. Wenn dies nun auch seine innere Freiheit nie angetastet hat, so gab er doch, durch diese selten trügende Erwartung verführt, je länger je mehr seinem Hange zum unstäten und ungebundenen und daher auch unfruchtbaren Grübeln nach. Diesmal war es das Brüderpaar Wedgwood, die Söhne des grofsen Industriellen, des Erfinders des Steinguts, die dem jungen Dichter in einem taktvollen, liebenswürdigen Schreiben ein Jahresgehalt von 80 £ aussetzten. Hierdurch wurde ihm die Reise nach Deutschland ermöglicht. Für Coleridge war diese Übersiedlung unschätzbar, und in der Litteraturgeschichte hat sie ihre Bedeutung, da von hier aus das Eindringen des deutschen klassischen Geisteslebens in England durch Coleridges Vermittlung zu datieren ist. Auch Wordsworth und seine Schwester, nachdem sie sich entschlossen hatten, Coleridge zu begleiten, erhielten von den Wedgwoods einen Zuschufs. Der erste Plan ging dahin, dafs auch Mrs. Coleridge sie begleiten solle und dafs man gemeinsam eine kleinen Ort in der Nähe einer Universität aufsuchen wolle, um, wie

Coleridge schreibt, Naturwissenschaften zu studieren. Dieser letztere Gedanke war aber nur vorübergehend in Coleridges Geist angeregt worden durch den Einfluſs des jungen Humphry Davy, der, mit Thomas Poole befreundet, in Nether-Stowey die Dichter öfters besucht hatte.

Davy war zwar erst achtzehn Jahre alt, als er, von Thomas Wedgwood aus der Dunkelheit hervorgezogen, nach Nether-Stowey kam; sein Feuergeist scheint sich aber im Sturme Pooles lebenslängliche Freundschaft und die Bewunderung von Wordsworth und Coleridge erworben zu haben. Selbst voll dichterischer Phantasie und philosophischer Neigungen schwelgte er in Coleridges metaphysischen Exkursen: „Er verstand mich, ehe ich selbst mich halb verstand“ pflegte dieser zu sagen. Das Gepräge eines Eroberers im Reiche der Wissenschaft, das der junge Holzschnitzersohn in seinem Wesen, selbst in der oft noch knabenhaften Begeisterung trug, zog nicht nur Coleridge, dessen glühender Wunsch später war, Davy in seinem wissenschaftlichen Denken ein gleiches Verständnis entgegen zu bringen wie dieser ihm in seinem litterarischen, in seinen Bann, sondern gewann auch Wordsworth, der wissenschaftlichem Denken ferner stand, so sehr, daſs auch er einmal den Plan, der bei Coleridge immer wieder auftauchte, Chemie zu studieren, ernsthaft ins Auge faſste.

Im Juli 1798 verlieſs Wordsforth Alfoxden. Nach einem kurzen Abschiedsbesuch in Stowey machte er sich mit Dorothy zu einer Wanderung den Wye entlang auf. Seinem Besuch der romantisch schönen Ruine der Tintern Abbey verdanken wir das Gedicht, das ihren Namen trägt.[1]

1) S. Übers. Nr. VIII.

Dem melodischen Vers, der gehobenen Sprache merkt man es an, dafs „keines seiner Gedichte unter Umständen verfafst ist, an die er sich mit mehr Freude erinnert.“ Es wurde sofort in die lyrischen Balladen als Abschlufs aufgenommen und ist unstreitig die Perle der Sammlung. Um den Druck besser zu beaufsichtigen, womit die englischen Dichter immer unbegreifliche Umstände machen, gingen die Geschwister nach Bristol, und gleich nach dem Erscheinen des Buches über London nach Yarmouth, wo sie sich mit Coleridge zusammen nach Hamburg einschifften.

Sowohl Dorothy wie Coleridge haben einen genauen Bericht von ihrer Überfahrt und ihrer Ankunft in Hamburg gegeben: Dorothy mit ihrer üblichen eingehenden Schilderung des Einzelnen und ihrem feinen Sinn für das Typische der Landschaft und der Bevölkerung, Coleridge in geistsprühenden Briefen, in denen er die Unterhaltungen mit den Vertretern der verschiedenen Nationalitäten, die sich auf dem Schiffe zusammenfanden, fixiert. Trotzdem Coleridge noch keiner fremden Sprache völlig mächtig war, scheint er sich auch hier bald zum Mittelpunkt der buntgemischten Gesellschaft gemacht zu haben. Er verspottet denn auch freilich das schlechte Englisch, das man ihm zu Gefallen auftischte, und bekümmert sich nicht, dafs er auch nicht die kleinste Phrase einer fremden Sprache dafür bieten konnte. Wordsworth kam einstweilen sein gutes Französisch zu Hilfe, was ihm namentlich in Hamburg leicht forthalf.

Die Freunde hatten eine Empfehlung an den Bruder Klopstocks mitgebracht, der auch sofort bereit war, sie bei dem Dichter einzuführen. Seine äufsere Erscheinung enttäuschte sie sehr. Das greisenhafte Antlitz, dem die

Perrücke schlecht anstand, die gichtig geschwollenen Beine wollten nicht passen zu einer Lebhaftigkeit „gleich der eines siebzehnjährigen Mädchens.“ Sie hatten sich ein imponierenderes Bild von dem Vater der deutschen Dichtung gemacht, wenn auch die Milde und Güte des alten Mannes sie rührte. Auffallend ist es, dafs der Sänger des Messias, den wir uns ohne Miltons Vorbild nicht denken können, dieser erste und unbedingteste Bewunderer der englischen Dichtung, der englischen Sprache gar nicht mächtig war, so dafs die Unterhaltung französisch und folglich mit Wordsworth allein geführt wurde. Coleridge mufste sich mit einer späteren Interpretation des Freundes begnügen, hat aber dann die Noten, die dieser niedergeschrieben hat, in seiner Biographia litteraria geistreich verwendet. Natürlich war die Litteratur Gegenstand dieses Interviews. Es setzte die beiden Engländer in Erstaunen, wie wenig Klopstock mit der deutschen Dichtung vertraut war. Weniger erstaunlich ist uns heute seine Vorliebe für Wieland auf Kosten Schillers und weit mehr noch Goethes. Immerhin fühlt Wordsworth eine gewisse Verehrung für den alten Dichter und eine Ahnung seiner wahrhaften Bedeutung, während Coleridges Endurteil in die spöttische Bemerkung ausläuft: „Man hat mir gesagt, er sei ein deutscher Milton — aber ein sehr deutscher!!! —“

Der Aufenthalt in Hamburg war kurz. Wordsworth fühlte sich unbehaglich, ärgerte sich, dafs man sie in den Läden betrog. „Die Stadt mag eine Menge guter Menschen haben, wenn man nur Zeit und Geschicklichkeit hätte, sie zu entdecken“, schreibt er an Poole. Coleridge trennte sich entgegen dem ursprünglichen Plane von den Geschwistern; er wollte um jeden Preis schnell der Sprache Herr werden; und er wufste wohl, dafs es

hierzu kein besseres Mittel giebt, als sich in die Unmöglichkeit zu versetzen, in der Muttersprache Umgang zu pflegen. Er ging nach Ratzeburg, mietete sich bei einem Amtmann ein, begleitete ihn auf allen Terminen, immer fragend, immer aufmerksam, nahm sich die Kinder vor und lauschte ihnen ihre Ausdrucksweise ab — kurz er fühlte sich so, lernend, beobachtend, verarbeitend ganz in seinem Elemente.

Wordsworth und Dorothy blieben dem Programm treu: Nicht zu weit von Hamburg, in der Nähe der den Engländern bekanntesten Universität Göttingen wurde eine kleine Stadt, Goslar, gewählt, um das Winterquartier daselbst aufzuschlagen. Leider war die Wahl recht unglücklich. Der alten Reichsstadt mangelte jedes geistige Leben. Die kleinstädtische Gesellschaft machte keine Miene den Neulingen etwas entgegen zu kommen, und die Geschwister konnten sich in die deutsche Sitte, die Bekanntschaft zu suchen, nicht recht finden. So sah man sich auf den Verkehr mit den Hausleuten beschränkt. „Zwei Dinge stehen dir im Wege“, schreibt ihm Coleridge, „du kannst keinen Rauch vertragen und hast die Schwester bei dir. Wenn ich mit meiner Gesellschaft zusammensitze, meine ich oft, das Licht müsse erlöschen, so dicht ist der Qualm.“ Zum Unglück mufsten sie auch noch den Winter von 1798 auf 99, den kältesten seit Menschengedenken, in der hochgelegenen Stadt verleben. Wenn dann Wordsworth aus dem eiskalten Zimmer, das über einem Thorweg lag, zu den Wirtsleuten herunterkam, meinten diese wohl selbst: sie fürchteten, dafs er einmal erfrieren würde.

Charakter und Umstände wirkten hier zusammen, um den Aufenthalt in Deutschland für Wordsworth zu einem

fruchtlosen Zeitaufwand zu machen. Er besafs nichts von der Beweglichkeit von Coleridges Geist, der sich mit Leichtigkeit in fremdes Denken und in einen fremden Charakter versenkte, um alles aufzunehmen, was ihm selbst kongenial ist. Freilich, früher hatte das französische Geistesleben und mit ihm die fremde Sprache schnell bei Wordsworth Eingang gefunden. Aber damals war auch sein Geist so ganz von der einen grofsen Revolutionsidee erfüllt, dafs alles andre, selbst das Vaterland, eine Zeitlang daraus verdrängt wurde. Nach Frankreich war er zudem nicht unvorbereitet gekommen; die französische Litteratur war ihm schon lieb gewesen auf der Schule und der Universität — und endlich, damals liefs er daheim nur das unbehagliche Leben in London; in Orleans aber sah er sich sofort in der Mitte eines geistvollen und begeisterten Cirkels.

Wie anders jetzt! Was kannte er von deutscher Litteratur? So gut wie nichts. Nur Einzelprodukte hatten ihm hin und wieder Eindruck gemacht, aber sie waren ihm nicht tief genug gegangen, als dafs sie in ihm den Wunsch hätten erwecken können, in das deutsche Volksleben einzudringen. Die philosophische Grofsthat unsres Volkes aber, die binnen kurzem Coleridge mit der höchsten Bewunderung erfüllte, ist ihm jetzt wie später unzugänglich geblieben.[1] Kein innerer Zug hatte ihn nach Deutschland geführt, nur äufsere Anlässe hatten es gethan: der Enthusiasmus des Freundes, und die zufällige Nötigung zum Wohnungswechsel. Diesmal hatte er die Erinnerung an das behagliche Heim, an einen geistvollen

---

1) Kant hat nur durch Coleridges Vermittelung auf W. Einfluſs erlangt. Hierüber später Kap. VII.

Freundeskreis zurückgelassen, was er alles nur zu kurze Zeit hatte genieſsen dürfen. Vor allem hatte er jetzt erst den reichen Quell der Schaffenskraft in sich entdeckt. Erst seit wenigen Monaten hatte er sich ihm erschlossen; und nun sprudelte er unaufhaltsam hervor — er hätte ihm nicht Einhalt thun können. Wie sollte er da Zeit finden, um wieder etwas so ganz Neues, was so viel rezeptive Muſse erforderte, vorzunehmen wie das Studium eines fremden Volkscharakters.

Coleridge hatte damals im Gegenteil mit seiner ersten Schaffensperiode schon abgeschlossen; was er später noch geleistet hat, liegt weit mehr auf dem Gebiete der Philosophie und litterarischen Kritik; und hierzu sammelte er sich eben jetzt Material und Anregung. So ist denn für Wordsworth, in dessen Charakter doch die germanischen Elemente des englischen Volkstums bei weitem stärker hervortreten, Deutschland nichts weiter als eine unbehagliche Erinnerung geblieben. Nur mühsam half er sich mit der Sprache vorwärts, die er niemals bis zu dem Grade beherrschte, daſs er Genuſs und Vorteil davon gehabt hätte. Wir erfahren nicht, ob er sich mit unsrer Litteratur beschäftigt habe oder mit welchem Gebiete derselben. Nur Bürgers Balladen hatte er schon in Hamburg gekauft. Merkwürdig, daſs er gerade aus ihnen, die sich doch selber am Vorbilde der englischen Volksballade erst geschult hatten, die Anregung zu seinen Balladen fand. Er hat in dieser Gattung nichts Bedeutendes geschaffen,[1] und dies auch selbst unumwunden bekannt,

1) Die „lyrischen Balladen“ haben mit der eigentlichen Balladenpoesie nichts gemein. Sie zeigen nichts von dem epischen Charakter, der zu einer solchen gehört.

wenn er in der Fenwicknote zu „Ellen Irvin“[1] ängstlich jeden Vergleich mit dem schottischen Urbilde ablehnt. Aus Bürgers Leonore hat er das Versmafs und leider auch etwas von dem Bänkelsängerton herübergenommen, zu dem Bürger nur zu leicht durch das Streben nach Volkstümlichkeit verleitet wurde.

Doch gerade in dem eiskalten Winter in der düstern Stadt, deren romantisch-altertümliches Gepräge gar keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint, entstanden eine Reihe der anmutigsten, duftigsten Lieder, die sein Genius geschaffen hat. Es sind die Lucylieder,[2] fast die einzigen Liebeslieder, die in seinen Werken anzutreffen sind. Wir wissen nicht, ob überhaupt ein wirkliches Erlebnis diesen vier Gedichten zu Grunde liegt. Wordsworth scheint absichtlich den Schleier, den er über sie gelegt, nicht haben lüften wollen. Keine Andeutung leitet uns zu einer Spur. Während fast jedes Gedicht eine besondere Erklärung in den Fenwick-Noten erhalten hat und er nie versäumt, selbst das unbedeutendste, historische Faktum hier mitzuteilen, sind diese Gedichte ohne jede Einleitung geblieben. Natürlich hat gerade dieses Geheimnis, mehr aber noch die tiefe, persönliche Leidenschaft, die so warm aus diesen Liedern spricht, zu allerlei Vermutungen und Erfindungen Anlafs gegeben.[3] Knapper im Ausdruck als die Stimmungsbilder in den lyrischen Balladen muten sie uns doch gleich diesen mit der Frische des Gelegenheitsgedichtes an. Das Frauen-Ideal des sin-

---

1) S. Übers. Nr. XVI.

2) S. Übersetzung Nr. IX bis XII.

3) In Deutschland hat eine Baronin Stockhausen aus den vier Lucyliedern sogar einen ganzen Roman gemacht.

nigen und unbeengten „Zöglings der Natur“ ist seiner Dichtung sein ganzes Leben hindurch treu geblieben.

Mit zurückgewandtem Blicke erscheint uns der Dichter in dieser Epoche. Das Heimweh brachte ihm unwillkürlich sein früheres Leben vor Augen. „Williams Geist ist rastlos thätig. Er überarbeitet sich“, schreibt Dorothy besorgt, wahrend der Umfang des Geschriebenen doch nicht gerade grofs war. Je weniger Befriedigung ihm aber die Gegenwart bot, um so mehr lebte er in Zukunftsplänen. Coleridges Gedanke des grofsen Gedichtes von Gott, Natur und Mensch trat ihm greifbar vor die Seele. Er beschlofs ihn auszuführen. Doch erst wollte er sich prüfen, ob er auch fähig für eine solche Lebensarbeit sei. Ein jeder Mensch empfindet und erlebt in seinem begrenzten Dasein das Zusammenwirken dieser drei Faktoren. An der Darstellung seines eigenen Werdens, an seinem Reifen zum Dichter wollte er sich selber messen, ob er geschaffen sei, das Allgemeine, das Weltall zu umfassen. So entstand damals der Gedanke und der Plan seines autobiographischen Gedichtes. Die ganze schöne Kinderzeit mit all ihrer Sonnenfreude zog an ihm vorüber; einzelne Scenen traten ihm so hell und deutlich vor Augen, dafs er sie sofort niederschrieb, so den Knaben von Windermere und jene Weihestunde der nächtlichen Kahnfahrt;[1] und in seinen Matthew-Gedichten wurde ihm die Gestalt des alten treuen Lehrers lebendig. Die Proben wurden natürlich gleich an Coleridge gesandt, der sie mit Freuden empfing und den Dichter mit seiner Begeisterung neu anspornte.

Mit der ersten Frühlingsahnung im Februar verliefsen die Geschwister „die trübsinnigen Wälle des einst kaiser-

1) Siehe Übers. Nr. LXXXVII, 2 u. 3.

lichen Goslar.“ Auf dem Wege begrüfsten sie Coleridge in Göttingen, wohin dieser nicht lange zuvor übergesiedelt war. Ungefähr drei Wochen verlebte man noch mit dem Freunde, der auch hier sich bald zu Hause fühlte, während für die Geschwister es längst ausgemachte Sache war, dafs für sie nur die Rückkehr in die Heimat Vorteil bringen könne. Sie nahmen also frohen Herzens Abschied und kehrten nach England zurück.

„— — — — Entflohn der öden Stadt,
„Wo ich zu lange schon geschmachtet hatte,
„Ein Unzufriedener. Nun bin ich frei
„Dem Vogel gleich, zu bleiben wo ich will.“[1]

1) Prelude Einleitung.

Kapitel IV.

Leben der Geschwister in Dovecottage. Freunde und Nachbarn.

Wohin sollten die Wanderer ihren Weg nehmen? Nach Zugvögelart in das alte Nest zurückzukehren war nicht möglich. Man wollte dort die gefährlichen Gäste nicht mehr dulden. So folgten die beiden Geschwister einstweilen der Einladung der Familie Hutchinson nach dem Norden von Yorkshire, wo diese nicht weit von Darlington eine in tiefster Einsamkeit gelegene Farm Suckburn besafsen. In diesem Versteck, abseits von der Heerstrafse, zu dem nur ein Weg mit der wenig einladenden Aufschrift: „Nur nach Suckburn“ führte, verlebten William und Dorothy die nächsten neun Monate. Es läfst sich nicht ermitteln, wie der Dichter diese Mufse ausgefüllt hat, doch kann man, da von andern Gedichten nichts bekannt ist, annehmen, dafs er am Praeludium weitergearbeitet habe. Coleridge kehrte erst im Spätsommer zurück; und bis dahin wollte man über den zukünftigen Wohnort keine Entscheidung treffen, da das nachbarliche Zusammenleben mit dem Freunde eine Hauptbedingung war. Da Wordsworth gerne in der Nähe einer guten Bibliothek wohnen wollte, behielt man Bristol immer noch im Auge, während die Seegegend, da Keswick, ihr Hauptort, nichts von diesen Vorteilen bot, damals noch nicht in Betracht kam.

Erst als Coleridge im September nach Yorkshire kam und Wordsworth mit ihm zusammen einen Ausflug nach den Seeen machte, wirkte der Zauber der Landschaft so bestrickend auf beide Freunde — Coleridge sah damals zum erstenmal die „göttlichen Schwestern Grasmere und Rydal“ —, daſs Wordsworth der Gedanke, hier seine Hütte aufzubauen, bald zur Gewiſsheit wurde. Im Praeludium schildert er uns diesen Entschluſs als eine Art Eingebung: er erzählt, wie er unter einem Baume im schattigen Verstecke auf der einsamen Farm über seine Zukunft nachgedacht habe, wie da mit Plänen aller Art, die ihm durch den Kopf gingen, plötzlich das Bild des lieben bekannten Thales von Grasmere und die kleine Taubenhütte am Ende des Ortes mit unabweisbarer Klarheit vor sein inneres Auge getreten sind:

„Kein Bild nur aus Erinnerung schaut so schön;
Und wie ich hin nach der Erscheinung starrte,
Mit wachsendem Verlangen, ward Gewiſsheit
Von höh'rer Macht mir als der Phantasie,
Daſs dort ein Werk des Ruhms von mir begonnen
Und dort vielleicht vollendet werde.“

So ward der Entschluſs gefaſst, der die Lehr- und Wanderjahre unseres Dichters zum Abschluſs brachte; es war eine Weihe zur Meisterschaft, die ihm in jener einsamen Stunde zu teil wurde. Bis gegen Weihnachten dauerte es noch, ehe die Geschwister bereit waren, in die alte Heimat überzusiedeln. Mitten im Winter, am 19. Dezember, machten sie sich auf, um in drei Tagen den weiten Weg von Suckburn nach Grasmere über Richmond und Kendal zu Fuſs zurückzulegen. Es mutet uns als ein Übermaſs von Kraft an, was diese beiden Menschen zu der einsamen Winterwanderung antrieb. Das

ernste Antlitz, das die Natur ihnen zeigte, erfüllte sie nur mit Freude und erhöhte in ihnen das frohe Gefühl ihrer Energie; die Erregung aller Sinne und Nerven liefs sie die mannigfache, grofsartige Schönheit der Natur mit überschwenglichem Gefühl geniefsen, und zu der ernsten Erhabenheit des Winters zauberte ihre Einbildungskraft trotz Schnee und Kälte alle Wonnen des Sommers hinzu: „Die kahlen Bäume, die vereisten Bäche schienen uns verwundert zuzurufen: Wo kommt ihr her? und der Schneesturm fragte: Was wollt ihr wilden Wandrer in meinem dunkeln Reich? Doch der Sonnenstrahl rief: Seid glücklich."

Dieser Sonnen-Willkommengrufs führte den Dichter zu der Schwelle seiner stillen Klause. Mit so hochgespannter Empfindung sah sein Auge zum erstenmal auf seine Landschaft mit dem Gefühl des Besitzes. Er schaute selbst auf Eis und Schnee mit warmer Sympathie, „die das schlummernde Leben darunter zu erwidern schien"; und hörte durch die laublosen Wälder die unbekannte Stimme. Als der Frühling kam, da waren auch er und Dorothy schon zu Hause in Thal und Hütte:

„Ich komme her, von der Natur geladen,
Von der Vernunft beglaubigt. Kann die Wahl
Mifsleitet sein, die mir zu eigen machte
Den schönsten, stillsten Fleck auf Gottes Erde
Mit all dem unveräufserlichen Gut.
Doch nicht nur mein; denn mit mir dort verschanzt,
Nein lieber sag ich: friedlich eingesponnen
Wohnt in dem Garten der bescheidnen Hütte
Ein andrer Sprofs aus dem verwaisten Hause,
Die einzige Tochter meiner Eltern noch."[1]

1) S. Einsiedler (Recluse).

Bescheiden war die Hütte wirklich, in die der Dichter seinen Einzug hielt. Das Erdgeschofs wies aufser der kleinen Vorhalle nur ein grofses Zimmer auf. „Nur ein Fenster hatte es, aber ein Cottage-Fenster, wie man es sich nur wünschen kann", sagt De Quincey, „mit kleinen, hellen Fensterscheiben, die fast zu jeder Jahreszeit mit Rosen umrankt und im Sommer und Herbst mit einer überschwenglichen Fülle von Jasmin und andern wohlriechenden Sträuchern überwuchert sind." Das Zimmer selbst, mit dunklem Eichenholz getäfelt, war ein wohnlicher Raum, der jedem Eintretenden anheimelte. Wenige Stufen nur führten hinauf in den Oberstock, wo der eigentliche Familienraum sich befand, mit dem grofsen Kamin, den Wordsworth selber als „halb Küchen-, halb Kaminfeuer" bezeichnet. Eine Ecke neben ihm wurde von der bescheidenen Bibliothek eingenommen und der Raum dadurch auch als das Studierzimmer des Dichters gekennzeichnet. Doch ebenso wie der Gegenstand seines Dichtens draufsen die Natur war, so vollbrachte er auch die Arbeit desselben in Garten, Wald und Feld. Als später der berühmte Name Wordsworth manchen Neugierigen zu dem stillen Hause führte, konnte die Magd mit Recht auf die Frage eines Touristen, ob er wohl das Studierzimmer ihres Herrn sehen könne, antworten: „Hier stehen seine Bücher — aber studieren, das thut er draufsen."

So klein das Häuschen nun auch war, „für uns hat's Platz genug", ruft Dorothy aus; es mufste aber auch noch eine grofse Dehnkraft besitzen, da die Geschwister fast nie ohne Gäste waren. Sie scherzten selber über das Symbol von Dove-Cottage, das früher ein kleines Gasthaus gewesen war: die heimkehrende Taube mit dem Ölzweig im Schnabel. „Wir haben es innen gar wohnlich

eingerichtet", schreibt Dorothy, „und auch von aufsen schaut es schon ganz hübsch aus." Zwei mächtige Eibenbäume beschatteten die weifsgetünchte Front, an der ihre sorgliche Hand gleich Rosen und Geisblatt pflanzte, und der sie, ehe jene heraufwuchsen, durch Bohnen ein lustiges Ansehen gab. Hinter dem Hause lag der kleine Garten, ihr Lieblingsaufenthalt. Da pflanzte William seine Obstbäume, Dorothy ihre Blumen; zu der kleinen Felsenquelle, die hier entsprang, trugen sie aus dem Walde die goldenen Narzissen, die Primeln und Weihnachtsrosen (christmass-rose = Helleborus), die noch heute um sie wuchern. Auf den Felsen dahinter machte Wordsworth mit Hilfe der Nachbarn Stufen, um so zu einer oberen Terrasse zu gelangen, die dicht an den steil aufsteigenden Berg anstiefs. Hier beschatten Hollunder-, Haselnufs- und Lorbeerbüsche noch jetzt die kleine Laube, die sich der Dichter erbaute, seinen vielbesungenen Lieblingssitz, von dem er die herrlichste Aussicht über das ganze grünende Thal von Grasmere genofs. Noch lag kein Haus zwischen ihm und dem See, nur über eine obstbaumbestandene Fläche schweifte das Auge frei bis zu dem klaren Wasserspiegel mit der einzigen grünen Insel und von den gewundenen Ufern hinauf zu den Abhängen und Gipfeln des Loughrigg und des Silver Howe.

Von diesem seinem Herrscherthron eroberte sich der Dichter gleichsam Punkt für Punkt der köstlich reichen Umgebung, und überall drückte er das Siegel seiner Dichtung auf. Denn schier unzählbar und doch noch heute leicht kenntlich sind die Orte alle, die er besungen und benannt hat. Da liegt die Pfarre mit ihren heiteren Insassen, denen wir in seinem Ausflug begegnen werden, neben dem einzig schönen, stillen Kirchhof, den er be-

sonders liebte, nach dem er die tiefsinnigsten Gesänge jenes grofsen Gedichtes benannt hat, und auf dem er heute mit seiner ganzen Familie ruht. Eine ganze Reihe von Gedichten entstand in jenen ersten Jahren, die den schönsten Plätzen ringsum den Namen von lieben Familiengliedern gaben, so Emmathal, Johannas Felsen,[1] Marienthal, den drei Schwestern Hutchinson geweiht, dann Johns Hain, ein Lieblingsziel des jüngeren Bruders, der in der nächsten Zeit ein willkommener Gast in Dovecottage war.

Wie die Natur, so suchte er auch die Menschen, die mit ihr zusammenwohnten, zu verstehen. Und es gelang ihm bei seinen heimischen Landsleuten besser und schneller als vor kurzem in Dorsetshire. Schon nach wenigen Monaten schreibt Dorothy: „Wir haben uns mit unsern Nachbarn aus den unteren Klassen sehr erfreulich eingelebt. Es sind ausgezeichnete Leute, immer bereit, alle Dienste der Freundschaft und Menschlichkeit zu verrichten und aufmerksam gegen uns ohne Servilität. Wenn wir krank würden, sie würden uns Tag und Nacht pflegen.“ Hiermit übereinstimmend lesen wir in einem Fragment,[2] das zu seinem grofsen Gedicht gehört, aber nie von ihm veröffentlicht wurde:

„Nein! wir sind nicht allein. Wir stehen nicht
Verlassen hier, nicht an unrichtiger Stelle,
Das liebend, was sonst niemand liebt als wir,
— — — Und wir entzünden nicht ein Licht,
An dessen Glanz wir uns allein erfreun.
Schau hin, wohin du willst: schon eine Hand
War vor dir da am Werke. Nicht ein Baum
Steht hingestreut auf diesen kleinen Weiden,

1) Siehe Nr. XV. 2) Der Einsiedler.

Der nicht ein Gegenstand schon war des Denkens,
Der als vertrauter Freund nicht schon gedient."

Seinen Einblick in das Gemüt des Volkes vergleicht Wordsworth mit dem Schauen des Wanderers, dem anfangs der Nebel die ganze Landschaft verhüllt, bis der Schleier hie und da zerreifst, so dafs er sich aus dem Wenigen, was er erspäht, ein Bild der Schönheit des Ganzen auferbauen kann, bis er vorwärts schreitend auch immer weiter und weiter blickt.

Mit Recht hat später ein Amerikaner[1] seine Landsleute auf die soziale Bedeutung der Gedichte Wordsworths aufmerksam gemacht. Wordsworth war niemals der philosophische Einsiedler in den Bergen, wie ihn sich die Mitwelt in seinen letzten Lebensjahren gerne vorstellte, der über seine Umgebung nicht hinausschaut und vergifst, dafs seine Thäler auch nur ein Stück der grofsen Welt sind. Wohl aber sandte er belehrende und mahnende Worte in diese Welt hinaus, weil er diesen kleinen Kreis ganz beherrschte. Er war jetzt zurückgekehrt in die Heimat, nachdem er Jahre lang unter anders gearteten Menschen gelebt hatte, zu denen, die er von Kindheit an gekannt hatte, und die er jetzt erst recht verstehen lernte. So gewann seine Dichtung einen starken und kräftigenden Erdgeruch. Niemals konnte sie deshalb menschenfeindlich sein, wie diejenige Byrons. In der Weltauffassung Byrons hatte nur sein eigner, grofser, ungestümer Geist Platz; nie hat das schrankenlose Recht der herrsch- und genufsbegierigen Individualität rückhaltloser in der Dichtung Ausdruck gefunden als bei ihm. Er hatte nie die Geduld, stille zu stehen und zu warten,

1) W. Ellerley Channing. 1841.

ob sich auch ihm durch einen Nebelrifs die verdeckte Schönheit und Gröfse zeigen werde; er sah nur den Nebel und wandte sich verächtlich von ihm.

Wordsworth aber hatte Zeit und hatte Geduld; und er gewahrte um sich ein Geschlecht von Menschen, wie sie das übrige England verloren hatte — ein Geschlecht von Männern, die mit zäher Sefshaftigkeit an der Scholle hingen, auf der sie als Freisassen safsen, die noch ein patriarchalisches Familienleben führten, wie es die neue Zeit überall zu zerstören drohte. Wordsworth hatte in Alfoxden zu nahe an einer Fabrikstadt gewohnt, um nicht zu sehen, wie rasch der Fabrikarbeiter gerade diese Empfindung verlor. Nun sah er von Lankashire aus auch nach dem Norden das Verhängnis immer näher rücken. So wollte er denn in seinen Gedichten „Die Brüder“ [1] und „Michael“ dies Geschlecht von Freeholders gleichsam festhalten für die Nachwelt. Die Gestalten waren aus seiner Umgebung genommen; er plante eine ganze Reihe solcher poetischer Erzählungen, die alle zeigen sollten, wie die Liebe zum Heimatboden und der Familiensinn die Grundlage eines gesunden Volkslebens seien. Wie sehr sie als Tendenzgedichte im besten Sinne des Wortes gemeint waren, das zeigt sein Brief an James Fox, dem er diese Gedichte, die er mit den andern poetischen Ergebnissen jener Tage zu einem zweiten Bande lyrischer Balladen vereinigt hatte, zusandte. Er hoffte bei dem bewunderten Staatsmann Verständnis für seine Ansichten zu finden, er flehte gleichsam um Schutz für den Schatz, der dem englischen Volke dort in den Bergen noch aufbewahrt war. Er schreibt:

---

1) Nr. XIV.

„Sir. Gemeinsam mit dem ganzen englischen Volke habe ich beobachtet, wie in Ihrem öffentlichen Charakter die Empfänglichkeit des Herzens der vorherrschende Zug ist. Je mehr Sie Ihre öffentliche Stellung nötigt, sich mit den Menschen als Körperschaften und Klassen zu beschäftigen, und je mehr Sie demgemäfs dieselben in dieser Weise betrachten, um so mehr mufs es Ihnen zum Lobe gereichen, dafs Sie sich dadurch nie haben verhindern lassen, sie auch als Individuen anzusehen, und dafs Sie Ihr Herz immer offen gehalten haben, um es von den Menschen auch in dieser, ihrer höchsten Eigenschaft beeinflussen zu lassen. Diese Gewohnheit mufs Sie den Dichtern besonders wert machen; und ich bin überzeugt, dafs es seit Ihrem ersten öffentlichen Auftreten keinen wahren Dichter in England giebt, der Sie nicht lieben mufs. . . . . Nur zwei Gedichte, „Die Brüder“ und „Michael“, sind es diesmal, um derentwillen ich mich erkühne, Ihnen diese Sammlung zuzusenden. Mafsregeln, die kürzlich in diesem Lande durchgeführt worden sind, scheinen die beunruhigende Wirkung auszuüben, dafs die häuslichen Bande der niederen Klassen der Gesellschaft verfallen. Dieser Wirkung ist sich die gegenwärtige Regierung nicht bewufst oder mifsachtet sie. Eine lange Vergangenheit hindurch war es die Tendenz der Gesellschaft fast aller europäischen Nationen, die häuslichen Bande zu befestigen. Doch seit kurzem sind durch die Verbreitung der Manufakturen in allen Teilen des Landes, durch schwere Steuern, durch Arbeitshäuser, durch die Erfindung von Suppenanstalten etc. etc., und nicht zum mindesten durch das steigende Mifsverhältnis zwischen Arbeitslohn und Lebensbedürfnissen, die Bande der Familie, so weit sich der Einflufs dieser Zustände erstreckt, ge-

lockert und in unzähligen Fällen gänzlich zerstört worden. Das Übel wäre weniger zu bedauern, sähe man in solchen Einrichtungen nur ein Schutzmittel gegen eine Krankheit, doch die Eitelkeit und der Stolz ihrer Förderer ist so fein damit verwoben, dafs sie als grofse Entdeckungen und als ein Segen für die Menschheit gepriesen werden. Unterdessen trennt man Eltern von ihren Kindern und Kinder von ihren Eltern, die Ehefrau bereitet ihrem Gatten nicht mehr das Mahl aus den Produkten ihrer Arbeit..... In den beiden genannten Gedichten habe ich versucht, ein Bild dieser Familienzuneigung zu zeichnen, wie sie meines Wissens nur noch unter einer Klasse von Menschen existiert, die fast ganz auf den Norden von England beschränkt ist. Es sind kleine, unabhängige Landbesitzer, hier Statesmen genannt, Menschen von tüchtiger Erziehung, welche ihren Acker selbst bestellen. Sie Sir tragen das Bewufstsein in sich — und ein jeder wird Sie darum beglückwünschen — dafs ihre ganze öffentliche Thätigkeit auf den Schutz dieser Menschenklasse und ähnlicher bedacht ist. Sie haben gefühlt, dafs das heiligste Eigentum das der Armen ist; und die beiden Gedichte, die ich erwähnte, sind mit der Absicht geschrieben, zu zeigen, dafs Menschen, die keine schönen Kleider tragen, tief empfinden können..... Ich glaubte, dafs in einer Zeit, wo diese Gefühle vielfach untergraben werden, die beiden Gedichte, wenn auch noch so schwach, doch Ihre hohen Anstrengungen, diese und andre Übel, mit denen das Land kämpft, zu hemmen, einigermafsen unterstützen können; und aus diesem Grunde allein nahm ich mir die Freiheit, mich an Sie zu wenden.“

Dieser Brief, den Wordsworth an den Führer der Whigs des achtzehnten Jahrhunderts schrieb, zeigt uns schon allein den Weg, auf dem der Dichter ein Tory

werden mufste zu einer Zeit, als der englische Liberalismus sich ganz in die Dienste der Bourgeosie stellte. Fox' Antwort lautete freilich nicht so, wie Wordsworth sie erwartet hatte; sie war höflich und kühl. Über die beiden Gedichte äufserte er sich nur dahin, dafs er ein Vorurteil gegen den Blankvers habe. So sehr Fox, der Politiker, ein Vorkämpfer der Reform und ein Freund der französischen Revolution war, so sehr fufste sein ästhetisches Glaubensbekenntnis noch auf den klassizistischen Traditionen. Wordsworth hat sich durch diese Auffassung in seiner Bewunderung für den Staatsmann nicht stören lassen: Bei der Nachricht, dafs Fox' Auflösung täglich erwartet werde, hat er ihm einen Scheidegrufs zugerufen, der mit seinem grandiosen Naturbilde, an das die einfach tiefe Empfindung anknüpft, zum Schönsten gehört, was wir von ihm besitzen.[1]

Die kaltsinnige Ablehnung von Fox war nicht die einzige, die Wordsworth bei der erweiterten Ausgabe der lyrischen Balladen erfuhr. Sie wiederholte sich in der Presse, die zwar damals noch nicht jene heftige und leidenschaftliche Abneigung zeigte, wie sie bald, je länger je mehr, die Edinburgh-Review äufserte, aber sich mit einer halben Anerkennung der Talente des Autors und mit einer halben Ablehnung seiner Werke begnügte. Wordsworth hat sich nie über solche Prefsstimmen geäufsert, nie ihnen nachgegeben aber auch nie Unwillen gezeigt. „Ich bekümmere mich herzlich wenig um das Lob irgend eines professionellen Kritikers, nur insoweit als es mir zu Pudding verhilft", äufserte er sich einmal verächtlich, und als er später nicht mehr von dieser „Brot- und Käse-

1) Nr. XXXVIII.

frage", wie Coleridge launig seine Geldverlegenheiten nannte, abhängig war, liefsen ihn die Prefsstimmen ganz unangefochten — er las sie einfach nicht mehr. Lady Beaumont, seiner verehrten Freundin entwickelt er einmal (1807) seine Grundsätze mit jener stolzen Gelassenheit und jenem Selbstvertrauen, das, wie Lowell von ihm sagt, bei dem Genius erhaben, bei dem blofsen Talente unerträglich ist: „Unmöglich", schreibt er, „kann eine Erwartung geringer sein als die meinige, hinsichtlich des Erfolges, den das kleine Werk bei dem sogenannten Publikum haben wird. Ich ziehe dabei gar nicht einmal Neid, Mifsgunst und alle die schlechten Leidenschaften in Betracht, die immer einem irgendwie verdienstlichen Werke eines lebenden Dichters im Wege stehen, sondern denke einfach an die reine, absolut ehrliche Unwissenheit, in der sich alle Weltmenschen von jedem Rang und jeder Stellung befinden, wo es sich um die Gedanken, Gefühle und Bilder handelt, von denen das Leben meiner Gedichte abhängt. Die Gegenstände, die ich gewählt habe, innerliche und äufserliche, was haben sie zu thun mit den Routs und Diners, den eiligen Morgenbesuchen von Thür zu Thür, von Strafse zu Strafse, zu Fufs oder Wagen, mit Mr. Pitt oder Mr. Fox, Mr. Paul oder Mr. Francis Burdett, mit der Westminsterwahl oder dem Borough von Honister, mit einem Wort — denn ich kann den Weg durch alle die Bilder, die sich mir aufdrängen, nicht finden — was haben sie zu thun mit dem endlosen Geschwätz über Nichtigkeiten, um die sich jeder nur soweit kümmert, als sie seine Eitelkeit berühren? Was haben sie zu thun — um es auf einmal zu sagen — mit einem Leben ohne Liebe? — — Es ist eine traurige Wahrheit, dafs es eine echte Freude an der Poesie bei neunzehn

unter zwanzig Menschen, die in der Alltagsbeleuchtung der grofsen Welt leben oder leben möchten, weder giebt noch geben kann. Denn eines Gefühles für Poesie, wie ich sie verstehe, unfähig zu sein, heifst: keine Liebe zur Menschennatur und keine Verehrung für Gott haben. — — Bekümmern Sie sich also nicht über die gegenwärtige Aufnahme der Gedichte. Wie kommt sie in Betracht neben dem, was nach meinem festen Vertrauen ihre Bestimmung künftig sein wird: die Betrübten zu trösten, Sonnenschein zum Tageslicht zu fügen, indem sie die Glücklichen glücklicher machen, den Jungen und Anmutigen jedes Alters sehen, denken und fühlen zu lehren, und sie daher thätiger und sicherlich tugendhafter zu machen. — Das ist ihr Amt, das sie erfüllen werden, lange nachdem wir — d. h. alles, was sterblich an uns ist —, im Grabe vermodert sind. — Jene Leute in der sinnlosen Hast ihres müfsigen Lebens lesen keine Bücher; sie werfen nur einen Blick hinein, um darüber sprechen zu können; und selbst wäre dem nicht so, vergessen Sie niemals, was Coleridge Ihnen sagte, dafs jeder grofse und originelle Schriftsteller gerade im Verhältnis zu seiner Gröfse und Originalität, sich den Geschmack, durch welchen er Beifall finden soll, erst schaffen mufs. Er mufs die Kunst lehren, in der er gesehen werden will, er mufs dies in gewissem Grade selbst Personen gegenüber thun, deren Leben weise und rein und deren Geschmack unverdorben ist. Für jene aber, die nur in die Bücher gucken, um eine Meinung darüber zu haben, oder über sie sprechen, um eine Meinung zu erwerben, für diese Menge von unglücklichen, mifsleiteten oder mifsleitenden Personen mufs eine gänzliche Regeneration geschaffen werden, und wenn das überhaupt möglich ist, so ist es ein Werk, das Zeit braucht.“

Dieselbe Meinung von der öffentlichen Kritik hat auch der Greis behalten, als sich nur noch selten eine Stimme der Opposition in der Presse hören liefs. Er nennt es Crabb-Robinson gegenüber selber unbescheiden, wie wenig ihn diese Dinge kümmern. „Die Zeugnisse aber", fährt er fort, „die ich häufig von der Wirkung meiner Schriften auf Herz und Gemüt der Menschen empfange, sie sind mir wirklich wertvoll." — Wie sehr mufste es ihn freuen, als im Jahre 1802 zum erstenmal eine solch unbestochene Stimme aus dem Kreise seiner Leser zu ihm drang, in dem Briefe eines ihm unbekannten, erst siebzehnjährigen Jünglings John Wilson. Der Brief ist mit seltener Einsicht in die Besonderheit der Wordsworthschen Dichtung geschrieben und zeigt einen Grad des kritischen Vermögens, wie er bei einem so jungen Menschen erstaunlich ist. Seine Charakteristik der Grundanschauungen dieser Dichtung könnte fast als ein Leitfaden zu ihrem Verständnis dienen: „Die Fähigkeit unsres Gemütes", schreibt er, „die Erscheinungen der äufseren Natur der eigenen Stimmung anzupassen, ist ein würdiger Gegenstand der dichterischen Behandlung. Sie aber haben hierbei nicht Halt gemacht; Sie haben die Wirkung gezeigt, welche die Erscheinungen der äufseren Natur auf die Bildung des menschlichen Gemütes ausüben. Dieser Gedanke ist aufserordentlich schön. — — Ihre Gedichte beweisen, dafs in jedem Gemüte, wie verdorben es auch sein mag, Eigenschaften existieren, die unsrer Achtung wert sind. Sie zeigen, dafs vollkommenes Elend nicht vorhanden ist; sie leuchten in unsre Seele die Überzeugung der Unsterblichkeit hinein." Nach so verständnisinnigem Lobe konnte der jugendliche Verehrer, der die lyrischen Balladen nur der Bibel nachstellt, sich auch

einige Ausstellungen erlauben, die darin gipfelten, dafs seiner Ansicht nach die Poesie keinen Gegenstand wählen dürfe, der nicht gefalle. Gegen diesen Grundsatz habe aber Wordsworth in seinem Gedichte „Der Idiot“ gefehlt.

Mit einem solchen Einwurf hatte der Dichter leichtes Spiel. Er antwortete ihm: „Gefallen! Wem?“ Er weist ihm nach, dafs die Menschen als Klassen betrachtet infolge verschiedener Erziehung auch ganz verschiedenen Geschmack haben, dafs daher der Dichter in der eigenen Empfindung einen subjektiven Mafsstab haben müsse, dafs er aber, wenn er einen objektiven Mafsstab brauche, diesen nicht in der beschränkten Gruppe der sogenannten Gebildeten suchen dürfe, sondern sich auch mit dem Empfindungsleben der breiten Masse des Volkes vertraut machen müsse.[1]

Für John Wilson war dieser Brief der erste Versuch auf einer langen, kritischen Laufbahn, und die Kritik blieb auf die Dauer diejenige Thätigkeit, durch welche er noch jetzt Bedeutung besitzt, während man das von seinen eigenen dichterischen Versuchen kaum sagen kann. In diesen blieb Wordsworth das Vorbild, an dem er sich schulte. Sobald er die Universität Glasgow absolviert hatte, kaufte er sich, da er früh in den Besitz eines grofsen Vermögens gelangte, die reizende am Windermere gelegene Farm Ellerley, nur wenige Stunden von Grasmere entfernt; doch dauerte es fast ein Jahr, ehe er sich entschlofs, Wordsworth persönlich vor Augen zu treten. Dann aber wurde er schnell in Dovecottage heimisch. Seine gröfste Freude war der Verkehr und die Unter-

1) Siehe oben seine Verteidigung des Gedichtes aus diesem Gesichtspunkt. S. 88.

haltung mit dem Dichter. Und er war stolz darauf, sich als seinen „lernenden Schüler“ zu wissen und vor der Welt zu bekennen.

Im Jahre 1809 erschien in Coleridges Zeitschrift „Der Freund“ ein Brief Mathetes (*Μαθητής*) unterzeichnet. Er schildert mit lebhaften Worten die Gefahren, denen ein Jüngling, der sich an der Natur und den Alten gebildet hat, beim Eintritt in die Welt ausgesetzt ist: Er, der gewohnt sei zu bewundern, verschwende diese ihm so natürliche Hingebung an minderwertige Gegenstände; der Glaube an eine fortschreitende Vervollkommnung verführe ihn zu Selbstüberschätzung und Mifsachtung der Vergangenheit. Der Schreiber sieht Hilfe nur in einem Lehrer, der, mitten inne stehend in seiner Generation, sie doch weithin sichtbar überragt. Unsre Zeit, so schliefst er, weist einen solchen Lehrer auf; Coleridge habe richtig seine Macht bezeichnet, wenn er sage: „Sein Aufruf zur Wahrheit spricht in Donnern;“ und nicht umsonst habe diese Stimme gehallt; denn gerade jetzt gebe es viele, „denen der Name Wordsworth die Erinnerung ihrer Schwäche und das Bewufstsein ihrer Stärke wachruft.“

Dieser Brief war von John Wilson. Coleridge übergab ihn zur öffentlichen Beantwortung an Wordsworth, der ja auch am Schlusse zu einer solchen direkt aufgerufen worden war. Wordsworths Antwort weist darauf hin, wie allgemein ein Irrtum bei der Betrachtung der Zeiten sei: Dem weiten Raume der Vergangenheit stelle man zu leicht die kurze Spanne Gegenwart gegenüber, und vergesse zudem, wie aus der Vergangenheit nur das Vortreffliche zu uns gelange. Die Hand voll lebender Schriftsteller werde der geschlossenen Masse

aller früheren wie eine Gröfse der andern entgegengehalten. Wir können und müssen an einen Fortschritt der Zeiten glauben; doch führe dieser nicht gleich einer römischen Heerstrafse in gerader Linie, sondern gleich einem Flusse, der, in seinen Windungen oft zur Quelle zurückgewandt, doch in sich den unwiderstehlichen Drang, vorwärts zu kommen, trage, so dafs selbst im scheinbaren Rückschritt eine stetige, verborgene Arbeit liege. Wenn diese Erkenntnis dem Jüngling auch noch verschlossen sei, wenn andrerseits das heilige Licht der Kindheit für ihn nichts mehr als eine Erinnerung sei, so müsse er, den bisher die Natur als Lehrerin der Wahrheit durch Freude und Schmerz geleitet hat, zu der Vernunft seine Zuflucht nehmen. Sie arbeitet mit dem Gedanken durch das Gefühl; doch im Denken beginnt und endet sie. Die Vernunft aber führt zur Weisheit der Natur zurück und beide, gegenseitig lernend und lehrend, werden auf einem Pfade fortschreiten, der keine Grenzen kennt.

Diese beiden Briefe gewinnen ein besonderes Interesse, da jeder in seiner Weise ein treues Charakterbild des Schreibers giebt. Wordsworth hat hier seine eigene Entwicklung vor Augen; und wie sich dem gereiften Manne sein Werden im Praeludium eben zu einem Kunstwerk gestaltet hatte, so mochte er keine Phase desselben, und gewifs auch nicht die schmerzlichen Erfahrungen des Irregehens und scheinbaren Rückschrittes vermissen. So sieht er auch jetzt in des Mathetes Verlangen nach einem geistigen Führer mehr die Gefahr, die in einer zu schnellen Entfaltung der Blüte und in der Frühreife liegt. Wilson aber hatte ebenfalls mit merkwürdig hellem Blicke die eigene Schwäche gekennzeichnet. Eine gewisse Unfähigkeit, bei dem augenblicklichen Eindruck sein Urteil über

die Zufälligkeiten zu erheben, verliefs ihn nie. Die Frage bleibt sogar offen, ob nicht für ihn der unmittelbare Einflufs des Meisters, dem er damals alles Beste in seiner Natur zu danken bekennt, noch zu früh abgebrochen würde. Pekuniäre Verluste zwangen ihn, seinen Wohnsitz von Ellerley nach seiner Heimat Edinburgh zurückzuverlegen und sich hier um eine ersprieſsliche Thätigkeit zu bemühen. Der äufsere Erfolg war glänzend. Er erlangte nicht nur bald eine einträgliche Professur, in der er ein bedeutendes Lehrtalent entfaltete, sondern machte sich auch durch einen glücklichen Griff zu einer der populärsten Persönlichkeiten des Edinburgher Litteratenkreises, in dem er sich unter dem Namen Christopher North als ständigen Unterredner in seinen Noctes Ambrosianae einführte. Der Titel war offenbar an Gellius Noctes Atticae angelehnt. Es handelte sich in ihnen um fortlaufende kritische Beiträge in Dialogform für das neugegründete Blackwood-Magazine, dessen Name von einem bekannten, von der Edinburgher litterarischen Welt vielbesuchten Lokale hergenommen war, wo sich die drei Hauptunterredner häufig bei einem etwas schwelgerischen Mahle zusammenfanden. Ursprünglich von Zuschriften von Freunden unterstützt hat Wilson je länger je mehr den Löwenanteil der Arbeit auf sich genommen. Nächst „Christopher North“ war der zweite Hauptunterredner der „Ettrik Shepherd“, ein ziemlich getreues und sehr glückliches Abbild von James Hogg, dem Freunde und Schützlinge von Walter Scott, der ihn auf einer seiner Spürfahrten nach Balladen entdeckt hatte und alsbald so entzückt von seinen Schäferliedern und Berggesängen gewesen war, dafs er ihn bewog, sie zu veröffentlichen. Jedenfalls machte James Hogg mit ihnen mehr Glück als

mit seiner Landwirtschaft, welche die Summen, die er litterarisch erworben hatte, immer wieder schnell verschlang. Das Publikum nahm mit Freuden diese Dichtungen mit ihrer urwüchsigen Derbheit und Frische auf. Männer wie Wordsworth und selbst Byron versagten ihm ihre Anerkennung nicht. Wordsworth, der ihn persönlich auf einer Wanderung in Schottland kennen lernte, bewahrte ihm eine herzliche Zuneigung, die sich bei seinem Tode in einem schönen dichterischen Nachruf aussprach.

Man könnte James Hogg einen reinen Autodiktaten nennen; denn selbst die Kunst des Lesens und Schreibens mufste er mühsam von neuem lernen, als er unter die Litteraten ging; wenn er nicht überhaupt jede Gelehrsamkeit verabscheut hätte. Diese etwas prahlerische Unwissenheit, verbunden mit einer wahrhaft stupenden Eitelkeit und einem halb gemachten, halb wirklich volkstümlichen Pathos hat Wilson in den Noctes Ambrosianae köstlich nachgebildet, wobei er den Eindruck durch das schottische Patois noch erhöht.

Die dritte Person dieses Triumvirats, der Tikler (Kitzler), vertritt die mehr vulgäre Seite und übernimmt die Rolle, die allzu hochfliegende Unterhaltung wieder zu der gesunden Grundlage eines guten Mittagessens zurückzuführen. Bei Wilson aber traten die Eigenschaften immer stärker hervor, die Dorothy Wordsworth schon bei ihrem ersten nachbarlichen Zusammenleben trotz aller Freude an dem frischen, geistvollen Wesen des jungen Freundes bemerkt hatte. „Er sei zu früh“, schreibt sie einmal, „in eine unabhängige Lage, in der er sich alles, was zu seinem Vergnügen diene, auch sofort verschaffen könne, gekommen, so dafs er nun viel von seinen Gaben

vergeude.“ Wilson war ein Mensch, der jeder augenblicklichen Laune auch in seinen litterarischen Arbeiten nachgab. Es fehlte ihm nach Carlyles feiner Charakteristik an dem Centralfeuer der Begabung, um alle die auseinandersprühenden Funken und Strahlen zu einer Flamme zu vereinigen. Jetzt machte sich in seinen Kritiken bald der Einfluſs der Edinburgher Litteraten, besonders Jeffreys fühlbar. — Der glühende Bewunderer von Wordsworth begann mit der Edinburgh-Rewiew in spöttischen Bemerkungen über des Dichters Werke zu wetteifern, um sich freilich an andrer Stelle auch wieder des alten Lobes zu erinnern. Wordsworth teilte dieses Schicksal übrigens nicht nur mit Scott, sondern auch mit den Dichterheroen Shakespeare und Milton. Schon der Ärger über ein zu groſses Lob von andrer Seite genügte Christopher North um ihn zu einem abfälligen Urteil anzustacheln.

Wordsworth hat dem alten Freunde solche Abschweifungen nie übel genommen; er nahm ihn wohl sogar Crabb-Robinson gegenüber in Schutz. Nur einmal, als er in ihm den Verfasser einer Kritik über seine „kirchlichen Sonette“ vermutete, die ihm kurzweg das Christentum absprechen wollte, hat er ihn im Ärger einen „querköpfigen Sterblichen“ genannt. Freilich sprach er Wilson als Dichter jede Originalität ab. „Was er gelernt hat, hat er von mir“, sagte er in seiner ruhigen Art zu Crabb-Robinson; und dieser bestätigt das Urteil; ja er schreibt den Panegyricus, den Jeffrey auf die Gedichte seines Mitarbeiters anstimmte, nur der Opposition gegen Wordsworth zu, nicht ohne miſsbilligend zu bemerken, wie seltsam es von Wilson sei sich auf Kosten seines Meisters loben zu lassen. Heute sind denn auch die Gedichte fast vergessen, während Wilsons Prosa

neben der der grofsen Humoristen des 18. Jahrhunderts, denen er sich verwandt fühlt, besteht und einen beträchtlichen Kreis von Bewunderern zählt. Die ältere Generation erinnert sich noch heute mit Entzücken des „Professors“, seiner Beredsamkeit, seiner funkensprühenden Begeisterung, und seiner bis ins Alter ungebeugten Hünengestalt: er rühmte sich, einer der ersten Sportsmänner zu sein, und Christopher North weifs von manchem Kraftstückchen zu erzählen, wie wenn er in einer Nacht von London nach Oxford zu Fufs gegangen sei. Es lag bei aller seiner flackernden Geistesart doch ein tüchtiger Fonds der Gesundheit in ihm. Seine tiefe Liebe zur Natur und seine Fähigkeit, sie in all ihren einzelnen Zügen zu beschreiben, verband ihn trotz aller sonstigen Verschiedenheit immer wieder mit Wordsworth, so dafs der Verkehr zwischen Grasmere und Ellerley, das Wilson bald wieder zum ständigen Sommeraufenthalt wählte, immer auf freundschaftlichem Fufse blieb.

Einen wundervollen Einblick in die geistige Werkstatt des Dichters während jener ersten Epoche in Dovecottage verschafft uns Dorothys Tagebuch. Es ist selten verstattet, das Schaffen eines Dichters, das Entstehen seiner Werke so Schritt für Schritt zu verfolgen wie hier in diesen Aufzeichnungen. Wordsworth arbeitete sehr ungleich; ein Gedicht erwuchs ihm in wenigen Stunden spontan und liegt uns kaum verändert noch heute vor; an andern wieder hat er unaufhörlich gefeilt, und gerade solche, die uns durch ihre Anmut und Leichtigkeit auffallen, gehören zu diesen letzteren. „William schreibt mit so viel Gefühl und Bewegung, dafs es eine Schmerzempfindung mit sich bringt“, berichtet Dorothy. Er lebte dann so ausschliefslich mit den Gegenständen seiner Dich-

tung, dafs er kaum empfänglich war für andere Eindrücke. Aubrey de Vere erzählt aus einer etwas späteren Zeit, dafs man ihm, als er von einer seiner Dichtungen ganz eingenommen war, kaum klar machen konnte, dafs eines seiner Kinder in Lebensgefahr schwebe, während er es doch aufs zärtlichste liebte und den Verlust noch in seinen letzten Lebensjahren nachempfinden konnte, als habe er ihn eben erst getroffen.

Oft hören wir, dafs er sich übermüdete und dann vor innerer Erregung den Schlaf nicht finden konnte.[1] Ebenso unregelmäfsig wie die Arbeit war auch die ganze Lebensweise der Wordsworth-Familie. „Unsere Beschäftigungen sind nicht sehr reich an Abwechslung", schreibt Dorothy, „doch unregelmäfsig. Wir gehen spazieren zu allen Zeiten; wir rudern und sitzen des Sommers einen grofsen Teil des Tages unter dem Apfelbaum im Obstgarten oder in einem Walde nahe am See. William schreibt Verse, John geht angeln, wir lesen die Bücher, die wir haben und uns irgend verschaffen können. Wir haben oft Besuch von Freunden." Das ist eine Skizze der Dichterwirtschaft. Pünktliche Mahlzeiten wurden, ganz entgegen der englischen Sitte, fast nie eingehalten. Bis spät in die Nacht safsen sie zusammen, Dorothy immer bereit, fertige Gedichte abzuschreiben, neu entstehende sich von dem Bruder, der das Schreiben hafste, in die Feder diktieren zu lassen, und wenn er müde war, ihm vorzulesen oder zu plaudern. Ging sie wohl einmal ermüdet früher schlafen, so konnte der Dichter nicht bis zum Morgen warten, um ein frisches Stück seinem liebsten Publikum vorzulesen, sondern noch in der Nacht, im Bette, mufste sie es hören.

1) Nr. LXIX u. LXX.

Dazu kam Coleridge und machte das Kleeblatt bald wieder vollständig. Er paſste seiner ganzen Neigung nach in diesen Haushalt und fand leider bei seiner Frau nicht dasselbe Verständnis. Er hatte sich mit seiner Familie in Greta-Hall bei Keswick, wenige Stunden von Grasmere, niedergelassen. „Sein Haus liegt herrlich“, schreibt Dorothy, „und vereinigt alle möglichen Vorteile für seine Frau und ihn selbst. Sie liebt die Nähe einer Stadt und er das Land.“ Nicht nur in dieser Beziehung ging der Geschmack der Eheleute auseinander; schon damals hatte sich eine Kluft in dem Empfinden beider aufgethan. Freilich hatte ein geistiges Zusammenleben mit ihr wohl von jeher nur in den Träumen des Dichters stattgefunden. Für Frau Sara war, wie Mrs. Sandfords sagt, die Litteratur nur etwas, wodurch man sich den Lebensunterhalt erwarb; und daſs ihr Mann sie je länger je weniger hierzu benutzte, konnte die gute Frau nicht begreifen. „Sara ist eben Sara!“ ruft Coleridge einmal schmerzlich aus, „ich muſs irgendwo leben, wo sie Nachbarn und Bekannte hat. Meine Freunde sind keine Gesellschaft, die an sich einer Frau genügten. Was mir paſst, paſst nicht meiner Frau. Doch was ist, das ist; das ist eine klare Wahrheit, wenn auch nicht immer eine angenehme.“ Frau Coleridge fühlte immer wachsend die Sorge für das Hauswesen ganz auf sich lasten; da sah sie nur, wie viel besser es andre Frauen hatten, deren Gatten keine hochfliegenden, unpraktischen Dichter waren. Sie paſsten eben nicht zusammen. Auch der gute Lamb meinte ganz richtig von Coleridge: „Er hätte nicht Weib und Kind haben sollen; für ihn hätte nur eine Art Diöcesanwirksamkeit für die Welt und keine Gemeindewirksamkeit gehört.“

Kein Wunder, dafs Coleridge sein geistiges Heim in Dovecottage fand; zu jeder Tages- und Nachtzeit pilgerte er dorthin und wurde immer mit Freude empfangen. „Um elf Uhr kam Coleridge", lesen wir in Dorothys Tagebuch Sonntag den 22. August 1800, „als ich im stillen, hellen Mondschein im Garten umherwanderte. Er kam über den Helwellyn. William war zu Bett gegangen, ebenso John, ermüdet von einem Ritt um Coniston. Wir safsen und plauderten bis halb vier Uhr. Coleridge las einen Teil von „Christabel" vor, sprach viel über die Berge u. s. w." Dorothy war aber für alle und immer bereit, hatte für alles ein Verständnis und behielt doch ihre stark ausgeprägte Individualität, so dafs, wer sie nur einmal gesehen hatte, sie nie wieder vergafs. Coleridge war damals besonders ihr Sorgenkind. Sie sah das wachsende Unbehagen in seinem Hause, das mit einem siechen Körper, für den die feuchte, nordische Seeluft Gift war, sein Gemüt und seinen Geist immer unsteter machten. Die poetische Fruchtbarkeit schien ganz versiegt, während sie in dem Bruder sich die höchste Blüte entfalten sah. War er so auch gerade kein bequemer Gast, so hatte er doch seine hinreifsende Beredsamkeit nicht verloren; und es war kein vereinzelter Fall, dafs er die halbe Nacht seinen Zuhörern in dem kleinen Stübchen von Dovecottage den Schlaf vertrieb.

Coleridge war eben von Deutschland gekommen, gesättigt von den Eindrücken, die die deutsche Litteratur, und mehr noch die deutsche Philosophie, besonders Kant, auf ihn gemacht hatten. Nur auf seine Unterhaltungen sind die Spuren eines Einflusses von Kantscher Philosophie zurückzuführen, denen wir noch in den späteren Werken von Wordsworth begegnen werden; denn zu

einem eigentlichen Studium des deutschen Weltweisen hat er ihn nie bringen können. „Er ist ein wunderbarer Mensch“, schreibt Dorothy, „er streut seine Gedankenschätze in seiner beredten Sprache, ich möchte fast sagen, ohne Überlegung aus.“ „Selbst Kinder schauen still zu ihm auf und lauschen, wenn dieser mächtige Strom an ihnen vorüberzieht“, sagte ihr schweigsamer Bruder von dem Freunde. Wie Coleridge selber das Verhältnis auffafste, das zeigt einer seiner Briefe mit der ihm eigentümlichen, überschwenglichen Art des Ausdrucks. „Es thut einem Menschenherzen wohl“, schreibt er an einen Freund, „ich will nicht sagen: solch eine Familie zu kennen, nein nur zu wissen, dafs eine solche überhaupt existiert. Trotz Wordsworths gelegentlicher hypochondrischer Laune, von der er seit seiner Kindheit nicht ganz frei ist, trotz solch hypochondrischer wilder Schöfslinge, wie unser lieber Wedgwood sie nennen würde, ist dies die glücklichste Familie, die ich je sah; und wäre es nicht übergrofses Mitgefühl für mein Übelbefinden, wäre ich in guter Gesundheit und ihr Nachbar, so glaube ich wirklich, dafs die kleine Hütte im Grasmere-Thal ein stolzer Anblick für die Philosophie wäre. Nicht aus einem müfsigen Gefühl von Eitelkeit spreche ich von meiner Wichtigkeit für sie. Dafs ich es bin eher als ein anderer, ist fast ein Zufall. Gerade weil sie in sich so glücklich sind, brauchen sie aufserhalb ihres Haushalts einen Freund, einen gemeinsamen Gegenstand ihrer Liebe.“

Es ist das Abschiedsgefühl, das aus diesem Briefe spricht, der wehmütige Blick, den der kranke Dichter rückwärts warf, als er, einer ungewissen Zukunft entgegengehend, im Süden Heilung und neue Thatkraft suchte.

Etwas später wie Coleridge zog in dasselbe Haus mit ihm, das eigentlich ein Doppelhaus auf einem Hügel gelegen und von der rauschenden Greta umflossen war, Southey mit seiner Familie ein, um fortan daselbst bis zu seinem Tode zu wohnen. Southey hatte Wordsworth schon in Bristol vorübergehend kennen gelernt; er war ihm als Coleridges Jugendfreund und Schwager nahe getreten, ohne dafs sich ein tieferes geistiges oder seelisches Verhältnis mit ihm angeknüpft hätte. Auch nachdem er ihm nun so nahe gezogen war und der häufige Verkehr ein Band der Gewohnheit geknüpft hatte, auch nachdem die Familien fast miteinander verschmolzen, die Kinder miteinander grofs geworden waren, gestaltete sich ihr geistiges Verhältnis nicht inniger. Southey hat zwar immer ein Gefühl von Wordsworths Überlegenheit gehabt und ihn als Dichter häufig überschwenglich gepriesen, doch ihre Naturen waren und blieben einander fremdartig. Neigung und Begabung führten jeden von ihnen auf ein Arbeits- und Gedankenfeld, das weit von dem des andern entfernt war; und auf keiner Seite war Interesse genug vorhanden, um diese Gegensätze zu überbrücken.

Als Southey mit seiner Familie 1803 in Greta-Hall einzog, sah man es dem pünktlich fleifsigen und immer für die Zukunft sorgenden Hausvater schon nicht mehr an, dafs auch er seine Sturm- und Drangzeit voll utopischer Ideeen und unpraktischer Begeisterung gehabt hatte. Diese Periode lag weiter hinter ihm, als die kurze Spanne Zeit, die seitdem vergangen war, hätte vermuten lassen. Zwei Ziele standen seitdem unverrückbar vor ihm: Sich und seiner Familie ein behagliches, freundliches Heim zu gestalten und die Mufse zur Ausführung seiner weitreichenden litterarischen Pläne sich zu sichern. Nicht Be-

geisterung für die Natur hatte ihn in die Berge gelockt; er war überhaupt nicht mit der Absicht gekommen, dort zu bleiben. Nur einer Einladung von Coleridge war er gefolgt; dann war er halb widerstrebend dort zurückgehalten worden, bis er, der vor jeder Störung bebte, den Rückweg nicht mehr fand. Bei einem zweimaligen längeren Aufenthalt in Portugal hatte er sich zu sehr an das südliche Klima, vielleicht auch an die südliche Landschaft gewöhnt, um nicht hier im Norden namentlich die kalten Winter noch jahrelang unbehaglich zu empfinden. Aus dem warmen Lande brachte er zudem eine Abneigung gegen das Spazierengehen zurück; er ging nur aus Gesundheitsrücksichten, und so wenig war die Natur an sich im stande, seinem Geiste Anregung zu geben, dafs er meist ein Buch auf den Weg mitnahm. „Ich kann mir Southey nur denken, wie er ein Buch liest oder eins aufschneidet", sagt Coleridge.

Sein Geist ging in seinen litterarischen Plänen ganz auf; ein einziger Brief spricht bisweilen von vier bis fünf solchen zu gleicher Zeit. Nur eine strikte Tageseinteilung machte es diesem fleifsigsten Menschen möglich, all den Anforderungen zu genügen, die von Jahr zu Jahr wuchsen. „Litterarische Thätigkeit ist mir nötig wie Essen und Trinken", sagte er selbst. Er hatte damit schon begonnen, als er kaum den Kinderschuhen entwachsen war, und mit Ungeduld sah er dem Augenblick entgegen, wo er sich zuerst gedruckt sehen würde: „Je eher wir einen Band publizieren, um so besser" ruft schon der Schulknabe einem Genossen zu.

Da nimmt es nicht wunder, wenn die Freunde ängstlich vermieden, etwas von seiner kostbaren Zeit in Anspruch zu nehmen. Er war zwar immer der vollkom-

mene Gentleman, liebenswürdig und von höflicher Zuvorkommenheit, doch eine gewisse kühle Reserve errichtete leicht eine Schranke, die er nur wenigen Menschen gegenüber fallen liefs. Seine rückhaltlose Liebe galt eigentlich nur seiner Familie; und alle Zeitgenossen sind voll Lobes, wenn sie von ihm als Gatten und Vater sprechen. So wohl fühlte er sich in der Ruhe des Hauses, dafs ihm bald jede noch so kleine Reise eine peinliche Unterbrechung seines Stilllebens wurde. Wenigstens die Abneigung Wordsworths gegen die Grofsstadt teilte er, „seine einzige Freude waren dort die Buchläden, seine einzige Sorge bald wieder daheim zu sein."

Southey gehörte zu den Menschen, deren Lebensstrom nur kurze Zeit schäumend über Fels und Klippe braust, um bald in langsamem, gleichem Flusse durch die Ebene zu ziehen und leider am Ende in vollständiger geistiger Öde zu versanden. Schon mit dreiunddreifsig Jahren fühlte er Züge des Alters. „Mehr als meine grauen Haare", so schreibt er aus seinem Geburtsort Bristol, „macht mich der Anblick der Veränderungen in der Heimat ernst." Doch selbst mit grauem Haar und müdem Ausdruck war es noch ein imponierender Kopf, der auf einem zarten Körper safs; so recht der Typus eines Dichters konnte er erscheinen. Selbst Byron, der um diese Zeit noch auf leidlich freundschaftlichem Fufse mit ihm stand, meinte: er möchte wohl einige von Southeys Schriften auf sich nehmen, wenn er um diesen Preis einen solchen Kopf und solche Schultern haben könnte.

Doch trotz dieser äufseren Erscheinung war Southey in Gewohnheiten, Neigungen, selbst in Begabung weit mehr Gelehrter als Dichter. Seine Bibliothek gehörte zu

den besten Privatsammlungen von England. Das will in einem Lande etwas heifsen, wo eine gute Büchersammlung ein unerläfslicher Zierat jedes fashionablen Haushalts ist. Nirgends hat sich denn auch wie hier eine anspruchsvolle Wissenschaft des Bücherwesens entwickelt. Lamb, der bei seinem schmalen Einkommen doch selber ein grofser Sammler war, hat eine ganze Theorie des Einbindens und Aufstellens der Bücher entwickelt; Southey richtete sich eine Werkstatt ein, wo seine Töchter ihm selber die Bücher nach seinem Geschmack einbanden, und de Quincey hebt bei Wordsworth als besonderen Beweis für seine Unfähigkeit, eine Bibliothek zu sammeln, hervor, „das seine paar hundert Bände alle aussehen, als ob sie nur zum Lesen da seien." Schon im Jahre 1815 klagt Southey, dafs ihm seine fünftausend Bände den erwünschten Wegzug von Keswick erschwerten; bei seinem Tode aber war die Sammlung auf vierzehntausend Bände angewachsen. Coleridge nannte diese Bibliothek nie anders als „Southeys Weib"; und mit argwöhnischen Blicken betrachtete dieser Wordsworth, wenn er arglos sein Heiligtum betrat, um dort „wie ein Bär in einem Tulpengarten zu wirtschaften."

Mit besonderem und gerechtem Stolze betrachtete Southey seine spanisch-portugiesische Sammlung, die er zum grofsen Teil auf der Pyrenäenhalbinsel selbst erworben hatte. Er fühlte sich mit Recht als Autorität auf diesem Gebiete und plante eine Geschichte Portugals, die er sich gleich als ein ausgedehntes zehn- bis zwölfbändiges Werk dachte, wovon aber nur die Geschichte Brasiliens und eine Reihe kleinerer Aufsätze zu stande gekommen sind. „Ich fühle mich mehr in meinem Element, wenn ich Geschichte, als wenn ich Poesie schreibe", ge-

steht er einmal Walter Savage Landor; und in der That erscheinen auch seine Dichtungen von seinen historischen Studien bedingt und abhängig. Er teilte mit den Romantikern aller Länder den kosmopolitischen Zug, seine Stoffe in der Vergangenheit oder in der Dichtkunst der ganzen Welt zu suchen. Schon als Kind zeigte er grofse Vorliebe für die Mythologie der sämtlichen alten Völker: er fühlte sich bei den Ägyptern, Indern und Chaldäern ebenso daheim wie bei den Griechen und Römern. Der erste Blick auf seine gröfseren Gedichte zeigt die umfassende Vielseitigkeit in der Wahl seiner Stoffe: Jeanne d'Arc ist französisch, Thalaba arabisch, Kehams Fluch indisch, Madoc wallisisch und Roderich der letzte Gote spielt auf spanisch-maurischem Boden.

Die Behandlungsweise dieser Stoffe als Epen mit stark lyrischem Charakter mufste ihn Walter Scott nahe führen, mit dem ihn dann auch wirklich ein festes Freundschaftsband verknüpfte. Allerdings hat er nie eine Popularität genossen wie Walter Scott; im Gegenteil: Mitwelt und Nachwelt sind von der Lektüre seiner Werke nur zu sehr durch eine instinktive Furcht vor Langeweile abgehalten worden. Ein Grund hierfür liegt zunächst in dem gelehrten Apparat, mit dem er seine Gedichte wie mit einer Mauer verschanzte. Seine Anmerkungen, die meistens unbedingt nötig für das Verständnis der Erzählung sind, nehmen nicht selten einen gröfseren Raum ein wie der Text selber. Dieser Fehler der Anlage stört den ästhetischen Eindruck oft genug. Der Hauptgrund aber liegt tiefer: Er selber charakterisiert seine Gedichte einmal dahin: „Ich habe immer eine Abneigung gegen starke Aufregung gehabt. In meinen Schriften habe ich immer lieber bei den Scenen verweilt, die ergreifen, als

bei denen die aufregen.“ [1] Auf den ersten Anblick läfst er es nun zwar nicht an wilden Scenen und starken Leidenschaften fehlen, wie dies die Wahl seiner Stoffe mit sich brachte, dem Hafs und der Rache war ein breiter Raum vergönnt; doch dringen sie nie so überzeugend auf den Leser ein wie die zarten Scenen, in denen es Southey nicht selten gelingt, einen echten poetischen Ton anzuschlagen. Wenn Roderich der letzte Gote sich in der Kirche dem sterbenden Feinde und der verführten Geliebten zu erkennen giebt und ihre Verzeihung erfleht und erhält, so wird der Leser von der Tiefe der Empfindung mitgerissen. In diesem seinem reifsten Gedichte hat er auch die Lokalfarbe der Landschaft besser als sonst getroffen; man merkt es seinen Helden an, dafs er selber einmal dieselbe Luft wie sie geatmet hat. Macaulay, der sonst überstreng mit ihm zu Gerichte geht, fafst sein Urteil über Southeys Gedichte dahin zusammen: „Ich zweifle, ob sie nach fünfzig Jahren noch gelesen werden; wenn dies aber der Fall ist, werden sie auch bewundert werden.“

Nach Roderich, der 1814 erschien, hat er sich nur noch selten als Dichter versucht; fast seine ganze Arbeitskraft gehörte nun einer rein journalistischen Thätigkeit an; er wird zu einem ständigen Mitarbeiter der neugegründeten Quarterly-Review. Diesen regelmäfsigen Beiträgen für das führende Tory-Blatt wie der fast gleichzeitigen Verleihung des Charakters als poëta laureatus verdankt er hauptsächlich den von seinen Gegnern unendlich variierten Vorwurf, dafs er, ein Abtrünniger an der Sache der

1) Ganz ungerechtfertigt schreibt ihm Macaulay im Gegenteil eine Neigung zu kaltem, wollüstigem Blutdurst zu.

Freiheit, sich verkauft habe. Er hatte allerdings schon früher durch einflufsreiche Freunde allerlei Vergünstigungen seitens der Regierung erhalten; dennoch kann bei ihm so wenig wie bei Wordsworth von einem wetterwendischen Umschlagen der Gesinnung die Rede sein. Diese Wandlung lag vielmehr in Charakteranlage und Umständen begründet. Weit früher als Wordsworth war der ruheselige Mann in den stillen Hafen des konservativen Torytums eingesegelt, und sah seitdem nur in der starren Erhaltung des Bestehenden das Heil für sein Vaterland. So schreibt er schon bei Fox' Tode, den Wordsworth noch mit so begeisterten Worten verherrlicht hatte: „Fox Tod ist ein Verlust für mich, der ich ein Versprechen von ihm hatte; doch ich will nicht vorgeben zu denken, dafs er auch ein Verlust für das Land sei. Er lebte ein Jahr zu lange. England kann nicht fallen — Dank sei Gott! — denn es ist von Engländern bewohnt; doch wenn irgend etwas ein Land zerstören könnte, dann wäre es die unheilbare Thorheit einer solchen Regierung.“ Im Jahre 1807 schlug er dann bereits ein sehr gewinnbringendes Anerbieten zur Mitarbeiterschaft an der Edinburgh-Review ab, weil seine politischen Ansichten ganz von denen der Redaktion abwichen.

Unleugbar hat er aber, nachdem er die Laureatship übernommen, trotz stolzer Unabhängigkeitsworte sein dichterisches Schaffen von der Hofluft nicht frei halten können. Sein letztes gröfseres Gedicht, „Die Vision des Gerichtes“, liefert ein trauriges Beispiel hiervon. Zu übler Stunde fordert er mit dieser Apotheose des im langen Wahnsinn verkümmerten Georg III. den Vergleich mit Dante heraus, dessen stolzem Fluge der alternde Dichter am wenigsten zu folgen vermocht hätte, selbst wenn er

mit diesem Höflings-Bückling vor der Majestät dem unabhängigsten aller Dichter nicht zu nahe getreten wäre. Wenn irgendwo, so hat er hier die Züchtigung verdient, die Byron mit seiner unübertrefflichen Satire ihm hat angedeihen lassen. Mit den Jahren wurden seine politischen Ansichten immer rigoristischer. Die strengsten Zwangsmafsregeln der Regierung thaten ihm nicht Genüge. Der alte Republikaner ist doch nahe beim Despotismus angekommen, wenn er Deportation als die angemessene Strafe für Schmähschriften ansieht. Damals schrieb er sein Buch über die Kirche und die geschmacklosen Kolloquien über soziale Zustände, die Macaulay so erbarmungslos zerzaust hat. Eine mit der Zeit wachsende Selbstgerechtigkeit und ein gut Teil pharisäischen Eigenlobes gab seinen Gegnern eine bequeme Handhabe zum Spott. Am unerquicklichsten treten diese Eigenschaften in dem Streite mit Byron hervor, der es, wie zu erwarten war, an boshafter Satire und persönlicher Invektive auch nicht fehlen läfst. Der fromme Southey hat damals für Byron und seine Anhänger das Schlagwort „satanische Schule“ ausgegeben.

Im intimen häuslichen Verkehr traten solche Schatten, die die bedeutende Wirksamkeit des Mannes nur zu oft verdunkelten, ganz zurück vor den liebenswürdigen Eigenschaften des Menschen. Auch Wordsworth bewundert immer wieder die charaktervolle Stetigkeit, mit der er ein Ziel ins Auge fafst und unentwegt durchführt, und den segensreichen Einfluſs, den er hierdurch auf seine eigenen und auf Coleridges Kinder ausübte, die ihm dieser, je länger je mehr, überliefs. War auch so das persönliche Verhältnis immer ein gutes — „den Dichter Southey“ kann nur die Rubrikenwut mit Wordsworth

und Coleridge zusammen in die Abteilung „Seeschule“ zwängen.

Wenn sich Southeys politischer und sozialer Gesichtskreis fortwährend verengerte, so leitete dafür ein anderer Nachbar Wordsworths Blick immer von neuem wieder auf ein grofses Interesse der Nation und der Menschheit. Auf einer Farm bei Ullswater, nur einen kleinen Spaziergang von Grasmere entfernt, hatte sich Thomas Clarkson niedergelassen. Die nahe Nachbarschaft reifte bald zu inniger Freundschaft. Clarkson gebührt zusammen mit Wilberforce der Ruhm, sein ganzes Leben der einen grofsen Sache, der Abschaffung der Negersklaverei, gewidmet zu haben. Er gehörte zu jenen durch und durch optimistischen Idealisten, für die sogar jedes Hindernis nur ein Zeichen ist, dafs sie dem Ziele näher kommen. So arbeitete er bis in sein höchstes Greisenalter mit nie getrübter Schaffensfreude an der Propaganda für diese eine Idee. Er reiste von einem Fürstenhof zum andern, wufste überall zu überreden und zu werben; eine gewisse schüchterne Liebenswürdigkeit, die sich mit dem Bewufstsein, dennoch der Sendling einer grofsen Sache zu sein, paarte, öffnete ihm überall die Thüren und Herzen. „Von Angesicht zu Angesicht und Knie an Knie“ safs er mit dem Kaiser Alexander. Mit jener hinreifsenden Leutseligkeit und mit verständnisvollem Eingehen auf diese neue Fassung des Humanitätsgedankens wufste ihn der Kaiser ganz zu bezaubern, so dafs er das grofse Stück Eitelkeit, das hier wie überall das Thun dieses Fürsten leitete, übersah und sich seiner Unterstützung sicher glaubte. Clarkson wufste sich klug von jeder politischen und religiösen Parteiung fern zu halten; einem strengen Royalisten, der ihm bei seinem Aufenthalt in

Paris zum Vorwurf machte, dafs er auch Männer wie Lafayette und Grégoire besuchte, antwortete er: „Ich kenne nur zwei Arten von Personen, die Freunde der Neger und ihre Feinde. Alle ihre Freunde sind auch die meinen, was sie auch sonst sein mögen.“ Und als man ihn einst nach seiner Meinung über das Schicksal der Seelen nach dem Tode fragte, versicherte er: darüber nachzudenken habe er keine Zeit. Er denke nur über das Schicksal der Sklaven von Barbados.

Auch die Ruhezeit im Hause gehörte ganz der Förderung der Sache. Unzählige Briefe, auch ein Buch, „Geschichte der Sklavenemanzipation“ wurden hierfür geschrieben. Für dieses kindlich reine Leben war es ein trüber Augenblick, als die Erben und Biographen von Wilberforce ihre taktlose und wunderliche Anschuldigung erhoben: Clarkson habe Geld für seine Bemühungen genommen. Crabb-Robinsons glänzende Verteidigungsschrift brachte die öffentliche Meinung auch bald wieder auf Clarksons Seite; und auch die Gegner mufsten ihr Unrecht gegen diesen uneigennützigsten aller Menschen einsehen. In dem Sonettenkranze, den Wordsworth der Verteidigung der nationalen Freiheit gewidmet hat, hat er auch dem Vertreter der Menschenfreiheit ein würdiges Denkmal gesetzt.[1]

Ihm zur Seite stand ebenbürtig seine hochgebildete Frau. Crabb-Robinson, der sie schon seit ihrer Mädchenzeit kannte, nennt sie nächst Madame de Staël die beredteste, geistreichste Frau, die er gekannt habe; und Dorothy lobt aus jener ersten Zeit ihrer Bekanntschaft besonders ihre anmutige Art zu erzählen. Sie war aufser

1) Nr. XLVIII.

mit Robinson und Wordsworth auch mit Coleridge, Lamb und vielen bedeutenden Männern befreundet, mit denen sie ihr bewegtes Leben zusammenführte; in jedes Verhältnis wufste sie etwas Mütterlich-Sorgendes zu legen. Sie selber meinte wohl: Jeder Mann sei zu bedauern, dem keine ältere Schwester zur Seite stehe; so versuchte sie denn überall, eine solche zu ersetzen.

Kapitel V.

Wordsworths Heirat. Politische Dichtung.

Am 18. Juni 1802 schreibt Dorothy die kurze Notiz in ihr Tagebuch: „Luff kam herein; er brachte uns Nachricht über Lord Lowthers Absicht, alle Schulden zu bezahlen. Er sah unsern Garten und war erstaunt über die Fülle von Scharlachbohnen u. s. w. Als er fort war, schrieb ich an Coleridge, Mary Hutchinson und Bruder Richard über diese Angelegenheit.“ Das ist alles, was wir über ein Ereignis erfahren, das doch wichtig genug in das Leben der Geschwister eingriff, und uns wohl berechtigt, einen neuen Lebensabschnitt des Dichters damit zu beginnen. Lord Lowther, Graf von Lonsdale, war der Nachfolger jenes selbstherrlichen Magnaten, der einst seinen Gläubigern, den jungen Waisen seines Bevollmächtigten, antwortete: „Thut was ihr wollt; ich bezahle keinen Pfennig.“ Er führte diesen Entschluſs auch trotz Advokaten und Richtern so energisch durch, daſs die Geschwister zwanzig Jahre auf seinen Tod warten muſsten, bis sein ganz anders gearteter Nachfolger das Kapital mit allen Zinsen, die zusammen auf 25000 £ angeschwollen waren, herauszahlte. Als Äquivalent für diese groſsmütige Handlung — er wollte keinen Flecken auf seinem Namen lassen, obwohl er für die persönlichen Schulden seines ihm nur entfernt verwandten Vorgängers

natürlich nicht haftete —, ward diesem die lebenslängliche Dankbarkeit und Freundschaft des Dichters, die Lord Lonsdale, der immer den Glanz seines Hauses durch ein freigebiges Mäcenatentum zu erhöhen strebte, wohl zu schätzen wufste.

Für Wordsworth bedeutete die Zurückzahlung dieser verloren geglaubten Schuld weit mehr als eine pekuniäre Sicherung, die für beide Geschwister in der That nicht mehr als eine Notiz wert gewesen wäre. Sie setzte ihn in stand, einen Wunsch zur Wirklichkeit zu machen, der ihm, wie es scheint, schon geraume Zeit näher und näher getreten war: seine Cousine Mary Hutchinson als Gattin heimzuführen. Es hiefs dies nur ein Band fester knüpfen, das diese beiden Menschen von Kindheit an umgab. Seit sie als kleine ABC-Schützen die ersten Schritte auf dem Wege der Weisheit zusammen gemacht hatten, war der freundschaftliche Verkehr nie abgebrochen worden. Mary war meist die Dritte im Bunde gewesen, wenn der glückliche Schulknabe die Ferien mit der Schwester in Penrith oder Cockermouth zugebracht hatte. Sie war es, die auf der einsamen Farm in Suckburn den Haushalt führte, als diese den Geschwistern neun Monate zum Aufenthalt diente; und sie war einer der ersten frohbegrüfsten Gäste in Dovecottage, wohin sie der Dichter nun im Herbste 1802 als Herrin einzuführen gedachte.

Und Dorothy? Nur aus verlorenen Bemerkungen ihres Tagebuches können wir ersehen, wie rein die Freude war, die Schwester, die ihrem Herzen schon lange nach dem Bruder die nächste war, als Gefährtin ihres Lebens willkommen zu heifsen. Keine Spur von Eifersucht fand bei ihr Eingang; wufste sie doch auch, dafs der Platz, den sie sich bei dem Bruder erobert hatte, ihr von nie-

mandem streitig gemacht werden konnte. Die Frau, die nun mit ihrem sanften, harmonischen Wesen, mit ihrer taktvollen, zarten und anmutigen Weise in den Kreis trat, fand die ihr gebührende Stelle, ohne eine andere in der ihren zu stören. Sie war nicht die Muse des Dichters, wenigstens nicht in dem Sinne, dafs ihre eigene Gedankenwelt befruchtend auf die seinige gewirkt hätte. Es war ihr Wesen als Ganzes, was ihn anzog, wie er es so anmutig und tief in dem schönen Gedichte „Sie war ein Elfe licht und leicht“ [1] gezeichnet hat. Die sonnige Freude, die tiefe Wahrhaftigkeit und Einfachheit ihrer Natur machte ihm sein Haus zur glücklichsten Heimat und zu einem Gegenstand der Bewunderung seiner Freunde. „Sie war ein Beweis dafür“, beschreibt sie De Quincey in seinen Erinnerungen an die Seeen, „wie es einer Frau, die durchaus nicht hübsch ist, doch möglich ist allen Zauber der Schönheit auszuüben durch die Entfaltung ihrer engelhaften Anmut, durch die vollkommene Einfachheit und die weibliche Selbstachtung, durch die Reinheit des Herzens, die aus ihren Blicken, Bewegungen und Handlungen spricht.“

Mary Wordsworth war durchaus keine glänzende Erscheinung; man konnte sie im ersten Augenblick übersehen, sprach sie doch so wenig, dafs Clarkson meinte: ihre Lieblingsworte seien: „Gott befohlen.“ Um so sicherer zwang sie alle näheren Freunde des Hauses zur Liebe und fast überschwenglicher Bewunderung. Hiernach ist es nicht mehr so auffallend, dafs der Brautwerbung, ja selbst der Vermählung weder in Dorothys Tagebuch noch in Briefen ausführlicher gedacht wird. Dorothy

1) Nr. XXVII.

verschmäht es ja überhaupt ganz, uns einen tieferen Einblick in ihr Empfindungsleben zu gestatten; wir sehen es nur, wie es sich in der Natur und in ihrer liebevollen Schilderung derselben widerspiegelt. Wir müssen schon viel ergänzen und zwischen den Zeilen lesen, um uns aus ihrer kurzen Erwähnung der Hochzeit ein Bild zu machen, wie voll von stürmischer Bewegung diese grofse Seele war. „Montag, 4. Oktober. Mein Bruder mit Mary Hutchinson vermählt. — — Ich sah sie die Allee zur Kirche hinuntergehen; ich hielt mich so ruhig ich konnte; doch als man mir sagen kam, dafs es vorbei sei, hielt ich es nicht länger aus, warf mich aufs Bett, wo ich stille lag und nichts mehr sah und hörte, bis Sara kam, um mir zu sagen: Sie kommen. Dies zwang mich vom Bette, und ich stürzte fort, schneller, als meine Kräfte mich trugen, bis ich an meines Bruders Halse hing.“

Weit weniger aber wissen wir von Wordsworth selbst. Wir haben aus späterer Zeit aufser jenem ersten Gedichte noch manche tief empfundene Zeilen und viele Äufserungen, welche zeigen, wie teuer ihm diese Frau war, wie dankbar er ihren Wert anerkannte. Als er einst seine Freunde bat, ihm von den taktlosen „Erinnerungen“ De Quinceys nicht zu reden, erlaubte sich Crabb-Robinson die Bemerkung: De Quincey habe darin ausgesprochen, dafs er eine bessere Frau habe, als er verdiene. „Hat er das“, rief der Dichter lebhaft aus, „dann soll ihm alles andre vergeben sein.“ Doch aus jener Zeit der Werbung, die sonst nicht nur für Dichter eine fruchtbare Periode des dichterischen Ausdrucks der Empfindungen ist, besitzen wir nichts von ihm. Man erzählt von Dorothy halb im Ernst, halb im Scherz, dafs sie sogar seine Liebesbriefe habe schreiben müssen;

und am Abend des Hochzeitstages, an dem alle drei zusammen gleich nach dem Frühstück in einem Postwagen abgereist waren, schreibt der junge Gatte ein Sonett, das eine verspätete Ankunft auf den Hamiltonhügeln und tiefsinnig den Eindruck der durchleuchteten, seltsam geformten Abendwolken auf den Beschauer schildert,[1] aber mit Liebe und Braut gar nichts zu thun hat. Man darf weder Wordsworth noch seine Schwester mit dem gewöhnlichen Mafsstabe messen. Sie hätten es wohl beide für eine Profanation angesehen, die eigne persönliche Leidenschaft — was man landläufig hierunter versteht — zum Gegenstand ihrer Schilderungen zu machen, und mehr noch eine Profanation der Dichtung als ihres Gefühls.

In den schnellsten Tagereisen eilten sie nun der geliebten Heimat zu. Es waren drei Monate verflossen, seit der Dichter mit einem langen Lebewohl sich von Dovecottage losgerissen hatte. Die Wartezeit, die zur Vorbereitung der Hochzeit nötig war, hatten die Geschwister zu einer Reise nach Calais benützt; nun konnten sie das Wiedersehen gar nicht mehr erwarten. „Ich kann nicht beschreiben, was ich fühlte", schreibt Dorothy. „Wir gingen bei Kerzenlicht in den Garten und waren erstaunt, wie hoch der Ginster und der Lorbeer gewachsen waren." Am nächsten Tage wurden noch Kisten und Kasten ausgepackt; und dann begann das alte Leben, nur reicher, von neuem. Die beiden Frauen teilten die Hausarbeit, um nur möglichst schnell damit fertig zu werden und dann mit der Natur und ihrem Dichter leben zu können. Dorothy war nach wie vor seine unermüdliche Begleiterin auf den Streifereien. In die Sekretärdienste teilten sich

1) Nr. LXV.

beide. Wordsworth hatte statt eines verständnisvollen Famulus nun zwei, die miteinander wetteiferten, ihn zu verwöhnen. An etwas seltsamer Stelle, in der Fenwick-Note zur weifsen Hirschkuh von Rylstone leistet er den beiden Frauen öffentlich Abbitte für die viele Mühe, die er ihnen verursacht habe, und treuherzig hebt er namentlich hervor — dafs er niemals zu den Mahlzeiten zurecht kam.

Doch so idyllisch sich des Dichters Leben in dem stillen, abgeschlossenen Thal entfaltete, gerade in dem Jahre seiner Heirat hatte er ein Werk begonnen, das ihn auf eine höhere Warte stellte, von wo aus er mit spähendem Blick und leidenschaftlicher Begeisterung das grofse Völkerdrama verfolgte, in dem seiner Nation eine so ehrenvolle Rolle zu spielen vergönnt war: Der Kampf Europas gegen Napoleon bildet den Inhalt seiner „Sonette der Freiheit gewidmet."

Die etwa 50 Sonette verteilen sich auf einen Zeitraum von 1802 bis 1815; und doch sind sie ein einheitlich geschlossenes Werk, von dem gleichen kühnen Geiste des Tyrannenhasses und der Freiheitsliebe durchdrungen; und der Dichter hat sie daher auch als Ganzes betrachtet wissen wollen. Es hatte eine Zeitlang geschienen, als habe Wordsworth die Politik ganz verschworen. Kaum die eine oder andre Äufserung weist darauf hin, dafs von dem glühenden Interesse, mit dem ihn die Revolutionsideeen in Frankreich seinerzeit erfüllt hatten, noch etwas in ihm fortwirkte. Und doch hatte der Funke unter der Asche geglimmt, um nun geläutert zwar, doch mit gleicher Stärke, wieder als Flamme hervorzubrechen. Wieder fachte Frankreich mit seinem fascinierenden Zauber das Feuer

an. Bei jenem kurzen Aufenthalt in Calais im Herbste 1802 in den Monaten vor der Hochzeit mochten seine Gedanken um ein Jahrzehnt zurückgewandert sein, und ein wehmütiger Vergleich drängte sich ihm auf die Lippen. Damals hatte er die ganze Nation in einem Taumel der Begeisterung gefunden; auch die Verschlossensten waren aus ihrer Schale gelockt worden; nun war eine Ruhe wie die des Grabes gefolgt. Frankreich fühlte bereits die eiserne Hand des Mannes, in dem Wordsworth schon jetzt den Tyrannen sah. Es lebte in einem Frieden, dem niemand traute, und unter politischen Zuständen, an deren Dauer niemand glaubte. Wie schnell waren die überschwenglichen Hoffnungen, mit denen sich der Jüngling Wordsworth blutenden Herzens von diesem Boden losgerissen hatte, zerstoben. Von hier hatte er nichts mehr zu erwarten; die Freiheit war hier ausgezogen.

Voll Sehnsucht wendet sich sein Auge zur Heimat zurück; mit sorgender Liebe grüfst er über das Meer die dunkle Stelle, wo sein England liegt, gekrönt mit dem Diadem des sinkenden Abendsterns.[1] Sein Vaterland soll sich nun, so hofft er, an die Spitze des Kampfes stellen gegen den Tyrannen, der unweise sich nur im Schlachtgetümmel gebildet und nie den milden Ernst der geistigen Arbeit, die Vorschule eines echten Herrschers, gekannt hat.[2] Schon hat er überall, wohin er gedrungen war, die Freiheit zertreten. Auch ihr ältestes Bollwerk, die ehrwürdige Republik Venedig, war unter seinem Fufstritt hingesunken. Sagt sich der Dichter auch, dafs dieses längst alt und morsch geworden war, so weiht er der

1) Siehe Nr. XLI.
2) Nr. XLII.

vielbesungenen Lagunenstadt doch noch den würdigen Grabgesang.

„Denn wir sind Menschen, die der Schmerz bezwingt,
„Selbst wenn der Schatten des, was groſs war, sinkt.“ [1]

Doch nach der Rückkehr harrt des Patrioten in der Heimat nur neue Enttäuschung. Er findet sein Volk nicht, wie er in der Fremde geträumt hatte, sich zum unvermeidlichen Riesenkampfe vorbereiten. Er sieht in London, das er nach langer Zeit jetzt zum erstenmal wieder betrat, nur ein nichtiges Treiben und eitles Gepränge, das sich gedankenlos des Friedens freut. Um so mehr verletzt es ihn, weil er es mit der Stille und Öde Frankreichs vergleicht. Es ist ein zorniger Weckruf, den er in den beiden herrlichen Sonetten

„Milton, o lebtest du in dieser Stunde“

und

„Es kann nicht sein, daſs Englands freier Geist“

an die schlummernde Nation ergehen läſst. [2] Gar zu stolz klingt freilich der Schluſs des zweiten, die Lobpreisung der Engländer:

„Die aus der Erde erstem Blut entsprangen,
„Berechtigt jeden Anspruch zu erlangen.“

Wer aber möchte diese naive Überhebung hier nicht verzeihen: Durch den Schmerz des Sohnes über die Verirrung der Mutter bricht um so stärker der Stolz und die Liebe durch.

Nun — die Zeit sollte gar bald kommen, daſs England aus seiner kurzen Friedensseligkeit aufgeschreckt wurde! Napoleon sorgte durch seine Invasionsdrohung dafür. Die Gefahr spannte jetzt alle Kräfte an und be-

1) Nr. XLIII. 2) Nr. XLIV und XLV.

seelte endlich das ganze Volk mit einem Geiste. Wordsworth hat dieser kampfbereiten, entschlossenen Stimmung in dem gewaltigen Aufruf an die Männer von Kent „Die Vorhut der Freiheit“ Ausdruck gegeben.[1] Wohl blieb diese Prüfung dem eigenen Lande erspart; aber er sieht, wie jenseits des Kanals die Tyrannei wie ein verzehrendes Feuer um sich greift und ein Reich nach dem andern mit unbarmherziger Hand zertrümmert. Die Vernichtung der alten Schweiz durch das Direktorium hatte schon früher den Anlafs zum Umschwung seiner Gesinnungen gegen die Revolution gegeben; dem Heldenkampf und Untergang der Urkantone weiht er ein Lorbeerblatt in diesem Kranze.[2] Hier wie in dem Klagerufe über Preufsens Fall[3] nimmt er aus dem Schicksal der Mitkämpfer für die eigene Heimat nur die Mahnung sich selbst zu vertrauen und das stolze Bewufstsein, dafs sie fortan allein der Freiheit Bollwerk schichtet:

— — — „So wissen wir von diesem Tag,
„Dafs ungestützt, das Haupt hoch aufgerichtet,
„Wir wissen, was die eigne Kraft vermag.“

Doch mit dem Seherblick des Dichters ahnt er alsbald die neue Kraft, die Deutschland aus seinem tiefsten Elend erwächst. Ist auch damals die Stimme des einsamen Bergsängers nicht bis zu uns gedrungen, so müssen wir ihm auch heute noch ein Gedicht wie die „Prophezeiung“[4] danken, das Deutschland mit dem wirksamsten Schlachtruf „Arminius“ zu „flammender Begeisterung erwecken will.“ Und merkwürdig! Nicht nur diesen Enthusiasmus der Freiheitskriege, sondern auch den Zug zur

1) Nr. XLVI. 2) Nr. XLIX.
3) Nr. XLVII. 4) Nr. L.

dauernden Einigung nimmt er voraus: Vor dem Hauche Germanias wanken die neuen Könige von Napoleons Gnaden.

Eine ähnliche Katastrophe wie in Preufsen trat bald darauf auch in Spanien und Portugal ein. Hier aber wurde das Interesse des Engländers besonders aufgeregt, da seine eigene Regierung selbst thätig eingriff und ein Landheer nach Portugal einschiffte. Die Wünsche der ganzen Nation begleiteten es bei der Unternehmung, den hartbedrängten Völkern der Halbinsel Beistand zu leisten. Die siegreiche Schlacht bei Viniera erweckte in England die höchsten Hoffnungen, um so niederschlagender wirkte die Nachricht von der darauf folgenden Konvention von Cintra. Die englischen Befehlshaber hatten aus Furcht vor der noch ungebrochenen Macht des Imperators und seiner unvergleichlichen Fähigkeit, überraschend an einem bedrohten Punkte zu erscheinen, vielleicht auch um Portugal so schnell wie möglich von den Franzosen zu räumen und hier einen festen Stützpunkt für ihre Operationen in Spanien zu haben, dem geschlagenen Feinde unerhörte Vorteile zugebilligt: Das ganze französische Heer sollte mit Munition, Artillerie, ja selbst mit allem in Portugal gemachten Raube auf englischen Schiffen nach Frankreich gebracht werden. Mit tiefem und allgemeinem Unwillen nahm das englische Volk die Nachricht von dieser Übereinkunft auf. In der Presse, dem Parlamente, den Bürgerkreisen, überall herrschte die gleiche Empörung. Eine grofse Petition von Londoner Bürgern bestürmte die Regierung, die Konvention zu verwerfen; konnten sie dies auch nicht erreichen, so sah sich die Regierung durch die heftige Aufregung gezwungen, die drei Oberbefehlshaber abzuberufen und vor ein Kriegsgericht zu stellen, das sie allerdings freisprach.

Aus dieser Stimmung heraus schrieb Wordsworth sein Pamphlet über die Konvention von Cintra. „Es ist nicht leicht zu verstehen", diktierte der Greis seiner Freundin Mifs Fenwick in die Feder, „mit welch tiefem Gefühl ich den Kampf der Spanier für ihre Befreiung von der usurpierten Herrschaft der Franzosen verfolgte. Wie oft bin ich von Allenbank im Grasmerethal, wo wir damals wohnten, bis nach der Höhe von Rais-Gab um 2 Uhr morgens gegangen, um den Fuhrmann früher zu treffen, der die Zeitungen von Keswick brachte. Unvollkommene Spuren des Gemütszustandes, in dem ich mich befand, wird man in meiner Abhandlung über die Konvention von Cintra wie in diesen Sonetten finden." Auch Dorothy bestätigt, dafs das Geschick der Spanier den Bruder mehr ergriffen habe, als Worte ausdrücken können. Dem etwas langatmigen Titel — Wordsworth selbst nennt ihn mehr ein Inhaltsverzeichnis —: „Eine Beleuchtung der Beziehungen von Grofsbritannien, Spanien und Portugal zu einander und zu ihrem gemeinsamen Feinde in dieser Krisis, die besonders durch die Konvention von Cintra bewirkt ist", sind folgende Worte beigefügt: „Das Ganze ist dem Prüfstein jener Prinzipien unterworfen, durch die allein die Unabhängigkeit und Freiheit der Nationen bewahrt und wiedererworben werden kann." Wir werden durch diese Worte unwillkürlich an die feine Kritik des Amerikaners Lovell erinnert: „Wordsworths Politik war immer die eines Dichters, der seine Kreise in den höheren Regionen von Ursache und Wirkung beschreibt, unbekümmert um die zufälligen Schwankungen der Ereignisse." Auch diese ganze Schrift läfst jenes zufällige Schwanken völlig aufser acht. Nicht von dem Standpunkt des Staatsmannes oder Feldherrn, sondern

von dem des historischen Künstlers betrachtet Wordsworth den Kampf gegen den Tyrannen. Man möchte sagen: Die falsche Linienführung dieser Politik verletzte ihn. „Zwei Kriege gegen die Freiheit haben wir in den letzten dreifsig Jahren geführt, den amerikanischen Krieg und den gegen das französische Volk in den ersten Stadien seiner Revolution. Und dieselbe Nichtachtung der Grundsätze der Gerechtigkeit, dieselbe leere Unempfindlichkeit gegen die Gefühle der menschlichen Natur, die das Verhalten unsrer Regierung in den beiden Kriegen gegen die Freiheit bestimmt hat, hat sie auch in diesem Kampfe für die Freiheit geleitet und ihn fruchtlos gemacht.“

Sehen wir hier davon ab, dafs Wordsworth ein einzelnes militärisch-politisches Ereignis bespricht, wo vom praktischen Standpunkt aus auch ein nüchternes Abwägen des Für und Wider erfordert wird, so birgt diese Schrift, wie so häufig des Dichters politische Aussprüche, eine überraschende Intuition kommender Ereignisse, wenn er z. B. den Tag für Europa glücklich preist, wo Italien und Deutschland jedes die verderblichen Schranken in seinem Innern niederreifsen und sich zu einer mächtigen Nation umbilden werde. Mit tiefer Einsicht in die Gesetze der menschlichen Natur schildert er das Wesen des napoleonischen Cäsarismus: Die Macht des Eroberers bestehe in der Kühnheit, mit der er der Welt erkläre, dafs es Tollheit sei, ihm zu widerstehen. Nur drei Siege über ihn erfochten, die diesen furchtbaren Zauber durchbrächen, und das stolze Gebäude seiner Macht müsse zusammenstürzen. Selbst für Frankreich sei der militärische Despotismus ein Unglück. Wohl sehe man unter ihm Häfen, Kanäle, Speicher entstehen, doch nur ein trauriges Zeichen sei es, wenn das, was die Folge einer blühenden Industrie

sein müsse, dieser vorangehe: „Denn Handel, Ackerbau und Gewerbe sind von der Natur der Tugenden. Sie können nicht gegeben werden; sie müssen aus sich herauswachsen.“

Er übersieht die Gefahr nicht, die für Spanien in einer plötzlichen Befreiung liege. Das politisch unreife Volk werde vielleicht kaum im stande sein, an Stelle des Despotismus etwas anderes als eine Oligarchie zu setzen. Doch hofft er, dafs es den Vorteil wahrnehmen werde, aus dem Vorgang der französischen Revolution zu lernen; an ihr könne es sich bilden und doch ihre gröbsten Fehler vermeiden. Die verderbliche Philosophie der Franzosen werde so wie so bei den Spaniern niemals Eingang finden; sie werden sich immer von dem seichten Geschwätz Voltaires wie von den paradoxen Träumereien Rousseaus fernhalten. — Der Dichter täuschte sich darüber, dafs für die französierten höheren Klassen auch dieses Landes Voltaires Seichtheit die einzig mögliche Lebensanschauung bot, und er hatte schon vergessen, dafs er selbst einst mit seinen eigenen Träumereien nahe an die Paradoxen von Rousseau gestreift war.

In dem Freundeskreise wurde die Schrift durchweg mit ungeteilter Bewunderung aufgenommen. Mrs. Clarkson schrieb an Crabb-Robinson:[1] „Die Argumentation über einzelne Thatsachen hätte vielleicht auch ein andrer denken oder sagen können; doch giebt es Sätze darin, die mich wie ein Trompetenstofs erschütterten. Doch, ach, wie wenige werden das Buch lesen!“ Und ganz ähnlich äufsert sich Lamb Coleridge gegenüber: „Sein Eindruck auf mich war wie der von Miltons Pamphleten

1) Brief in Robinsons Nachlafs (Williams library).

auf seine Zeitgenossen gewesen sein mufs. Welch eine Prosa! Hörst du davon, dafs es gelesen wird? Ich lebe aufserhalb der Leserwelt. Ich hasse alles was liest; denn sie lesen doch nichts als Revuen und neue Novellen.“ Von Fernerstehenden war Cannings, dieses kühlen Realpolitikers Urteil von doppeltem Gewicht, wenn er die Schrift die beredteste seit den Tagen Burkes nennt. Doch das waren vereinzelte Stimmen. Wordsworth hatte mit seiner Resignation, die auf jede Wirkung verzichtete, recht: „Wir haben in unsrer Sprache bessere Bücher als in andern existieren, und in unserem Lande bessere Institutionen; doch die einen liest niemand, und die andern sind in Unordnung und Verfall“, schreibt er an seinen Verleger. Der Hauptgrund aber für den Mangel des Erfolges lag in der langen Verzögerung der Publikation. Die Konvention von Cintra war am 30. August 1808 geschlossen worden, am 30. März 1809 benachrichtigt Wordsworth Thomas Poole, dafs er den letzten Bogen in die Druckerei gesandt habe und hoffe, dafs das Werk binnen 14 Tagen erscheinen solle; De Quincey war nach London gereist, um den Druck zu überwachen, hatte ihn aber gerade durch eine eigensinnige Interpunktion, der sich der Setzer nicht fügen wollte, um Wochen verzögert und noch am 13. Mai schreibt Wordsworth darüber ganz verzweifelt an Poole, in der That wurde es erst Ende Juni veröffentlicht. Unterdessen hatte der Heltentod des General Moore am 16. Januar 1809 die Scharte nicht allein ausgewetzt, sondern auch das allgemeine Interesse von der unglücklichen Konvention längst abgezogen. Hierzu kommt, dafs diese Schrift wie fast immer Wordsworths Äufserungen auch der Form nach mehr ein Studium als ein flüchtiges Lesen verlangte, wie es das Publikum

in jenen ereignisreichen, rasch fortschreitenden Tagen wünschte. Die Beredtsamkeit, die Beherrschung des Wortes sind meisterhaft; doch die Perioden sind lang und durch De Quinceys Interpunktion noch schwerer verständlich. Eine Perle englischer Prosa bleibt sie demungeachtet. Der Dichter kennzeichnet den Standpunkt, von dem er das Getriebe der Parteien beurteilt und übersieht, in dem schönen Sonett, das ihm während der Beschäftigung mit dem Pamphlet entstand:[1]

„Nicht in der Welt voll eitler Prahlereien
— — — — — — — — —
In deiner Schule mächtige Natur
Erwäg ich Spaniens Hoffen, Spaniens Leid."

Von Spanien wurde sein Auge aufs neue auf deutschen Boden zurückgelenkt: hier lag das Volk noch am tiefsten geknechtet danieder; doch überall begannen einzelne kühne Geister an den Ketten zu rütteln. Die Thaten Hofers und seiner Tyroler wurden auch von dem englischen Dichter mit hoher Begeisterung begrüfst. Er weihte ihnen einen Cyklus von fünf Sonetten.[2] Es ist fast zu viel Pathos und Pomp, wenn er den einfachen Landmann, dessen Gröfse in seiner Schlichtheit besteht, mit Phöbus, der aus des Morgens Thoren tritt, vergleicht; doch hat er im übrigen gerade diesen Zug des naiven Heldentums besonders hervorgehoben. Seine Bewunderung ruft gerade der Gegensatz wach:

„Dafs wenig Hirten aus dem Alpenland
Mit wenig klaren Regeln besser wissen
Das, was der Menschheit frommt in Unglückstagen,
Als aller Stolz und grübelnder Verstand."

1) Nr. LI. 2) Nr. LII bis LVI.

Er sah auch in der schliefslichen Unterwerfung der Tyroler kein Fehlschlagen seiner Hoffnungen: Sie haben gestrebt und gewirkt; sie waren ein Vorbild, dem ganz Europa nachfolgen mufs. In der Katastrophe Schills sieht und bewundert er bereits eine würdige, wenn auch ebenso unglückliche Nachfolge.

So wurde Wordsworth der Sänger von Thaten und Ereignissen, die das heutige England, so teuer sie unserem Volke sind, fast vergessen hat. Hat er auch dem deutschen Geistesleben fern gestanden, so gehören diese Gedichte doch uns und dürfen bei uns nicht vergessen werden. Wordsworths Name gehört in die Reihe auch unsrer Freiheitsdichter. Er hat mit Männern wie Schenkendorff, Körner, Arndt und Rückert die Knechtschaft unsres Volkes gefühlt und wie eine persönliche Schmach empfunden. Er hat den gleichen Tyrannenhafs gepredigt und in dem schönen Sonett „Was ist die Ehre?“ [1] die Gewifsheit ausgesprochen, dafs die gebeugten Völker sich wieder erheben würden.

Mit einem Sonett aus dem Jahre 1811 [2] „Halt ein, der Dichter fordert seinen Dank“ hat Wordsworth offenbar dem Werke seinen Schlufsstein einfügen wollen, der das Ganze zusammenhält. Er nimmt den Ruhm für sich in Anspruch, vor der Hoffnung da, wo sie im Unglück als unerbittliche Pflicht erscheint, nie zurückgebebt zu sein; er weiht den höchsten Preis, nachdem er so viel Heldenthaten besungen, der Gröfse des ausharrenden, moralischen Mutes, der Tugend seines Volkes.

Selbstverständlich hat er den Freiheitskämpfen der folgenden Jahre und dem endlich erreichten glorreichen

---

1) Nr. LVII. 2) Nr. LXI.

Siege nicht stumm zugeschaut. Doch war ihm für das Übermafs des Jubels die Sonettform zu eng geworden; und hat auch die Schlacht von Waterloo noch einige Sonette ins Leben gerufen, so legte er doch damals im Jahre 1816 den dichterischen Nachdruck auf eine ganze Reihe von Oden, die den Siegesdank und Siegestriumph zum Ausdruck bringen. Abgesehen von einzelnen sehr schönen Stellen, besonders Naturschilderungen, so dem wunderbaren Stimmungsbild des Morgens in der Dankesode:

„In dieser Morgenstunde tiefer Stille,
Wo mir die Allnatur zu lauschen scheint"

bringt die gröfsere Freiheit und Dehnbarkeit der Form ein Übermafs des Pathos und eine Breite des Ausdrucks mit sich, die es uns schwer machen, mit der ermüdenden Lectüre zu Ende zu kommen. Wordsworth steht als Freiheitssänger mit der Vorliebe für das Sonett nicht allein. Die gemessene, beschränkte und doch durchsichtige Form ist ein heilsamer Zügel für den stolzen, zu den Höhen sich schwingenden Flug der Gedanken. Dieser kühnen Kampfeslust und diesem zornigen Unwillen gegen die Unterdrücker gegenüber läfst sich das Urteil nicht aufrecht erhalten, das noch heute selbst in England unsern Dichter ausschliefslich zu dem stillen Einsiedler seiner Berge stempelt, der im engen Kreise wohl aus der Tiefe seine Schätze zu graben weifs, doch hinter den selbstgezogenen Schranken die weite übrige Welt vergifst. Im Gegenteil: Wordsworth war sich damals — und die Sonette umfassen die Zeit seiner höchsten Schaffenskraft — der Weltstellung seines Vaterlandes wohl bewufst; und mit Recht nennt ein englischer Kritiker[1] diese Sonette

1) Myers Men of letters. p. 79.

ein treueres Bild der Kriege gegen Napoleon als manch ein ausführliches Geschichtswerk. Er war der einzige Dichter, der in diesem Maſse die ruhmreichen Tage Englands verherrlicht hat. Abgesehen von etlichen einzelnen Gedichten fand keiner in der groſsen englischen Litteratenzunft sich zu einem ähnlichen Werke berufen.

Doch selbst bei diesen Gedichten blieb die unmittelbare Wirkung auf die Zeitgenossen noch aus. Bei unserm Dichter fällt mit der Blüte seines Könnens auch seine gröſste Unpopularität zusammen. Wohl hätte jedes Gedicht im Augenblick die Stimmung des ganzen Volkes ausdrücken und von England mitempfunden werden sollen. Doch Wordsworth selbst hatte sich damals mit stolzer Resignation daran gewöhnt, den Wiederhall seiner Werke als ein fernes Echo der Zukunft zu hören. So dachte er kaum daran, sie gleich zu veröffentlichen; sie wurden mit den andern in den verschiedenen Ausgaben dem Publikum übergeben.

Ein Rückblick auf die Zeitfolge der Sonette zeigt eine auffällige Lücke. Aus den Jahren 1804 und 1805 besitzen wir kein Sonett, und doch fällt in diese Zeit der groſse Seesieg von Trafalgar und Nelsons Heldentod. Nelson, heute noch der Abgott der Engländer, der zu einer Art Heldentypus für sie geworden ist, hatte durch seinen Tod in der Schlacht selbst bei seinen Feinden ehrerbietige Trauer und in seinem Vaterlande allgemeinen, tiefen Schmerz erweckt; und doch fand unser Freiheitssänger für diesen Mann kein Wort der Huldigung, kein Wort des Mitleids und keines des Dankes, das seine würdige Stätte in dem Sonettencyklus gefunden hätte. Wordsworth fand dieses Wort nicht, weil er nicht einstimmen

konnte und wollte in die Verherrlichung des Seehelden. Nelson war nicht der Mann, um unserem Dichter, für den die Gröfse des Menschen mit der Gröfse des Charakters zusammenfiel, als Ideal zu gelten. Gerade Charakterschwäche war es gewesen, die diese leuchtende Gestalt zum Mitschuldigen eines grofsen Verbrechens gemacht hatte, als er in blinder Leidenschaft für Lady Hamilton das Blutbad in Neapel zuliefs. Für Wordsworth war dieser Flecken so grofs, dafs er ihm den Ruhm des Mannes ganz verdunkelte. Zu diesem Mangel an persönlicher Sympathie trat noch ein andres Moment. Wordsworth war kein Heldenverehrer. Die Person trat ihm immer hinter der Sache zurück. Die That ist es, die zu preisen ist, die Person ist ihm nur das Werkzeug des Volksgeistes, der sie an diese Stelle gehoben hat, um durch sie seine Werke zu vollführen.

Wordsworth hat diese merkwürdige demokratische Gesinnung öfters ausgesprochen, niemals klarer und ausdrücklicher als in einem Briefe an Sir George Beaumont, der selber ein unbedingter Bewunderer Nelsons war. „Ich sympathisiere mit Ihrer Bewunderung für den Mann", schreibt er, „und trauere um seinen Verlust; doch betrachten wir die Sache kühl, so ist wenig zu bedauern... Wenige sind unter Umständen gestorben, die ihren Tod so sehr zum Segen für ihr Land gemacht haben. Man kann schwer sehen, was sein Leben Gleiches hätte leisten können. Der Verlust eines Menschen wie Lord Nelson ist in der That grofs und echt; doch sicherlich nicht um des Grundes willen, aus dem die meisten Menschen klagen: aus einer Besorgnis, dafs es keinen zweiten Mann wie ihn im Lande gebe. Die alte Ballade lehrt uns, wie wir hierbei denken müssen:

Ich weifs, ich hab' in meinem Reich
Fünfhundert so wie er.

Doch das ist das Schlimme, dafs nirgends ein Verdienst so abhängig ist von dem, was man — um einen ernsteren Ausdruck zu vermeiden, Glück nennen mag, als im Militär- und Seedienst; und von fünfhundert ist nur einer, der eine Stellung erreicht hat, wo er sich zeigen kann, so dafs das Land wissen mag, wem es vertrauen darf. Lord Nelson hatte diesen Platz erreicht; und darum und nicht um andrer Gründe willen, glaube ich, sollten wir klagen, dafs er von uns genommen ist."

Welch merkwürdiger Gegensatz, als Carlyle, auch ein Führer Englands auf den Bahnen des 19. Jahrhunderts, ein Menschenalter später seine Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung mit dem Satze einleitete: „Die Weltgeschichte, wie ich sie verstehe, die Geschichte dessen, was der Mensch auf dieser Erde vollbracht hat, ist im Grunde die Geschichte der grofsen Männer, die hier gewirkt haben." Trotzdem ist mit einem Gedichte von Wordsworth Nelsons Name verknüpft worden. In dem „Charakter des glücklichen Krieges"[1] hat Wordsworth den idealen Helden gezeichnet, den ein sicherer innerer Takt zum Rechten leitet, der in allen Lagen des Lebens, in gleichmäfsigen Alltagszeiten wie in der Hitze des Kampfes mit Ruhe und Festigkeit die Pflicht thut, und der, obwohl begabt Sturm und Aufruhr sicher zu beherrschen, doch eine Seele besitzt:

„— — — — Die heifs begehrt
Das sanfte Glück im Haus am stillen Herd."

Es ist das Bild des idealen Menschen überhaupt, das der Dichter hier entwirft. Auf dem dunkeln Hintergrund des

1) Nr. XXXIV.

Krieges entfaltet sich um so strahlender die stolze Römertugend und die Vaterlandsliebe gleichwie die weibliche Empfänglichkeit und die Anmut seiner Seele. Den Zeitgenossen galt dies Gedicht für den Ausdruck der Verehrung des Dichters für den Liebling des Volkes, für Nelson. Doch selbst der Greis Wordsworth hat noch das Seinige dazu gethan, um der Nachwelt diesen Glauben nicht zu lassen. Die Fenwick-Note sagt ausdrücklich, dafs er sich nicht habe entschliefsen können, Nelsons Namen, wie er wohl gewünscht hätte, mit dem Gedichte in Verbindung zu bringen, oder auch nur mit Befriedigung an ihn zu denken hinsichtlich dessen, was ein Krieger sein sollte. Weit mehr schwebten ihm Züge eines anderen Charakters vor Augen, eines Mannes, der kurz vor Nelson bei einem Schiffbruch seinen Tod in den Fluten gefunden hatte, seines Bruders John.

Wordsworth lebte damals in leidenschaftlicher Trauer um diesen Bruder, der nach Dorothy von den Geschwistern seinem Herzen am nächsten stand. Es ist mehr als die idealisierende Liebe und der Schmerz um den Toten, der hier den einfachen Kapitän eines Kauffarteischiffes mit der Gröfse des Seehelden nicht nur in Verbindung bringt, sondern ihn derselben vorzieht; es ist der Ausdruck jenes demokratischen Zuges, der dem Manne, der ungesehen in seinem kleinen Kreise bis zum Letzten unentwegt seine Pflicht thut, die gleiche Palme reicht wie dem, der berufen ist, die Völkergeschicke zu lenken.

John war nach des Vaters Tode den Geschwistern fast ganz fremd aufgewachsen. Er war sehr jung zur See gekommen. Von Natur still und zurückhaltend hatte er sich auf den langen Seefahrten immer mehr daran gewöhnt, nach Innen zu leben. Als ein echter Words-

worth besafs er die Fähigkeit zu einem innigen persönlichen Verkehr mit der Natur. Seine Kameraden nannten ihn den Philosophen, der in den Sternen seine liebsten Gefährten sah. Dies bewahrte ihn vor der Roheit des Seelebens; und Wordsworth rühmt ausdrücklich, dafs er ihn nie habe ein rohes Wort aussprechen hören. So war er ganz der geeignete Mensch, um von William und Dorothy mit herzlicher Liebe willkommen geheifsen zu werden, als er zum erstenmale zu einem längeren Aufenthalt die Geschwister gleich nach ihrer ersten Niederlassung in Dove-Cottage besuchte. Der stille Poet, wie Wordsworth ihn nannte, fühlte sich sofort heimisch in diesem Dichterhause. Seine gleichgeartete Natur erfafste des Bruders Dichtung mit tiefem Verständnis und taktvollem Urteil. Er schlofs sich mit warmer Freundschaft an Coleridge und Mary Hutchinson, mit der er in Grasmere zusammen war, und wurde von Dorothy mit der gleichen stolzen, innigen und sorgenden Liebe umfafst wie William. So wurde der Wunsch, dafs auch John hier seine Heimat finden möchte, in allen Beteiligten zugleich rege. Doch für die Geschwister war damals, wo der alte Lord Lonsdale noch lebte, eine Zeit tiefster Ebbe in der Kasse; und John war zu sehr von der Gröfse des Lebenswerkes seines Bruders durchdrungen, war eine zu selbstlose Natur, um nicht die Verpflichtung zu fühlen, erst für das äufsere Behagen der Geschwister zu sorgen, ehe er daran denken wollte, mit ihnen ihr stilles Glück zu teilen.

Er verliefs Grasmere nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Jahre 1800, um, wie er hoffte, auf einer oder zwei Reisen die nötigen Mittel für sich und die Geschwister zu erwerben. Er sollte das liebliche Thal nicht

wieder begrüfsen; die Geschwister sah er noch einmal flüchtig in London im Jahre 1802. Er hatte den Gewinn doch nicht so schnell gefunden, wie er gehofft hatte. Seine letzte Reise machte er 1805 als Kapitän eines Schiffes der ostindischen Gesellschaft. Kurz vor der Landung, vom Ufer aus schon sichtbar, strandete es. Der Kapitän und fast die ganze Mannschaft kamen in den Fluten um. Ein überlebender Offizier schilderte ihn, wie er bis zuletzt mit unerschütterter Ruhe auf seinem Platze ausgehalten und der Mannschaft Mut und Ausdauer zugesprochen habe. Der Gedanke, dafs er so ehrenvoll und mannhaft untergegangen, besänftigte etwas den tiefen Kummer der Geschwister und Freunde. Es war der erste grofse persönliche Schmerz, der unsern Dichter getroffen hatte. Er erzählt, wie er versucht habe, seinem Gefühl, um das Übermafs des Schmerzes zu erleichtern, in einem Gedichte, das den Tugenden des Bruders gerecht werden sollte, Ausdruck zu geben. Allein der Sturm der Empfindung habe ihn die Verse immer wieder vergessen lassen, so dafs er die Arbeit auf ruhigere Zeit verschieben mufste.

In den elegischen Stanzen auf den Tod des Bruders[1] ist der Schmerz schon abgeklärt. Sie sind an der Stelle des letzten Lebewohls von dem Scheidenden gedacht und zeigen klarer als manches andere Gedicht die eigentümliche Denkungs- und Dichtungsart von Wordsworth. Die einsame Felsenlandschaft, der stolze Adlerflug, der schmerzliche Abschied, der Schiffbruch — alles zieht in grofsen, dramatisch bewegten Bildern an dem Leser vorüber, und doch nur um zu zeigen, wie dieser männlichste

1) Nr. XXXIII.

aller Dichter, wie man Wordsworth genannt hat, Trost und Erhebung allein einer kleinen zarten Pflanze verdankt, deren geschlossene Blumenaugen die Hoffnung des einstigen Blühens enthalten. Die Wordsworth-Gesellschaft hat nach des Dichters Wunsche und seinem Wort zu Ehren an der Abschiedsstelle der Brüder eine Gedenktafel in den Stein eingelassen, die als Inschrift seine Verse trägt:

Hier hielten wir und sahn uns an
Ein jeder in sich selbst versenkt,
Wo man der Abschiedsstunde denkt,
Das Wort nicht finden kann.
— — — — — — —
Freund, Bruder, wenn die Macht mir war
Zu deinem Preis das Lied zu weihn,
So steh' als Denkmal hier ein Stein,
Geheiligt, ein Altar!

Kapitel VI.

Wanderungen und Wandlungen. 1803—1813.

Die Stürme der grofsen Welt, in die er bewegten Blickes hineinschaute, berührten das eigene Leben des Dichters nicht. Die Natur bot ihm unversiegbar immer neue Nahrung, und die gleichdenkenden und gleichstrebenden Genossen fand er im eigenen Hause, das er gastfrei den wenigen Freunden öffnete, die mehr bei ihm suchten als Plaudereien über das Alltagsleben. „Einfach leben und hoch denken" war der Wahlspruch dieses Haushaltes. Wordsworth läfst uns in seinem Sonetten-Cyklus: „Persönliche Plaudereien"[1] (1806) einen Blick gleichsam in das Allerheiligste seines Lebens thun. Er weifs von dem Kreise, der sich um den trauten Feuerschein seines Kamins versammelt, alles seichte Schwatzen über Personen fernzuhalten:

„Denn besser als solch Plaudern mufs Verstummen,
Mufs mir ein langes, dürres Schweigen sein."

Er findet die Welt der Gestalten und Wesen, mit denen er am liebsten verkehrt, in Wald und Feld, in seinen Träumen und seinen Büchern, und stolz rühmt er den Gewinn, der ihm hieraus erblüht:

---

1) Nr. LXXII—LXXV.

„Denn darum leb' ich fern von bösen Zungen,
Und nie ist Groll und Hafs zu mir gedrungen,
Boshafte Wahrheit, Lüge, feiler Sinn;
Und sanft und fröhlich fliefst die Zeit mir hin."

Carlyle nennt einmal Burns Gedichte eine Predigt über die Pflicht, zu Hause zu bleiben. Will er damit sagen, dafs diesen Gedichten in immer neuer, reicher Abwechslung der eine Text zu Grunde liegt, die Schönheit der engen Heimat, so ist auch Wordsworth ein solcher Prediger gewesen, der wie wenige seinen Text verstanden, durchdrungen und interpretiert hat. Trotzdem hat er ausgesprochen: Ebenso gewifs, wie jeder, der Southey persönlich oder seinen Schriften nach kenne, auch wisse, dafs seine Hauptleidenschaft Bücher wären, so gewifs sei die seine: Wandern und Reisen. Glücklicherweise sei der Mangel an Mitteln ein gutes Gegengewicht gegen seine weitgehenden Wünsche gewesen. Er hat diesem Drange — seiner einzigen, kostspieligen Passion — auch sein ganzes Leben hindurch, so weit es irgend möglich war, nachgegeben. Er hat als junger Student sein Ränzel geschnürt und mit den bescheidensten Mitteln eine Fufstour durch die Schweiz gemacht, als einer der ersten seiner Landsleute auf diesem Wege, während es heute zur Ausbildung jedes jungen englischen Studenten gehört, eine Tour durch den Kontinent gemacht zu haben. Er hatte Frankreich und Deutschland gesehen und hatte England selbst nach allen Richtungen in gröfseren und kleineren Wanderungen durchstreift.

Jetzt lockte ihn mächtig das nachbarliche Schottland, auf dessen ferne Gebirgsmauer er von den eigenen, heimischen Bergen schaute. Es war im Sommer 1803, gleich nach der Geburt seines ersten Sohnes, als Words-

worth, von Dorothy und Coleridge begleitet, sich nach Schottland aufmachte, das Haus unter der Obhut von Frau Mary zurücklassend. Der Wagen, auf dem die drei Freunde in die Welt fuhren, war elend; doch achteten sie es nicht; sie fuhren ja dem vielbesungenen Hochlande entgegen, nach dessen Wundern sie schon so lange mit Sehnsucht ausgeschaut hatten. Der Dichter Samuel Rogers entwirft in seinen „Tischgesprächen“ ein wahres Genrebild von der Begegnung mit den drei Freunden: „Auf unserem Ausflug trafen wir Wordsworth, seine Schwester und Coleridge, die zu gleicher Zeit mit uns eine Tour machten, in einem Wagen, der mehr einem Karren glich. Wordsworth und Coleridge waren ausschliefslich damit beschäftigt, über Poesie zu sprechen. Die ganze Sorge für Unterkunft und Erfrischung, für Fütterung und Stallung des armen Pferdes lag auf Miss Wordsworth. Sie war eine prächtige Person, so voll Talent, so einfach und so bescheiden. Wenn ich nicht irre, erwies sich Coleridge auf die Dauer als ein so ungeeigneter Reisegefährte, dafs die Geschwister sich von ihm trennen mufsten.“

In der That befand sich Coleridge damals in tiefer geistiger und körperlicher Depression, und war, wie Wordsworth sich ausdrückte, etwas verliebt in diesen Zustand, so dafs er selbst bald einsah, wie schlecht er für die fröhliche Wanderstimmung der andern pafste. Er trennte sich von ihnen und hoffte, durch Gewaltmärsche seine Natur zu zwingen. Es gelang ihm wohl für den Augenblick, doch die üblen Folgen für seinen Organismus machten sich später doppelt fühlbar. Die Geschwister aber zogen weiter, um mit hellem Auge die Schönheit im grofsen und kleinen zusammen zu geniefsen und jeder

für sich innerlich zu verarbeiten. Dorothy führte wieder ein Tagebuch, das in seiner Art ein kleines Meisterwerk wurde. Rogers bedauert in jenem selben Gespräch, dafs Wordsworth nur Auszüge daraus veröffentlicht habe.[1] Hier fand ihre Fähigkeit der treuen und doch dichterischen Beobachtung reiche Nahrung. Mit gleicher Anschaulichkeit schildert sie die Wirkung des Sonnenlichtes auf den Höhen der Berge wie die erhabene, grofsartige Einsamkeit eines wilden, engen Hochthales. Und an Goethesche Feinheit und Anmut erinnert das Bild, das sie von einem Festzug der Hochländer entwirft:

„Wir gingen zum Seeufer und sahen drüben auf der andern Küste einen Schwarm Menschen, die in der Entfernung mehr Soldaten ähnlich sahen, die einen Wagen umstanden, als einer Gruppe von Männern und Frauen. Grün und Rot waren die hervorstechendsten Farben. Wir eilten zu unsern Plätzen, sobald wir sahen, dafs die Gesellschaft sich in Bewegung setzte, hatten aber länger zu warten, als wir vermuteten, da der See breiter war, als er schien. Als sie näher kamen, unterschieden wir Männer mit gewürfelten Plaids, Frauen mit scharlachroten Kleidern und wohl ein halb Dutzend Regenschirme. Die Landung war der reizendste Anblick, den ich je sah. Die Bucht noch vor zwei Tagen so ruhig und still, war ganz in Bewegung von kleinen Wellen, während der hochgeschwollene Wasserfall in unsern Ohren brauste. Das Boot kam stattlich daher, durch seine starke Befrachtung fast bis

1) Es ist seitdem, allerdings erst in den siebziger Jahren, von Principal Sharpe, einem Schotten, mit sehr guter Einleitung und Noten versehen herausgegeben worden.

zum Rande ins Wasser herabgedrückt. Fast zwanzig Personen stiegen nacheinander aus. Es regnete nicht sehr, doch die Frauen hielten ihre roten Schirme auf. Sie waren in alle Farben des Regenbogens gekleidet. Die bunten Plaids der Männer, ihre Scharlachtücher und die schottischen Mützen machten ein gar munteres Bild. Es war ein fröhlicher Lärm um das Boot; und er schien mir mit einzustimmen in den Tumult des Wasserfalles und die Ruhelosigkeit der grauen Wogen. Die Burschen lachten und schrieen, die Mädchen kicherten und die älteren Leute waren eilig, davon zu kommen. Ich erinnere mich, mit welcher Hast unsre Wirtin nach ihrem Kinde suchte; doch als sie uns sah, wie besorgt sie sich erkundigte, wie es uns gehe, ob wir gutes Feuer hätten, ob man uns ordentlich bediene u. s. w. — und das alles in drei Minuten; denn der Bootsmann, der eine neue Gesellschaft herüberbringen sollte, scheuchte uns fort. Die Gastfreundschaft, die wir erfuhren, machte den günstigsten Eindruck auf uns beim ersten Eintritt in das Hochland; und die unschuldige Fröhlichkeit der Mädchen, ihre Freundlichkeit für uns, das schöne Gesicht und die Gestalt der älteren kommen mir ins Gedächtnis, wenn immer ich an das Fährhaus und den Wasserfall von Loch Lommond denke, und nie erinnere ich mich der beiden Mädchen, dafs ich nicht das ganze Bild des romantischen Fleckchens vor mir habe, das mir lebendig bis zu meinem Tode bleiben wird."

Auch der Bruder hat diesen momentanen, aber doch tiefen Eindruck festgehalten. Ihm entstanden aus der Erinnerung die Verse an das Hochlandmädchen.[1] Das Ge-

1) Nr. XXIV.

dicht schliefst sich eng an das letzte der Lucylieder an: „Sie wuchs heran in Sonn' und Regen". In beiden tritt das Elementare in diesen jungfräulichen Gestalten mit eignem Reize hervor. Sie gehören in die Natur, gleichsam wie ein schöner Zug in ihrem Antlitz; sie sind ihre eigenste Schöpfung. Den Versen an das Hochlandmädchen mangelt die Knappheit der Form und die starke persönliche Empfindung, die allen Lucyliedern ihren besonders lyrischen Charakter wahrt; doch hebt der stolze Hintergrund der schottischen Berge seine Gestalt plastischer hervor. Es ist eine der Lieblingsgestalten des Dichters; selbst die ersten Zeilen des Gedichtes an seine Frau, wie er uns naiv erzählt, sind ursprünglich an das Mädchen gerichtet. Es kehrt in seinem fern in Italien entstandenen Gedicht „die drei Landmädchen" wieder; und mit besonderem Stolz berichtet er uns, dafs die Art von Prophezeiung am Schlusse des Gedichtes in Erfüllung gegangen sei:

„Denn deucht mir, bin ich alt und grau,
Gleich schön wie jetzt vor mir erschau'
Das kleine Hüttchen ich am Wall,
Den See, die Bucht, den Wasserfall
Und dich den Geist von diesem all."

Wordsworth brachte eine reiche Ausbeute von halbfertigen und schon vollendeten Gedichten von dieser Reise zurück. Zu den schönsten gehört die „einsame Schnitterin".[1] Der kühne Flug der Phantasie, der das tiefe Hochthal, Arabiens Wüstensand und die Meeresstille der fernen Hebriden zu einem grofsen Stimmungsbilde zusammenfafste, um in aller dieser Einsamkeit die schwermütige Weise der Schnitterin nur um so voller und süfser

1) Nr. XXV.

ertönen zu lassen, steht in seltsamem Gegensatz zu den Grundsätzen des Dichters und mehr noch des Theoretikers der lyrischen Balladen.

Aufser dieser poetischen Ausbeute brachte die schottische Reise Wordsworth noch einen anderen Gewinn: die Freundschaft mit Walter Scott. Der „Zaubrer des Nordens“ stand damals noch nicht auf der Höhe seines Weltruhms; er hatte noch nicht seine ganze Kraft dem Romane und der Novelle zugewandt; doch in seiner Heimat war er schon einer der populärsten Männer. Sein Name diente, wie Wordsworth sagt, als eine Art „Sesam öffne dich“. Überall, wo sie ihn nannten, leuchtete es in den Gesichtern auf, und mit einem „O das ist ein kluger, guter Herr“ hiefs man sie als seine Freunde willkommen. Scotts grofse Liebenswürdigkeit und Offenheit, eine unübertreffliche, frische Unterhaltungsgabe, die immer gestaltende Phantasie, die ihn zum anmutigsten Märchenerzähler machte, gewannen ihm alle Herzen; und auch Wordsworth hat diese persönliche Freundschaft bis zu Scotts Tode hochgehalten.

Vorübergehend hat Scott sogar als Dichter auf Wordsworth Einflufs gewonnen; doch konnte dieser nicht tief gehen. Wordsworth war hierzu seiner ganzen Anlage nach zu wenig Romantiker. Schon die Stoffe dieser Schule lagen seiner Dichtung bis auf geringe Ausnahmen fern; die Behandlungsweise vollends, die glänzenden prächtigen Bilder, die studierten tragischen und spannenden Situationen, die Scotts Popularität so sehr erhöhten, waren ihm sogar zuwider; und er pflegte später aus einem wohl erklärlichen Rückschlufs von der eigenen Erfahrung auf Scotts Popularität etwas herabzusehen. Der irische Dichter Aubrey de Vere erzählt uns,

wie er besonders seine Art der Naturschilderung derjenigen Scotts entgegengesetzt habe: „„Er gab sich viel Mühe“, sagte Wordsworth von Scott, „er ging mit Bleistift und Notizbuch aus und schrieb nieder, was ihm ganz besonders auffiel: ein Bach, der über den Sand rann, eine Ruine, die sich an den Fels über ihr lehnte, ein Vorgebirge, eine Bergesche, die ihre roten Beeren im Winde schaukelte. Dann ging er nach Hause und verwob alles in eine poetische Beschreibung.“ Nach einer Pause begann Wordsworth aufs neue mit leuchtendem Auge und bewegter Stimme: „Aber die Natur erlaubt nicht, dafs man ein Inventar ihrer Reize aufnimmt. Er hätte Stift und Notizbuch zu Hause lassen sollen, hätte sein Auge während des Wanderns mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit auf alles, was ihn umgab, richten sollen und alles in einem Herzen, fähig zu genieſsen und zu verstehen, bewahren sollen. Dann nach einigen Tagen hätte er sein Gedächtnis nach dem Geschehenen befragen mögen. Er würde dann entdeckt haben, dafs wohl viel, was er bewundert hatte, ihm geblieben, anderes aber sehr weise entschwunden war. Das, was ihm blieb, das in seinem Geiste lebendige Bild, würde ihm die ideale, wesentliche Wahrheit der Landschaft geboten haben. Es hätte sich alles abgelöst, was wohl auffallend, aber nicht charakteristisch war. In jeder Landschaft sind viele der glänzendsten Einzelheiten nur zufällig. Ein für die Natur treues und geübtes Auge bemerkt sie nicht oder weilt wenigstens nicht darauf.““

Eine herzliche wiederholte Einladung von Wordsworth an Scott, den er nun, nachdem er selbst die Grenze einmal überschritten, als Nachbarn ansah, wurde von diesem und seiner Frau im Jahre 1805 angenommen.

Humphrey Davy, der gleichzeitig in Grasmere war, bestieg damals mit Wordsworth und Scott gemeinsam den Helwellyn, alle drei Männer im Vollbewufstsein ihrer eigenartigen Kraft und in der glücklichsten Stimmung. Lange Jahre später traten diese schönen Stunden Wordsworth fern im Süden vor die Seele. In seinen „Träumereien bei Aquapendente“ gedenkt er ihrer:

„— — — — Auf Alt-Helwellyns Stirn
Da standen wir in Tagen unsrer Kraft,
Voll stolzer Lust, als wäre frei die Erde
Von Sorgen, gleich dem Himmel über uns.“

Wordsworth war dringend mit der Einladung gewesen; er wollte Scott noch gerne in Grasmere begrüfsen und fürchtete, dafs ein Umzug um Coleridges willen nötig sein würde. Coleridge ging bald darauf nach dem Süden, um dort seine Gesundheit zu kräftigen; doch auch für Wordsworth selbst erwies sich Dove-Cottage für die Dauer der Zeit ungeeignet. Zu dem kleinen Sprösling von 1803, dem Sohne John, war schon im nächsten Jahre ein Töchterchen erschienen, Dorothy nach der Tante getauft und um sie von dieser zu unterscheiden, Dora genannt. Die Aussicht auf einen weiteren Zuwachs im Sommer 1806 veranlafste Wordsworth endlich, sich ernstlich nach einem neuen Wohnort umzusehen. Es schien unmöglich, in den engen, niedrigen Räumen noch einen Winter mit einem dritten Kinde zuzubringen. Der Sommer liefs sich noch ertragen. Sie hatten sich im Garten eine moosbedeckte Hütte gezimmert, in der sie bei schönem Wetter fast den ganzen Tag lebten. Im Winter aber hatten sie eigentlich nur einen einzigen Raum, der Wohn-, Kinder- und Studierzimmer zu gleicher Zeit war. Doch da war guter Rat teuer. In der

Nachbarschaft wollte man bleiben, und ein neues passendes und billiges Haus wollte sich fürs erste nicht finden lassen. Da half der Familie Sir George Beaumonts Freundschaft zu einem angenehmen und bequemen Winterquartier. Er bot ihnen seine Farm in Coleorton, seiner Besitzung in Leicestershire, an. Er bewohnte sie selbst während des Neubaus des Herrenhauses; doch war sie jetzt frei, da er den Winter mit Lady Beaumont in London zubrachte. Wordsworth nahm die Einladung mit Freuden an und siedelte im Oktober 1806 mit der ganzen Familie nach Coleorton über.

Die Freundschaft mit Sir George Beaumont, die Wordsworth wiederholt zu den Segnungen seines Lebens rechnet, datiert drei Jahre zurück. Sir George war mit Coleridge schon etwas früher bekannt geworden, und war damals schon ein grofser Bewunderer von Wordsworths Gedichten. Die Schilderung des geistigen Frühlings, den die beiden Dichter in Alfoxden und Nether-Stowey nachbarlich mit einander erlebt hatten, und der so köstliche Blüten hervorgebracht hatte, erregten Sir Georges künstlerisches Wohlgefallen in so hohem Mafse, dafs er beschlofs, das Seinige zu thun, um eine Erneuerung jener reichen Zeit zu ermöglichen. Er kaufte ein kleines, anmutig gelegenes Grundstück, Applethwaite, ganz in der Nähe von Greta-Hall, und schenkte es Wordsworth in der Hoffnung, dafs dieser dort ein Haus nach seinem Geschmack bauen werde, dafs sich dann auch Coleridges wachsende Unruhe in dem täglichen Verkehr mit dem erprobten Freunde besänftigen und in wechselseitiger Befruchtung eine neue Reihe von lyrischen Balladen entstehen werde. Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Wordsworth sah ein, dafs auch ihm die Macht versagt

sei, Coleridges Unstetheit zu bannen. Die Gründe, die die reiche Quelle dieses Geistes zum Stocken brachten, lagen zu tief. Wordsworth selbst betonte eifrig die Notwendigkeit, dafs Coleridge wenigstens eine Zeit lang aus seiner Umgebung ganz herauskomme. Zudem fühlte er, dafs sein Haushalt für ein zu nahes nachbarliches Leben mit demjenigen Coleridges nicht passen werde. Das kleine Besitztum ist noch heute seiner Familie geblieben; der Dichter hatte es seiner Tochter Dora noch in der Wiege geschenkt.

Hatte Beaumonts Geschenk auch nicht den gewünschten Erfolg, so begründete es doch die Freundschaft der beiden Männer, mit der Beaumont sich selber geehrt hat, und die für Wordsworth eine unschätzbare Fülle neuer Anregung brachte. Sie reichte ohne die geringste Trübung bis zu Sir Georges Tode i. J. 1822. Wordsworth hatte mit dem Danke für jenes grofsmütige Geschenk ungebührlich lange gezögert; doch Beaumont hatte zuviel mit Künstlern aller Art zu thun, um sich im geringsten verletzt zu fühlen, um nicht die Entschuldigung des Dichters, dafs Schreiben für ihn eine schmerzliche Erregung mit sich bringe, gelten zu lassen; dafür entschädigte ihn bald darauf ein poetischer Dank in doppelter Weise. Beaumont wurde für Wordsworth eine Art Vermittler mit der Schwesterkunst, der Malerei, für die der Dichter ein scharfes Auge und tiefes Verständnis zeigte, das selbst den Malern imponierte. Sir George war selber Landschaftsmaler, er hat es hierin allerdings trotz poetischer Empfindung und künstlerischer Begeisterung zu einer hervorragenden Leistung nicht gebracht. Sein Ausspruch: eine echte Landschaft mufs braun sein wie eine echte Geige, stellte ein sehr fragwürdiges Prinzip

auf; und der wie Wouvermanns Schimmel nie fehlende, braune Baum hat seinen Bildern fast etwas Lächerliches gegeben.

Um so mehr leistete er für seine Zeit als Kenner, Sammler und Mäcen. Seine Gemäldesammlung zeigt überragenden Geschmack und ausgebreitete Kenntnisse; ein unschätzbares Verdienst hat er sich um England durch die Gründung der Nationalgalerie erworben. Seinen unausgesetzten Bemühungen gelang es, den Staat zum Ankauf der Angersteinschen Sammlung zu bewegen, die den Grundstock der heutigen Galerie bildet. Er beförderte den Entschluſs nicht wenig durch die Andeutung, daſs er seine eigne Sammlung einst der Galerie vermachen werde, und mehr noch dadurch, daſs er gleich bei der Gründung sechzehn vortreffliche Bilder abtrat, worunter einige Claudes, Rembrandts, Wilkies blinder Geiger, und Rubens herrliche Landschaft, das Schloſs Stein, noch heute ihren Rang in der bewunderungswürdigen Galerie behaupten.

Sir George Beaumont stammte aus einem Normannengeschlecht, das einst mit dem Eroberer über den Kanal gekommen war; einen besonderen Glanz verlieh dem Hause, das sich immer durch Begabung und Geist ausgezeichnet hat, der Dramatiker Francis Beaumont, der Freund und Dichtergenosse Fletchers. Sir Georges Persönlichkeit zeigte eine selten glückliche Vereinigung von Künstler und Edelmann. Auf seinem Herrensitze in Coleorton oder in seinem Londoner Stadthause trafen sich die bedeutenden Geister der Zeit: Haydon, Wilkie, Laurence, der alte Sir Josuah Reynolds, ebenso wie Coleridge, Scott, Southey, Byron, der hier freilich mehr Stoff für Satire als für Freundschaft suchte und fand. Die feine, einnehmende Gestalt des Wirtes, sein

geistvolles, im besten Sinne vornehmes Wesen, das ihn trotzdem nicht verhinderte, den Künstlern ein lustiger, amüsanter Gefährte zu sein, ihm zur Seite, als geistig ebenbürtige Genossin, eine noch bis ins hohe Alter schöne Frau, machten das Haus ganz besonders anziehend. Southey nennt ihn den glücklichsten Mann, den er je gesehen habe: er vereinige alle Vorzüge einer hohen Geburt, ohne doch den Thorheiten zu unterliegen, die Mangel an Beschäftigung und Reichtum hervorbringen. Er war es, der zuerst die künstlerische Bedeutung von Malern wie Wilkie uud Landseer und eines Bildhauers wie Gibson entdeckte und ihr Talent durch Aufträge unterstützte. Wilkie malte den blinden Geiger und Landseer die fechtenden Hunde für ihn, beides Meisterwerke der Künstler. Sein feiner Takt und seine Herzensgüte machten es ihm möglich, die gefährliche Klippe des Verkehrs eines Mäcens mit dem eigensinnigen Künstlervölkchen trotz gelegentlicher Anstöfse zu umschiffen, und denen, die er beschäftigte, nicht nur ein Gönner, sondern wirklich ein Freund zu sein.

Mit Wordsworth verband ihn noch eine andre Art von Interessen: die Liebe zur Landschaftsgärtnerei. Dieser bemerkte gelegentlich selber über sich, dafs es drei Berufsarten gebe, wofür die Natur ihn mit besonderer Begabung ausgestattet habe: Den Beruf als Dichter, als Landschaftsgärtner und als Kritiker von Gemälden. Wordsworth nennt die Landschaftsgärtnerei eine freie Kunst wie Poesie und Malerei. Der Maler und der Dichter trafen hier zusammen, um „im Geiste der Natur mit der unsichtbaren Hand der Kunst zu arbeiten“ — ein Ausspruch von Wordsworth, der wahrhaft klassisch den Geist der englischen Landschaftsgärtnerei, wie sie seit der Mitte des

achtzehnten Jahrhunderts auf der Insel erstrebt wurde, veranschaulicht: „The art of laying out grounds", wie der englische terminus technicus lautet, umfafst nicht nur die Anlage von Gärten und Parks, sondern die Errichtung eines ganzen Herrensitzes mit dem Schlofs, seiner Umgebung, den Farmen, und den verschiedenen Wohnstätten der Untergebenen. „Die Maler und Dichter", führt Wordsworth aus, werden als die Väter der englischen Gartenkunst betrachtet; man war damals in England gerade auf dem Wege, die mannnigfachen Spielereien, womit man die Natur zu überbieten und dem Beschauer bestimmte Empfindungen aufzudrängen trachtete, die Anlage von Quellen und Bächlein, Seeen mit Inselchen, Tempeln und Ruinen in ihrer Kleinlichkeit einzusehen, nachdem noch der einflufsreichste Ästhetiker des Inselreiches, Home, gerade dieses Beiwerk in ein System gebracht hatte. Wordsworth hat nicht wenig zu dieser Reinigung des Geschmacks beigetragen.

Ein eingehender, langer Briefwechsel entspann sich zwischen den beiden Freunden über die Neuanlage des Herrensitzes von Coleorton. Als obersten Grundsatz stellte Wordsworth die Forderung auf, dafs das Haus ein Teil der Landschaft sein müsse und nicht die Landschaft ein Anhängsel an das Haus. Er hatte es leider vor Augen, wie sein schönes, stilles Grasmere-Thal unter der Erbauung von unmotivierten Landhäusern litt. Mit welchem Grimm und fast komischem Entsetzen schaute er dieser Entwicklung zu: „Weh über mein armes Grasmere für jetzt und immer! Ein elendes Geschöpf, elend von Name und Art, Namens Crump, von seinem noch elenderen Weibe angestachelt — nebenbei soll der Mann, obgleich er ein Liverpooler Anwalt ist, ein ganz guter Kerl sein,

doch das Weib ist ehrgeizig wie Semiramis —, dieser Elende hat neulich wirklich begonnen, seine lang gefürchtete Drohung auszuführen, und wenn Sie das nächste Mal das liebliche Paradies von Grasmere betreten, so starrt Ihnen auf dem schönen Grat, der in das Thal hinausspringt, ein Tempel der Abscheulichkeit entgegen, in dem Mr. und Mrs. Crump eingesargt werden sollten. Ernsthaft — es bereitet uns grofsen Ärger: das Haus fällt von jedem Teile des Thales in die Augen und zerstört vollkommen den Charakter der Einfachheit und Abgeschiedenheit.“ Auch der Deutsche, der Bonn und Heidelberg kennt, weifs solche Schmerzen zu würdigen. „Wir dürfen nur“, heifst es an andrer Stelle, „der Natur beistehen, den Affekt zu erregen. Keine freie Kunst strebt nur nach der Befriedigung eines Individuums oder einer Klasse; die treuen Diener der Kunst bringen ihre Huldigung der Menschheit dar, wie sie sich in unverkrüppelten und erleuchteten Geistern verkörpert. Gilt dies schon, wenn wir nur Worte und Farben zusammenstellen, wie viel mehr inmitten der Wirklickheit der Dinge, inmitten der Schönheit, der Freude und der Harmonie von lebenden Wesen, von Männern, Kindern, Vögeln, Tieren, von Hügeln, Strömen, Bäumen und Blumen, mit dem Wechsel von Tag und Nacht, Abend und Morgen, Sommer und Winter, und all den nie ermüdenden Kräften und Handlungen, von einem Geiste gesegnet, der sie alle belebt, wie sie so schön und grofs sind in der Form, dem Kleide, das ihnen zum Entzücken unsrer Sinne gegeben ist! Was soll man nun sagen zu Herrenhäusern, die unberechtigt alle menschlichen Wesen aus ihrer Nachbarschaft ausschliefsen, Häusern, welche, wie man von dem Upas-Baum fabelt, Tod und Vereinsamung hauchen? — — — —

Was mich anbetrifft, nähme man mir die Nachbarschaft menschlicher Wesen, so wäre mir das ein Verlust, so grofs, wie mich einer betreffen könnte. Man hat alle Armut der Einsamkeit und nichts von ihrer Erhebung.“

Sir George gab Wordsworth völlig freie Hand, so lange er in Coleorton verweilte, bei der Anlage thätig einzugreifen. Zur gleichen Zeit und nach den gleichen Grundsätzen pflegte damals Goethe diese Lieblingsbeschäftigung der Dichter im Park von Weimar und verwob sie in unnachahmlicher Weise als Hintergrund in seine Wahlverwandschaften. Wordsworth hatte sich kaum mit der ganzen Familie, zu der auch seine Schwägerin Sara Hutchinson gehörte, eingenistet, als er auch mit der Anlage eines Wintergartens begann. Hierbei konnte er alle seine Prinzipien durchführen. Er schrieb darüber an Lady Beaumont „den längsten Brief, den ich je geschrieben habe“, indem er einen idealen Garten schildert, für den nun wohl selbst Coleorton zu klein war. Die Pietät der späteren Besitzer hat den Park noch heute ziemlich in demselben Zustande gelassen, wie ihn der Dichter mit so viel Liebe und Eifer angelegt hat. Die ganze Familie wurde in das Interesse hineingezogen; auch Dorothys Briefe erzählen mit Vorliebe von den Fortschritten. Ein schönes Sonett an Lady Beaumont läfst in die ernste Winterarbeit die ersten Frühlingslaute hineinklingen, und erinnert den Dichter, wie er ein Werk des Alters für das Alter schaffe.[1]

Wie dieses Sonett sind auch eine Reihe von Inschriften ein dichterischer Kommentar dieser Thätigkeit.[2]

---

1) Nr. LXXVI.
2) Nr. XL.

Die Ceder, für die der Dichter in der ersten derselben ein langes Gedeihen hofft, ist leider kürzlich das Opfer eines Sturmes geworden; doch der Stein darunter, wenn auch verwittert, steht noch.

Nach andrer Richtung hat der Aufenthalt in Coleorton einen merkwürdigen Einfluſs auf Wordsworth gehabt. In jener Zeit und gleich darauf entstanden zwei Werke, die einen eignen Abschnitt in seiner Dichtung bilden, da sie den Verfasser für kurze Zeit in das romantische Lager herüberziehen, dem er bisher so fremd und interesselos gegenübergestanden hatte. Das erste, das Fest auf Brougham-Schloſs wurde auf dem Pfad, der von der Farm nach der Halle von Coleorton führte, ersonnen. Das zweite, die weiſse Hirschkuh von Rylstone, entstand kurze Zeit darauf, schon wieder in Grasmere. Zweifellos hat die Umgebung von Coleorton mit ihren vielfachen, romantischen Erinnerungen seinen Geist in diese Bahn gelenkt. Er sah sich umschwebt von den Bildern der kühnen Ritter, die mit dem Eroberer von Frankreichs Küste herübergekommen waren, und von der Gestalt des ritterlichen Dichterjünglings, sah ihn und seinen Bruder in den Höfen und Hallen des alten Klosters Grace-Dieu spielen, das jetzt als malerische Ruine Wordsworth ganz besonders entzückte; und er selber war nun eifrig beschäftigt, den Nachkommen des alten Geschlechtes die Burg der Väter neu errichten zu helfen. Da tauchten denn vor seinem Geiste die Sagen aus den eigenen Heimatbergen auf und gestalteten sich unabweisbar lebendig. Gewifs kam hierzu der Einfluſs von Walter Scott, mit dem er gerade jetzt in regem Briefwechsel stand, und den er bei einem kurzen Ausflug nach London wiedergesehen hatte.

Das Fest von Brougham-Schloſs wird zu Ehren der Wiederkehr des Grafen Heinrich von Clifford gefeiert, der nach mehr als zwanzigjähriger Verbannung, nach dem Siege Heinrichs VII. in seine Rechte wieder eingesetzt wird. Er war der nachgeborene Sohn jenes blutigen Lord Clifford, des Führers der Lancaster-Partei, der in der Schlacht von Taughton den Tod fand und dessen ganzes Haus danach der Wut und Rache der Yorks preisgegeben war. Die Mutter von Lord Heinrich entkam, und ihr Sohn wuchs der Sage nach als Hirtenknabe auf den Gütern seines mütterlichen Groſsvaters Sir Lancelot Threlkell auf, fern von dem blutigen Handwerk des Vaters. Brougham Castle ist jetzt eine Ruine, dicht bei Penrith, von wo aus der Knabe Wordsworth sie oft besucht und in seiner Phantasie zu ihrer einstigen Pracht wieder aufgebaut hatte. Das Gedicht ist eine Ode, dem Sänger in den Mund gelegt, um die Wiederkehr des Grafen zu feiern.[1] Wordsworth hat hier auſserordentlich glücklich durch einen Wechsel des Versmaſses auch einen Wechsel und eine Steigerung der Stimmung bewirkt. Die Verse beginnen einleitend mit dem erzählenden, fünffüſsigen Jambus, um gleich mit dem Liede des Sängers in den vierfüſsigen Jambus überzugehen, der uns mitten in den Trubel und Jubel der Festfreude versetzt. Ein neuer Wechsel zum Trochäus bringt uns die Bilder von Schlacht und Flucht vor Augen, um dann wieder mit dem weicheren Jambus das idyllische Hirtenleben und das Ende des langen Kampfes der beiden Rosen zu schildern. Die Hoffnung des Sängers auf erneuten, kriegerischen Glanz des Hauses läſst sein Lied wieder zum lebhafteren Tempo des Trochäus

1) Nr. XXXIX.

zurückkehren, welches sich bis zum Schluſs immer noch steigert. Erst nachdem der Sänger geendet, tritt in ruhigen, jambischen Strophen der wahre Charakter des „Schäferfürsten“ hervor, des „guten Lord“, der in niederen Hütten gelernt hat, daſs es etwas Höheres giebt als Kampf und Sieg auf dem Schlachtfelde.

Sara Coleridge, des Dichters hochbegabte Tochter, hat dieses Gedicht auſserordentlich fein nachempfunden: „Alles ist vorüber“, schreibt sie über die Wirkung des Schlusses, „Kampf, Zufall und Wechsel des Krieges, Sieg, Triumph, Niederlage und Verwüstung. Ich kenne nichts in lyrischer Dichtkunst, was schöner und ergreifender wäre als dieser letzte Wechsel von dem Schlusse der Ode mit ihrem schnellen Metrum zu den langsamen, elegischen Stanzen, wenn der Dichter von dem Eifer und der kriegerischen Glut, der jubelnden Weise, die er eben erklingen lieſs, zurücktritt in die erhabene Stille der Natur, und an ihrem ruhigen Busen sich zu ergebener und feierlicher Stimmung sammelt. Es ist, als hätte er sich von der Höhe des gestaltenden Geistes in die Tiefen eines gedankenvollen, christlichen Herzens versenkt.“

Die „weiſse Hirschkuh von Rylstone oder das Schicksal der Nortons“ gehört ihrem Stoffe nach demselben Sagenkreise an. Das Gedicht spielt in den ersten Jahren Elisabeths, als der nordenglische Adel sich zu Gunsten Maria Stuarts und des katholischen Glaubens gegen die Königin erhob. Aus einer alten Ballade, die den gleichen Gegenstand behandelt, schöpfte Wordsworth seine erste Anregung. Doch hat unser Dichter hier zwei Sagen miteinander verschmolzen; die eine mit historischem Hintergrunde erzählt von dem Schicksal des greisen Helden Norton, der mit seinen acht Söhnen, treu dem Worte,

das er dem Grafen Percy gegeben hat, zu diesem stöfst und mit ihm Gefahr und Untergang teilt. Der älteste seiner Söhne, der dem Vater abgeraten hat, an dem Zuge teilzunehmen und dafür von diesem und den Brüdern zum Feigling gestempelt worden ist, will doch das Sckicksal seiner Familie teilen, und begleitet den Vater waffenlos. So weit berichtet die Chronik und die alte Ballade.

Unser Dichter hat nun in seinem Gedicht, „das nach einem andern Ziele strebt als von blutigen Abenteuern zu singen", zwei Gestalten verwebt, die in den Vordergrund des Interesses treten: eine einzige, den Niedergang ihres Hauses überlebende Tochter, Emely, und ihr zur Seite als Gefährtin eine weifse Hirschkuh. An die romantische Bolton-Abbey in Yorkshire, am vielgewundenen Wharfe gelegen, knüpft sich eine Sage, wie lange Zeit hindurch eine Hirschkuh während der Messe dort erschienen und mit den letzten Kirchgängern immer wieder verschwunden sei. Wir sehen das Tier bei Beginn des Gedichtes vor der Kirchthür liegen, sind Zeugen der Verwunderung der gläubigen Menge und der vielfachen Vermutungen, die die seltsame Erscheinung erregt. Der Dichter verspricht uns, die wirkliche, die menschliche Geschichte zu erzählen. Er zeigt uns Emely auf der Ritterburg nach dem Geheifs des Vaters ein Banner mit den fünf Wunden Christi sticken —, mit schwerem Herzen; denn sie und ihr ältester Bruder Francis sind bereits der reinen Lehre ergeben. Das Banner wird dem Vater und den acht Brüdern vorangetragen, und trostlos bleiben die beiden Geschwister zurück, Francis nur um von der Schwester Abschied zu nehmen und ihr in feierlichem Prophetentone ihr Schicksal zu verkünden. Es heifst: alle die Ihrigen überleben und schweigend dulden, wenn alles sie

verlassen wird, selbst ihre liebste Gefährtin, die weifse Hirschkuh. Der Bruder scheidet. Waffenlos folgt er dem Vater und empfängt nach der Schlacht den letzten Auftrag des Sterbenden: das Banner auf dem Marienaltar in Bolton-Abbey niederzulegen. Er vermag diese Bitte nicht abzuschlagen und gegen bessre Einsicht, in stetem innerem Konflikt zieht er nach Bolton, wird aber auf dem Wege, nahe am Ziel als Verräter niedergehauen.

Emely sieht ihre letzte Hoffnung dahinsinken und eilt von der Leiche des Bruders hinweg, um sich in der Einsamkeit zu verbergen. Da erscheint ihr ein Trost in der Hirschkuh, der Gefährtin glücklicherer Tage. Hierin hat des Bruders Wort nicht recht behalten; zwar ist das treue Tier im Kampfgewimmel von ihr gescheucht worden, doch nun gesellt es sich aufs neue zu ihr, um sie bis zu ihrem Tode nicht zu verlassen. Das letzte der sieben Bücher des Epos beschäftigt sich ausschliefslich mit dem Verkehr der duldenden Jungfrau und des schweigenden Tieres. Sie sucht die Welt nicht mehr, die ihr alles genommen hat, und findet vollkommenes Genüge an ihrer stillen Freundin. Es ist ein Prozefs der Heiligung, der sie vergeistigt und emporhebt, und auch das Tier an ihrer Seite schliefslich zu einem Symbol der Unschuld, Reinheit und Seelenstille werden läfst.

Coleridge nennt dieses letzte Buch „gewifs ein köstliches Gedicht für sich“, spricht aber in dem leisen Tadel, der in dem „für sich“ liegt, auch die Schwäche des kleinen Epos aus. Die Heldin Emely tritt in den vorhergehenden sechs Büchern nur ganz selten, gar nicht handelnd und nur selten redend auf; und doch drängt das Interesse des ganzen Gedichtes nach ihrer Person, so dafs das Schicksal ihrer Familie nur der dunkle Hinter-

grund scheint, von dem ihre helle Gestalt und die ihrer weifsen Hindin sich leuchtend abheben. Wordsworth selbst hat einem solchen Tadel vorbeugen wollen, wenn er seiner schlichten Darstellung Walter Scotts dramatisch gespannte Handlungen und Verwicklungen entgegenhält. „Alles, was die Hauptpersonen in der weifsen Hirschkuh Äufserliches, Irdisches unternehmen, schlägt fehl, alles moralisch Geistige gelingt. Die Heldin des Gedichtes weifs, dafs sie in den Lauf der Ereignisse nicht einzugreifen hat . . . . . Die Heiligung ihres Gemütes und die Apotheose der Gefährtin ihrer Einsamkeit sind die Ziele, nach denen das Gedicht strebt.“ Sehr glücklich schliefsen Anfang und Ende des Epos zusammen: Das einsame, treue Tier, das immer zu dem Kirchhofsplatz von Bolton, den seine Herrin geliebt hat, zurückkehrt, ein irdisches Wesen und doch mit einer geheimnisvollen Glorie umgeben, ein Symbol der überirdischen Treue, hier wie dort.

Das Gedicht wurde erst 1815 veröffentlicht; Wordsworth widmete es seiner Frau, in Versen, die uns zeigen, wie sehr er hier von Spencer, „diesem Liebling aller Dichter“, beeinflufst worden ist. Die „himmliche Maid“ Una, die ihren Ritter suchend alles Leid ruhig erduldet, und auch als Symbol ihrer Unschuld ein milchweifses Lamm auf allen ihren Irrfahrten mit sich führt, ist unverkennbar das Vorbild für Emely und ihre Hindin gewesen.

Diese Gruppe romantischer Gedichte schliefst sich eng an das Jugenddrama, die Grenzer, an. Sie gehören sämtlich zu dem gleichen Sagen- und Ideeenkreise, und sind auch in einer Art von Zusammenhang gedacht, da der Dichter in jedem von ihnen auf das andre Bezug

nimmt. Der weifsen Hirschkuh hat er ein Citat aus den Grenzern vorangestellt:

„Handlung ist flüchtig, ist ein Schritt, ein Schlag;
Ein Muskelzucken und es ist gethan,
Und in der Mufse, die uns drauf befällt,
Sehn' wir uns wie verraten und verkauft.
Dulden ist dauernd, dunkel und verhüllt,
Trägt das Gepräge der Unendlichkeit;
Doch scheint die Finsternis auch undurchdringlich,
Es öffnet gnadenvoll sich manch ein Pfad,
Auf dem die Seele in Gedankenarbeit,
Sich mühend jetzt, jetzt leicht emporgetragen,
Auf Schwingen des Gebets in Hoffnung eingeht;
Und wenn auch jetzt noch unbefreit von Banden
Der Sterblichkeit, so steigt sie doch empor
Selbst bis zum Urquell göttlich ewigen Friedens."

Wordsworth hat sich in den Grenzern, der Hirschkuh und dem Fest von Brougham Castle auf den drei verschiedenen Gebieten der Dichtkunst bewegt. War seine dramatische Anstrengung verfehlt, so mufs auch bei einer Vergleichung des lyrischen und epischen Gedichtes dem ersteren unbedingt der Vorzug gegeben werden. Um so mehr, als gerade die Form der Ode besonders gelungen ist, während der Fehler des Epos in einer gewissen Unterschätzung der Wirkung, welche Ereignisse und Handlungen üben, gegenüber dem moralischen und Gemütsleben besteht.

Die weifse Hirschkuh von Rylstone scheint die Hauptarbeit des Dichters gewesen zu sein, als er und seine Familie im Frühjahr 1807 nach Dovecottage zurückkehrten. Man wollte es noch einmal versuchen, ehe man sich von dem erinnerungsreichen Heim trennte; auch hatte man noch immer kein passendes Haus gefunden. Doch selbst im Sommer wollte das Häuschen für die ansehnliche

Familie nicht mehr ausreichen. „Ich kann die Energie nur bewundern“, schreibt Dorothy von dem Bruder, „und über den Erfolg staunen, mit dem er in dem einen Zimmer arbeitete, das der ganzen Familie und ihren Besuchern gemeinsam war, und wo die Kinder oft neben ihm spielten.“ Der Grund des Zögerns lag vor allem darin, dafs er sich vom Grasmere-Thal nicht trennen konnte. Schon im Jahre 1805 war ihm und Dorothy ein kleines Gut in der Nähe von Ullswater durch seine Schönheit aufgefallen; sie waren in Unterhandlung mit dem Besitzer getreten, dessen Forderung aber zu hoch befunden wurde. Durch geschäftige Freunde erfuhr Lord Lonsdale von dem Handel und kaufte sofort das ganze Gut für Wordsworth. Allein diesem war ein solches Geschenk nicht recht; wenn er auch die grofsmütige Handlungsweise voll anerkannte, so wollte er doch nur unter der Bedingung darauf eingehen, dafs Lord Lonsdale allein die fehlenden 20 £ zuschösse. Er äufsert sich an Beaumont darüber: „Es ist meine Meinung, dafs ein Schriftsteller, ja jeder, der sich in einer Stellung vor der Öffentlichkeit befindet, streng mäfsig sein sollte. Wenn ich nun mäfsig mit meinem eignen Gelde sein soll, wie viel mehr nicht mit dem eines andern, und ganz besonders eines so grofsmütigen und freigebigen anderen.

Place-Fell, so hiefs das neu erworbene Gut, war nun wohl oder übel sein Eigentum; und doch nahm Wordsworth lieber die grofse Unbequemlichkeit auf sich, noch einmal in Dovecottage zu überwintern, als dafs er sich entschlossen hätte dorthin zu ziehen. Er hatte unterdessen ein im Bau befindliches Haus Allen-Bank gemietet, das aber erst im Frühjahr 1808 zu beziehen war. Man

richtete sich im Winter eben so gut wie möglich ein, indem fast immer eines oder mehrere Familienmitglieder auf Reisen gingen. Das neue Haus war grofs und geräumig; man breitete sich zum erstenmal bequem aus und freute sich auf das Zusammenleben mit Coleridge, der seinen Besuch für diesen Winter in Aussicht gestellt hatte. Doch ach! — man sah sich in der Hoffnung, endlich wieder einen behaglichen Winter zu verleben, arg getäuscht! Das Haus erwies sich als durchaus schlecht gebaut; die Kamine rauchten, die Keller und Wände waren nafs, und ein Heer von belästigenden Arbeitern suchte vergeblich diesen Übelständen abzuhelfen. Dorothy schildert halb humoristisch halb verzweifelt, wie sie an stürmischen Tagen, während zugleich Mrs. Coleridge mit ihrer kleinen Tochter zu Besuch war, kein Küchenfeuer hatten, in der Studierstube kochen mufsten und schliefslich, um dem unerträglichen Rauch zu entfliehen, alle zu Bette gingen.

Dieser äufseren Hemmnisse ungeachtet war es für Wordsworth ein arbeitsreicher, aufregender Winter, die Zeit, in der er seine Konvention von Cintra schrieb. Auch Coleridge wurde von dem Arbeitseifer des Freundes mitgerissen. Er verlebte den ganzen Winter in seinem Hause. Er hatte jetzt eine Zeit der Seelenkämpfe hinter sich, und traute sich zu, etwas zu leisten und seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Während Wordsworth in Coleorton wohnte, im Winter 1806 zu 1807, war er von seiner Reise nach dem Süden zurückgekehrt, nachdem er mannigfache Abenteuer bestanden hatte und nur mit Mühe den Spähern Napoleons entgangen war. Sehr langsam rückte er dem Norden zu und ängstigte seine Freunde durch Stillschweigen, bis er endlich einsah,

dafs es ihm überhaupt unmöglich sein werde, wieder mit seiner Familie zusammen zu leben. Auch Wordsworth und die Frauen seines Hauses, die er in Coleorton besuchte, bald nachdem der Entschlufs zur Trennung von seiner Frau bei ihm definitiv feststand, machten nur geringe Versuche, eine Aussöhnung zu bewerkstelligen. Sie selbst wufsten nur zu wohl, dafs eine Frau wie die gute Sara, deren einziger, aber um so leidenschaftlicher geäufserter Grund gegen die Scheidung der war, was diese oder jene Person dazu sagen würde, je länger je mehr ein Unglück und eine unerträgliche Fessel für den Freund sein müsse.

Wordsworth scheute kein Opfer und keine Mühe, um dem Bedauernswerten über die schwere Zeit fortzuhelfen. Bis zum Jahre 1808 hatten sich die Verhältnisse dann so weit geklärt, dafs Mrs. Coleridge in die Trennung gewilligt hatte und so weit beruhigt war, dafs sie ihren Gatten auf freundschaftlichem Fufse bei Wordsworth treffen konnte. Coleridge war damals eifrig mit der Ausführung eines lang gehegten Planes, der Gründung einer neuen Zeitschrift, „Der Freund", beschäftigt. „Ich betrachte „den Freund" als das Hauptinstrument, auf dem ich die ganze Überfülle des Repertoires meines Kopfes und Herzens herunterspielen werde." Das Beispiel des „Wächters" schreckte ihn nicht. Coleridge liefs sich niemals durch eigenes oder fremdes Mifsgeschick für die Zukunft belehren; in der momentanen Glut seiner Phantasie, Begeisterung und Beredsamkeit war er sich selbst und anderen unwiderstehlich. Wer hätte da diese Pläne nicht unterstützen mögen, obgleich die nächsten Freunde schliefslich doch sehr skeptisch zuschauten. Die Frauen sahen mit Besorgnis, dafs seine Gesundheit einem

solchen Werke nicht werde gewachsen sein, und Wordsworth wie Southey bemerkten, dafs seine praktische Energie seit den Tagen des verunglückten „Wächters“ nicht erstarkt war, und prophezeiten ein noch schnelleres Fehlschlagen.

Wenn die Zeitschrift trotzdem achtundzwanzig Nummern sah, so mufs man freilich die Arbeitsfähigkeit, die Coleridge zu Anfang entfaltete, bewundern, da er fast den ganzen Inhalt allein schrieb. Unterstützt wurde er hierbei durch Sara Hutchinson, Wordsworths Schwägerin, die damals ganz in der Familie lebte, und die sein unermüdlicher Sekretär war. Natürlich halfen auch Wordsworth und Southey aus, wenn er in gar zu arger Verlegenheit war. Der früher besprochene Brief von Mathetes und Wordsworths Antwort darauf stehen im „Freund“, und eine der letzten Nummern brachte Wordsworths kleinen Essay über Grabschriften. Er war dem Verfasser aus einer Reihe von Übersetzungen von Epitaphieen des italienischen Dichters Chiabrera erwachsen und durchaus nicht für eine Veröffentlichung in dieser Zeitschrift gedacht. Doch Coleridge war, wie Dorothy schreibt, schon wieder so angegriffen und deprimiert, dafs er, als die Zeit der Herausgabe der Nummer herankam, nichts vorbereitet hatte und also Wordsworth mit dem nicht gerade bedeutenden Schriftchen in die Lücke eintreten mufste. Im März 1810 nahm „Der Freund“ von seinen Lesern Abschied. Auch diesmal hatte der geistige Aufschwung nicht vorgehalten. „Alles“, schreibt Wordsworth an Poole, „wird vereitelt durch eine Zerrüttung in seiner geistigen und moralischen Konstitution.“ Und doch fühlte sich Coleridge anfangs in der ihm so sympathischen Luft der Dichterhäuslichkeit wohler als je.

Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir annehmen, dafs es zudem persönliche Empfindungen tieferer Art waren, die ihn zu seinem opferwilligen Sekretär, zu Sara Hutchinson hinzogen, was anfangs seinen Geist beflügelte, vielleicht aber auch später teil an dem frühen Erlöschen der Begeisterung hatte.

Jedenfalls hatte sich Coleridges eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt, als er bald, nachdem sein Journal eingegangen war, von der Familie des Freundes Abschied nahm. Auch Wordsworth und die Seinen sahen ihn mit dem beengenden Gefühl scheiden, dafs die Festigkeit, ja die Fähigkeit des Willens diesem reichen Geiste immer mehr entschwinde. In solcher Stimmung bedurfte es nur eines kleinen Anlasses, damit Enttäuschung und Schmerz auf beiden Seiten zu einer Erkaltung, ja zu einem Bruch dieser edlen, langen Freundschaft führten. Zwischenträgerei und Klatsch spielten auch hier wieder die gebührende Rolle. Eine freundschaftliche Warnung an den Reisebegleiter Coleridges aus Wordsworths Munde wurde entstellt Coleridge wiedergesagt; und dieser, aufgeregt, in mehr als einer Hoffnung getäuscht, vergröfserte sich die Treulosigkeit, die für ihn in dem Worte lag. So hörte für Jahre jeder Verkehr zwischen diesen beiden Menschen auf, die einander so unendlich viel verdankten, deren Freundschaft, auf höchste gegenseitige Achtung gegründet, fruchtbar war, wenn es jemals eine zwischen zwei Dichtern gewesen ist.

Wohl gelang es gemeinsamen Freunden, besonders Crabb-Robinson, das Mifsverständnis zu lösen und eine neue Annäherung zu bewerkstelligen. Doch wann wäre je eine solche Wunde ganz vernarbt! Wie der alternde Coleridge selbst darüber dachte, zeigt die rüh-

rende Klage, in der er das Fazit seines Lebens zieht: „In meinem vergangenen Leben zähle ich vier schmerzende, quälende Sorgen, von denen jede mein Herz zerdrückt, zermalmt hat. Die erste stellte sich ein, als ich die Vision eines glücklichen Heims schwinden sah; die zweite begann in der Nacht nach meiner Ankunft bei Mr. Montagu (jener Freund, der die wenig ehrenvolle Rolle des Zwischenträgers spielte), als das herrliche Gebäude, das meine anbetende Phantasie während einer begeisterten, hingebenden Freundschaft von fünfzehn Jahren, den fünfzehn köstlichen Jahren der Reife, dem stolzen Sommer meines Lebens, errichtet hatte, — zerbarst wie eine Seifenblase. Mein dritter Schmerz war in dem zweiten in gewissem Sinne eingeschlossen; was ich bei den früheren der Freundschaft gegenüber litt, das duldete ich bei diesem in Bezug auf ein noch tieferes Band.“

Die Lücke, welche Coleridges Ausscheiden gelassen hatte, war nicht auszufüllen. Einer versuchte es, und wie es eine Zeitlang schien, mit Erfolg: Thomas de Quincey. Er war zu derselben Zeit wie Coleridge Gast in Allen-Bank gewesen; von hier aus liefs er Dove-Cottage einrichten, um es jetzt zu beziehen. So wurde Wordsworth und den Seinen das liebgewordene Taubennest doch nicht entfremdet. Der Verkehr mit dem jungen, eigenartig begabten Manne hatte sich in gleicher Weise eingeleitet wie mit John Wilson. Auch de Quincey hatte in jugendlicher Begeisterung für seine Dichtungen an Wordsworth geschrieben; auch er war dann trotz wiederholter Einladungen zu schüchtern gewesen, sich dem verehrten Meister persönlich vorzustellen, bis er im Jahre 1807 als Begleiter von Mrs. Coleridge und deren Kindern es endlich wagte, ihm zitternd, wie er sagte, unter

die Augen zu treten. Dieser erste Besuch wurde in den nächsten beiden Jahren oft wiederholt, so dafs Dorothy ihn 1809 „einen der Unsrigen“ nennt. Diesem intimen Verhältnis zu dem Dichter verdankt es de Quincey, dafs er wie Wilson immer als ein Satellit der grofsen Sterne, die damals die Seegegend erleuchteten, betrachtet wird. Seine Bedeutung liegt nur auf dem Gebiete des Essays und der Memoirenlitteratur. Auf ihnen bewegt er sich aber auch mit einer Meisterschaft, die ihm immer einen bedeutenden Namen in der Geschichte des englischen Geisteslebens bewahren wird.

„Alles was de Quincey schreibt“, sagt Crabb-Robinson, „ist interessant, wenn auch oft peinlich.“ Eine gewisse ungesunde, nervöse Überreizung ist auch dem Besten, was er geleistet hat, eigen, und tritt manchmal so stark hervor, dafs sie Widerwillen erregt. Anlage und Erziehung wirkten in diesem Charakter zusammen, um ein seltsames Gemisch von liebenswürdiger Gutmütigkeit, geistigem Hochmut und krankhafter Nervosität hervorzubringen. „Für vier Dinge bin ich der Vorsehung Dank schuldig“, lesen wir in seiner Autobiographie, „dafs ich in ländlicher Einsamkeit aufwuchs, dafs diese Einsamkeit eine englische war, dafs meine ersten kindlichen Gefühle von den sanftesten aller Schwestern und nicht von rauhen, boxenden Brüdern gebildet wurden, und endlich dafs wir alle Mitglieder einer reinen, heiligen und stolzen Kirche waren.“ Er hat sehr richtig die vier Faktoren gesehen, die sein ganzes Leben bestimmt haben. In der Einsamkeit, unter sanfter Frauenleitung entwickelten sich in dem zarten, frühreifen Knaben ein Übermafs des Intellekts und des Gefühlslebens. Hier schon wurde der Grund zu der Nervosität gelegt, der er später durch das Laster des

Opiumessens zu begegnen suchte, um sie nur zu erhöhen. Das Bewufstsein aber, ein Engländer und ein Mitglied der Hochkirche zu sein, in seinem Sinne also, „aus der Erde erstem Blut entsprungen“ zu sein, reifte in ihm den geistigen Hochmut, der bei ihm trotz aller Gelehrsamkeit ein Verständnis für das Geistesleben anderer Völker fast ausschlofs.

Zu seinen bekanntesten Werken gehören die „Bekenntnisse eines englischen Opiumessers“, die man die Autobiographie der interessanten Perioden seines Lebens nennen könnte. Der erste Teil behandelt besonders sein Ausreifsen aus einer verhafsten Schule. Es ist dies eine Lebensphase, die nicht gerade selten bei bedeutenden Engländern jener Zeit wiederkehrt, und deren Grund wohl in dem damals stark aufflammenden Gefühl für individuelle Freiheit, die sich dem unkontrollierbaren Despotismus der Schultyrannei entgegensetzt, zu suchen ist. Es ist das interessanteste Kapitel, in dem uns der halbverhungerte Knabe in London begegnet, wo er seine Freunde unter den „ausgestofsenen Frauen“ findet; sie, die selber das Elend kannten, spendeten dem armen Verlassenen Mitleid und Opferwilligkeit, wie sie ihm in solchem Mafse nie wieder zu teil geworden sind. Der zweite Teil ist ein wahrer Hymnus auf das Opiumessen. Dieses Laster, in Deutschland fast unbekannt, hatte damals in England eine gefährliche Verbreitung. Coleridge hatte ihm die Zerrüttung seiner physischen Kräfte zu danken und de Quincey zählt noch eine ganze Reihe bedeutender Namen zu dieser „stillen Gemeinde“, deren Papst er sich nennt.

Seine geistsprühende Unterhaltung und seine ausgebreitete Gelehrsamkeit verschafften ihm Eintritt bei den

ersten Geistern der Nation. Er dankte ihnen freilich die Gastfreundschaft, die er mit grofser Freiheit in Anspruch nahm, als ein enfant terrible, indem er mit einem seltenen Grade von Taktlosigkeit ihre persönlichen und Familienverhältnisse ausplauderte. Seine Schilderungen berühmter lebender Männer nehmen einen grofsen Teil seiner Schriften ein; sie sind fast alle unübertrefflich anschaulich und für uns heute vielfach eine dankenswerte Quelle. Er selbst schien kein Gefühl dafür zu haben, dafs er seine Freunde damit verletze; er handelte vielmehr nach dem Grundsatze, den er selber im „Opiumesser“ ausspricht: „Meine Art zu schreiben ist ein lautes Denken; ich folge darin meiner Laune, ohne mich viel darum zu kümmern, wer mir zuhört; denn wenn ich einmal anhalten würde, um darüber nachzudenken, was sich zum Aussprechen eignet, würde ich bald dazu kommen, darüber zu zweifeln, ob überhaupt etwas dazu geeignet ist.“

In England geniefst de Quincey vielfach den Ruhm, der erste gewesen zu sein, der Deutschlands Litteratur und Geistesleben den Engländern vermittelt hat. Man betrachtet ihn oft als einen Vorläufer Carlyles. In der That hat er sich schon früh mit der deutschen Litteratur vertraut zu machen gesucht, und eine Zeitlang, wie er uns versichert, ausschliefslich deutsche Philosophie, Kant, Fichte und Schelling, studiert. Seine allgemein philosophischen Kenntnisse erleichterten ihm das Verständnis auf dem internationalen Gebiete der deutschen Wissenschaft, obgleich auch hierin Coleridge tiefer, origineller und hingebender ist. Wo er aber auf das eigentlich nationale Feld, auf unsere Dichtkunst kommt, steht ihm der Engländer, vielleicht auch das allzu pflichttreue Mitglied der englischen Kirche als unüberwindliches Hinder-

nis entgegen. Es ist einfach Unfähigkeit des Begreifens, wenn er noch 1838 in einem Rückblick auf die vergangene Generation unsere Litteratur als in völliger Auflösung und Anarchie begriffen darstellt. Seine gewandte journalistische Feder brachte allerdings auch bei oberflächlichster Kenntnis immer noch etwas Lesbares zu stande, so in den im ganzen anerkennenden aber flachen Aufsätzen über Herder und Schiller. Lessing, dessen Gelehrsamkeit er gerecht zu werden versucht, nennt er als Philosophen hohl, sein Senkblei reiche nicht für die unergründlichen Tiefen Shakespeares, höchstens für die seichten Flüfschen der französischen Philosophen aus. (!) Vollends erstaunlich wird dieser Mangel an Verständnis Goethe gegenüber, gegen den er in einem eignen Aufsatz über Wilhelm Meister die niedrigsten Insinuationen wagt, und selbst Mignons Gestalt „den unzweideutigsten Beweis von verdorbenem Geschmack und mangelhafter Empfindung“ nennt. Noch 1838 schreibt er Goethes Ruhm nur seinem aufserordentlich hohen Alter, seinem glänzenden Rang in Weimar und endlich der Menge seiner dunkeln, unverständlichen Schriften zu! Ihm waren sie gewifs dunkel und unverständlich. Für uns ist hier nur interessant, zu sehen, wie dieses Urteil nur ein, wenn auch vielleicht übertreibender Ausdruck der Meinungen des Kreises war, dem Wordsworth angehörte. Diese Ablehnung veranlafste Crabb-Robinson immer zu einem traurigen Kopfschütteln, wenn das Gespräch auf sein Ideal Goethe kam, für den er hier, wo er doch sonst alles fand, so gar keinem Verständnis begegnete.

Es mufs wunder nehmen, wie diese krankhafte Natur von de Quincey in dem durch und durch gesunden Hause von Wordsworth auch nur wenige Jahre einen

Anspruch auf Zugehörigkeit erheben durfte. Doch seine kindliche, harmlose Liebenswürdigkeit, seine Opferwilligkeit als Freund und nicht zuletzt seine innige Freude am Leben mit und in der Natur brachten ihn diesen Menschen näher. Wordsworths Kinder liebte er wie seine eignen. Bei der Nachricht vom Tode der kleinen Katharina brach er in heftige Thränen aus; und gern übernahm er eine wochenlange Unbequemlichkeit, um Wordsworth mit der Überwachung des Drucks der Konvention von Cintra einen Gefallen zu thun. Doch lockerten sich die Beziehungen nach wenigen Jahren. De Quincey war viel zu unruhig, um lange an den stillen Seeen auszuhalten. Er verbrachte sein späteres Leben hauptsächlich in Edinburgh, wo er Wilson nahe trat, und reichlich Anregung für seine journalistische Thätigkeit fand. Seine unverbesserlichen Junggesellen-Neigungen hatte er während seiner Ehe etwas beschränkt, um ihnen nach dem frühen Tode seiner Frau wieder ganz zu leben. Unzählige Anekdoten werden aus seinem späteren Leben aufbewahrt. Er liebte seine Kinder zärtlich, lebte aber gar nicht mit ihnen zusammen, sondern in einem Chambregarni, wo er dann unendliche Mengen von Papier, Zeitungen und Zeitschriften auftürmte, bis er selbst nicht mehr Platz darin fand. Dann schlofs er einfach ab und suchte sich eine andere Wohnung. So hatte er bei seinem Tode nicht weniger als sechs solcher Logis. Trotz seiner zarten Konstitution und trotz — er selber behauptete: wegen — seines unablässigen Opiumgenusses, hat er ein Alter von sechsundsiebzig Jahren erreicht. Noch als Greis besafs er Zähigkeit und Ausdauer namentlich im Wandern, worin er es noch mit jedem Jüngling aufnahm.

Nicht reich an dichterischen Produkten waren die Jahre in Allan-Bank für Wordsworth. Er hat unter dem unmittelbaren Einfluſs von Coleridge, den alle Zeit, die er seinem groſsen Gedichte nicht widmete, schmerzte, fleiſsig an seinem „Ausflug“ weiter gearbeitet. Sonst gehören dieser Zeit fast nur Freiheitssonette an. Dafür entstand jetzt eine Reihe von Prosaschriften, von denen besonders eine den Anspruch machen darf, ein Denkmal für ihren Verfasser zu sein: der Führer durch die Seegegenden Nordenglands (a guide through the district of the lakes in the North of England). Das kleine Buch ist allen andern Reisehandbüchern äuſserst unähnlich. Gleich die Einleitungsworte bereiten uns darauf vor. Es war Wordsworths hauptsächlicher Wunsch, „einen Führer für das Gemüt von Personen von Geschmack und Gefühl für die Landschaft zu liefern.“ Für das gewöhnliche Touristenvolk ist dieses Buch nicht geschrieben; aber gerade weil es nur zum geringsten Teil bezweckt ein praktischer Wegweiser zu sein, weil der Verfasser allen Wert darauf legt, die heimische Landschaft, die er als Einheit faſst, zu erklären in allen einzelnen Zügen, die die Natur ihr gegeben, wie in dem Gepräge, das die Ansiedlung des Menschen ihr aufgedrückt, entgeht es dem allgemeinen Schicksal von Reisehandbüchern: zu veralten. Wordsworth beobachtet nicht nur liebevoll und eingehend, nein, sein Dichterauge, „das unter die Oberfläche der Dinge dringt“, sieht und schafft zugleich. Lesen wir, was er über den Einfluſs des Klimas auf die Landschaft sagt! Er schildert einen jener wundervollen Herbsttage, die, gleichwie groſse Augenblicke im Menschenleben Jahre aufwiegen können, auch geeignet sind für Monate, ja Jahre zu entschädigen. „Die Atmosphäre scheint gereinigt, der

Himmel kristallklar, die heftige Hitze ist gemildert. Licht und Schatten sind zarter, die Färbung ist reicher und harmonisch abgetönt; und in dieser Jahreszeit der Stille, wo das Ohr unbeschäftigt ist oder nur sanft berührt wird, ist der Sinn des Gesichts ganz besonders empfänglich für den ihm eigenen Genufs. Jeder, der in einem Lande wie dieses lebt, wird mir zugeben, dafs ein See unentbehrlich ist, um die vollkommene Schönheit eines solchen Tages hervortreten zu lassen; und auch er wird die Erfahrung gemacht haben, wie beim Anblick des unbewegten Wassers, durch seine Hilfe die Einbildungskraft in Tiefen des Gefühles dringt, die ihm sonst verschlossen sind.“ Wie eine Gegenstrophe zu dieser Schilderung klingen die Verse, die der zweiundsiebzigjährige Dichter mit unveränderter Fähigkeit des Genusses und der Liebe zur Natur in Airey-Forth-valley,[1] einem kleinen Seitenthal von Ullswater dichtete, ein zartes Stimmungsbild, das nichts als eine Naturbeschreibung giebt und sie doch aufs tiefste zu beseelen weifs.

Man hat mit Recht öfters auf einen eigentümlichen Zug in Wordsworths Naturschilderungen aufmerksam gemacht: er spricht von einer Wechselwirkung der Kräfte, die einander unterstützen, um so am vollkommensten zum Ausdruck zu gelangen. „Die Farbe des Reihers scheint ihr Blau von dem Wasser erhalten zu haben.“ „Jedes Thal“, sagt er an einer anderen Stelle, „hat, so nahe sie aneinander liegen, seinen besonders ausgezeichneten Charakter, in einigen Fällen, als wären sie mit absichtlichem Kontrast gebildet, in andern mit der Ähnlichkeit und doch auch wieder der Verschiedenheit eines brüder-

1) Nr. XCIV.

lichen Wettstreites.“ Den Spöttern in Edinburgh klang der ernste, pathetische Ton dieser Schrift freilich „wie eine Abhandlung über Kirchenmusik“; doch nimmt das kleine Büchlein unter Wordsworths Prosaschriften nach Form und Inhalt den ersten Platz ein. Es war ursprünglich als Einleitung zu Landschaftsradierungen eines gewissen John Wilkinson gedacht; diese Illustrationen waren aber so unbedeutend und charakterlos, dafs auch Wordsworth darüber an Beaumont schreibt: „Sie werden davor einen Abscheu bekommen wie ich vor schlechter Poesie.“ Wordsworth löste seine Schrift denn auch bald von dieser unwürdigen Gemeinschaft und veröffentlichte sie später als Einleitung zu seinen Duddon-Sonetten.

Unterdessen hatte sich die Wohnung in Allen-Bank nicht gebessert. Die Kinder — ihre Zahl war mittlerweile auf fünf angewachsen, zwei Mädchen und drei Knaben, — kränkelten; man ergriff die Gelegenheit, dafs das grofse Pfarrhaus in Grasmere zu vermieten war und siedelte im Frühjahr 1811 dorthin über. Herbst und Winter zuvor hatte man um der Kinder willen an der See, an der kumbrischen Küste, zugebracht. Leider aber half der Luftwechsel nicht viel. Zwei von den Kindern, Katharine und Thomas, starben im folgenden Jahre. Der Verlust war für die Eltern so schmerzlich und die Nähe des Kirchhofs so wenig geeignet, einem besänftigenden Einflufs Raum zu geben, dafs die Familie schon im Frühjahr 1813 das Pfarrhaus verliefs, um nach Rydal-Mount, einem schönen Landsitz auf beherrschendem Hügel über Grasmere gelegen, überzusiedeln, das nun siebenunddreifsig Jahre bis zu des Dichters Tode der Schauplatz seines Wirkens wurde.

Kapitel VII.

Wordsworth auf der Höhe seines Schaffens.

In weitem Umkreise um Rydal-Mount drängen sich die Erinnerungen an den Dichter auf, der durch die poetische Verherrlichung und Beseelung dieser Landschaft seiner grofsen Lehrmeisterin, der Natur, wie er selbst sagt, den schuldigen Zoll der Dankbarkeit abtrug. Aus der Erzieherin war dem gereiften Manne die Freundin geworden, die ihm ihr geheimstes innerstes Wesen und Leben enthüllte, das unendlich wechselvoll aus dem Kleinsten wie aus dem Gewaltigsten zu ihm sprach. Der Dichter aber bedarf nach Wordsworths Anschauung, um die Natur zu verstehen, das stille innere Auge, die forschende Gedankenarbeit und die weise Empfänglichkeit. Diese letzte besonders stellt er immer in den Vordergrund. Nicht das eigene leidenschaftliche Empfinden in Lust und Schmerz darf der Mensch in die Natur hineintragen; er würde alsdann nur das eigne Antlitz widergespiegelt sehen. Wenn die Natur in seinen Gedichten lacht, sich freut, wenn sie trauert, so sind ihm das nicht nur poetische Bilder, nein, vielmehr ein Ausdruck der lebenden Seele, die dieselbe ist in aller Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen.

Dies eigentümliche Verhältnis zur Natur, das, wie ein englischer Kritiker sagt, ihm einen dramatischen Ver-

kehr mit ihr möglich machte, ist es, was den Schöpfungen unsres Dichters ein so neues Gepräge gab, was den kleinen Kreis der Freunde alsbald zur Bewunderung fortrifs, und was doch wieder dazu beitrug, dafs das Publikum erst sehr allmählich für die Tiefe dieser Auffassung ein Verständnis fand.

Wordsworth steht auch mit dieser Richtung am Ende einer langen Entwicklungsreihe der englischen Poesie. Die ersten Spuren von eigentlichen Naturschilderungen, die wir bei Chaucer, dem Vater der englischen Dichtkunst finden, sind noch schwach. Wir treffen wohl hin und wieder bei ihm poetische Bilder: etwa das einer mit Mafsliebchen bestandenen Wiese, von einem murmelnden Bach durchflossen; doch selten sind sie stark genug hervorgehoben, um auch nur den Hintergrund seiner Gedichte bilden zu können. Ähnliches läfst sich bei den Elisabethanischen Dichtern verfolgen. Shakespeare allerdings, dessen gewaltiger Genius jedes Gebiet des Dichtens beherrscht und den Nachfolgern überall ein Erbe hinterlassen hat, das zu gewaltig für sie war, hat uns in der wunderbaren Stimmung des Waldlebens im Sommernachtstraum und in „Wie es euch gefällt“ ahnen lassen, welch tiefes Naturgefühl in ihm lag. Überall bricht ein solches in gewaltigen Bildern und Gleichnissen in seinen dramatischen Werken hervor und zieht sich, wo die Kunstgattung einen gröfseren Spielraum erlaubte, durch die Anmut seiner Lyrik, besonders den „leidenschaftlichen Pilgrim“.

Doch erst Milton gab im Allegro und Penseroso eigentliche Stimmungsbilder der Natur. Hier zum erstenmal ward sie in ihrem Überreichtum ein Gegenstand der Poesie, nicht um als Hintergrund der menschlichen Thaten zu dienen, sondern um an ihr zu zeigen, wie gleichsam

in doppelter Spiegelung ein geistiges Fluidum von dem menschlichen Gemüte zu ihr ausgeht und von ihr wieder zurückkehrt zur Seele des Menschen: im Allegro die Flut der Freude, im Penseroso der dunkelüberschattete Strom der sinnenden Melancholie. Steht Milton schon durch diese Art der Auffassung für seine und die folgende Zeit einzig da, so hat er durch den Reichtum seiner Bilder, durch seine Fähigkeit, die Natur von allen Seiten zu beleuchten, ihr jeden Zug abzulauschen, der in sein die Endpunkte des Empfindens umfassendes Gemälde hineinpaſst, seinen Nachfolgern alles vorweggenommen, was auch sie hierüber hätten sagen können. Sie muſsten sich begnügen immer neu aus dieser unversieglichen Quelle zu schöpfen; und Wordsworth hat nicht Unrecht, wenn er etwas zusammenfassend sagt: Von Milton bis Thomson habe die englische Dichtung kein neues Bild aus der Natur verwertet.

Die nächste, die klassizistische, Zeit konnte nun freilich mit diesem Schatze überhaupt nichts anfangen. Die Ziele ihrer Dichtung lagen weit davon ab. Für die glatte Schönheit der äuſseren Form, wie sie ihre Dichter immer raffinierter ausbildeten, paſste als Inhalt besser die geistreiche und satirische Plauderei, die Entfaltung des Witzes und Verstandes als eine Seelenstimmung; und die Natur, die eine solche Seelenstimmung wiederspiegelt, war ihnen vollends fremd geworden. Für Pope und seine Zeitgenossen war die Natur ein Begriff, ein Teil des Weltalls, der Schöpfung und als solcher ein Objekt des Studiums, nicht eine Quelle des Vergnügens für den Menschen und eine Quelle der Anregung für die Dichtung.

Als jedoch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Liebe zum Landleben im englischen Volke wieder erwachte und zugleich der Drang in ihm rege wurde,

auch aufserhalb der heimischen Insel in andern Ländern die Naturschönheit zu genieſsen, spiegelte sich dies neue Leben alsbald auch in der Dichtung wieder.

Das erste Werk, das diesen Empfindungen Ausdruck gab, waren Thomsons Jahreszeiten, wovon er schon 1730, also noch zu Lebzeiten Popes, den Sommer veröffentlichte. Thomson hatte aus seiner Heimat Schottland den Trieb zu einer liebevolleren Naturbetrachtung mitgebracht, wie sie in der bescheidenen Dichtung jenes Volkes nie ganz ausgestorben war. Die hohe Verehrung und Bewunderung der Zeitgenossen, der weite Einfluſs, den er auf andere Länder, zumal auf Deutschland, gewann, beweisen genugsam, daſs Thomson das aussprach, was alle Gemüter damals tief bewegte: die Freude an der sichtbaren Welt. Thomson ist ein Spaziergänger, der mit offnem Auge in Wald und Feld sich ergeht, der sich am Blühen der Blumen erfreut, den stolzen Schwänen auf dem Wasser nachschaut, den Sonnenuntergang und die Sternenpracht bewundert und an alles gern höhere Betrachtungen anknüpft. Auch ihm ist die wirkliche Welt um ihn, die Natur, nur eine Offenbarung des Schöpfers; und auch für seine Dichtung gilt etwas das Urteil, das D. F. Strauſs über seinen deutschen Dichtergenossen Brockes fällt: seine Werke seien ein gereimter physiko-theologischer Beweis des Daseins Gottes. Doch ist ihm diese Natur nicht wie Pope ein toter Begriff, sondern ein farbenprächtiges, formenreiches Gebilde. Gewiſs zeigt seine Beschreibung noch mehr peinliche äuſsere Treue als inneres Leben; doch der Blick, einmal hingelenkt auf die Natur, sollte bald auch tiefer in sie eindringen.

Ein eigentümliches Übergangsstadium zeigt eine Gruppe von Dichtern, die in ihrem Empfinden zwar schon ent-

schieden auf diesem neu errungenen Boden stehen, aber diesen neuen Inhalt noch in die alten Schläuche der klassizistischen Form gieſsen: Gray, Collins und die beiden Wartons. Noch wählen sie am liebsten Elegien, Episteln und Oden mit Strophe, Antistrophe und Chor; noch hängt ihnen viel von der gekünstelten Diktion des Alexanderfestes an; doch welch andre Empfindung spricht aus Grays Ode an den Frühling, wenn er die Muse bittet, mit ihm zu sitzen und zu denken:

„Wo dicht der Eiche Zweige sich erstrecken
Zu breiten braunen Schatten,
Wo dicht bewachsne Buchen überdecken
Der Lichtung grüne Matten“,

als wenn Pope in der Ode an die Einsamkeit den Mann preist, der auf eignem Grund und Boden zufrieden lebt:

„Ihm bringt die Herde Milch und warmes Kleid,
Ihm füllt sein Feld mit Korn die Scheuer,
Der Baum giebt Schatten ihm zur Sommerszeit
Im Winter Feuer.“

Gewiſs hat auch Gray sein Bestes geleistet, wo er sich von den gekünstelten Formen entfernt, so in seiner berühmten Elegie auf einem Dorfkirchhof, die noch heute zu den populärsten Dichtungen Englands gehört. Indessen werden wir bei ihm und seinen Genossen nie das Gefühl los, uns einer komponierten Landschaft gegenüber zu sehen; wir sehen in diesen Naturgemälden mehr das Gemälde als die Natur. Man braucht nur alle diese Gedichte mit Grays Briefen und Tagebüchern zu vergleichen, um zu wissen, woran es jenen noch fehlte. Hier sprudelt uns der ursprüngliche Quell der unmittelbaren Anschauung entgegen, die uns an seinen Wanderungen wie an einem eigenen Erlebnis teilnehmen läſst. Ist Gray doch auch

der erste, der Englands Seegegend als Tourist, d. h. allein zum Zwecke des Naturgenusses, durchwandert und auch hier wie an manchen andern Punkten die Schönheit erst erschlossen hat.

Auf demselben Boden wie Gray bewegt sich auch Collins, der, mit Thomson innig befreundet, von diesem noch unmittelbarer Anregung erfuhr. Er hat dem älteren Genossen einen zart empfundenen Nachruf gewidmet, der Wordsworth wiederum anregte, an der gleichen Stelle, auf der Themse bei Richmond, seine Erinnerungszeilen an Collins zu schreiben.[1] James Montgommery hat die Ode an den Abend von Collins, eines seiner bekanntesten Werke, ein kostbares Mosaikgemälde genannt. Das Gleichnis trifft zunächst die eigentümliche Struktur der ungereimten Strophe, die mit ihren abwechselnd langen und kurzen Zeilen dem Ohre zugleich kunstvoll und hart klingt. Doch auch die künstlich überlegte Steigerung der einzelnen Landschaftsbilder macht leicht den Eindruck einer solchen Arbeit, wenn auch einzelne Strophen sehr schön sind, wie etwa die folgende:

„Dann laſs durch wildes Heideland mich streifen,
Im düstern Thal mich die Ruine finden,
Wo Mauern ernster ragen
In Deinem heiligen Glanz."

Durch Gray und Collins kam zugleich mit der reicheren Entfaltung des Gemütslebens ein starker Zug von Sentimentalität in die Lyrik, wie ihn innerhalb einer anderen Litteraturgattung die Humoristen ausbildeten, und wie er in Youngs Nachtgedanken den stärksten Ausdruck fand.

---

1) Auch Burns hat Thomson eine Ode gewidmet, die aber nichts als eine leere Nachdichtung von Collins ist.

Gray hatte seine Ode auf dem Dorfkirchhof schon mit der später vielbeliebten Wendung beschlossen, daſs er den Wanderer an das eigene Grab führte. Collins ergeht sich schon gern in melancholischen Ruinen. Thomas Warton der poëta laureatus hat sich ganz an Miltons Penseroso geschult und dieses ins Empfindsame gezogen. In seinem Vergnügen der Melancholie werden wir durchaus in die Epoche der Mondscheinschwärmerei versetzt:

„Dort unter der Ruine moosigen Pfeiler,
Laſs mich im Dämmerlicht des Abends sitzen,
Dort, wo der blasse Mond durch Fensterbogen
Die ebenen Fluten seines Lichtes gieſst.“

Bei Cowper endlich wird die Form ganz Nebensache, oder muſste sich wenigstens dem Inhalt vollständig unterordnen. Alle seine bedeutenderen Gedichte hat er in paarweis gereimten fünffüſsigen Jamben oder lieber noch im Blankvers geschrieben. Es war durchaus nötig, daſs die gemütvolle Naturbetrachtung sich erst einmal frei von dem Zwange der Formen in der Tiefe entfalten konnte. Diese Aufgabe war Cowper zugefallen. Er war der erste englische Dichter, der selber ständig auf dem Lande lebend, das Buch der Natur aus erster Hand studierte; dabei muſste er freilich, wie Sainte-Beuve richtig bemerkt, oft noch buchstabieren, was die andern nach ihm flieſsend und mit Leichtigkeit lasen. Trotzdem entspringt auch bei Cowper die Naturbetrachtung noch aus einem abgeleiteten Gefühl. Seiner religiösen Empfindung ordnet sich sein ganzes geistiges Leben so sehr unter, daſs alle seine Betrachtungen hiervon ausgehen und hierher zurückkehren. Die Liebe zur Natur ist ihm ein Durst, den Gott dem Menschen ins Herz gepflanzt hat; und wie

Thomson sieht er in der Natur auch nur das Werk des Schöpfers. Doch nicht eine Schöpfung, die einmal ins Leben gerufen ist, sondern ein Werk, das immer gegenwärtig von ihm geleitet wird. Gott ist es, der täglich der geringsten Blume Farbe und Geruch verleiht. Merkwürdig wie Cowper von der konsequenten Durchführung dieses Gedankens fast zu einer pantheistischen Anschauung geführt wird:

„Der Herr des Alls, er selbst durchdringt das All,
Erhält und ist die Seele alles Lebens,
Natur ist nur der Name einer Wirkung,
Die ihren Ausgang nimmt von Gott."

Seiner kranken Seele war die Natur das lindernde Heilmittel, das ihn von dem Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit abzog; und doch sah er, der Calvinist, in ihr nur den Abglanz eines verlorenen Paradieses:

„Es wär' kein Winter, war der Mensch stets wahr,
Die Erde litt' nicht Strafe dann um ihn."

Es gab trübe Stunden, wo er in seiner geliebten Natur auch nur eine Sammlung von Nichtigkeiten sah, die hinschwinden müssen vor dem Ewigen.

Wenige Jahre, bevor Cowper im Wahnsinn überreizter, religiöser Vorstellungen starb, hatte auch Robert Burns sein nicht gerade freudenreiches Leben beschlossen. Doch was diesem sich in den Weg stellte, war kein Gespenst in dem eigenen Busen, sondern eine Kette von Mifsgeschick, der wohl der Mensch bisweilen, niemals aber der Dichter unterlag. Burns durchaus gesunde geistige Konstitution zeigt sich auch in seinem Verhältnis zur Natur. Er liebte sie — oder sagen wir besser: seinen Heimatboden — mit der ganzen, einfachen Innigkeit seines Wesens. Er kommt nicht als Flüchtling hilfesuchend zu

ihr wie Cowper; er ist ihr Sprößling, ihr Kamerad von jeher gewesen, seit er als kleiner Bauernjunge barfuſs in Feld und Wiese umhersprang. So verwachsen ist er mit seiner Heimat, daſs wir uns, ohne ihr Bild immer gegenwärtig zu haben, seine Gedichte gar nicht vorstellen können.

Doch nur die wirkliche Welt der Sinne, die er aber an sein empfindendes Herz schlieſst, sieht Burns um sich; abstraktes Denken liegt seiner Dichtung ganz fern. Er hat wohl kaum je die Natur als Ganzes angeredet. Er liebt den Afton, weil er seiner Geliebten kleines Reich umschlieſst; mit der Amsel, die im Winter an seinem Geburtstage vor dem Fenster singt, will er seine Habe teilen; denn sie ist wie er ein Kind der Armut; und er beklagt das Los des Gänseblümchens, das seine Pflugschar aus dem Boden gerissen hat.

Dieses Gedicht an das Gänseblümchen[1] zeigt vielleicht am deutlichsten, wie viel Burns und Wordsworth miteinander gemein haben, und auch, welchen unmittelbaren Einfluſs der schottische auf den englischen Dichter ausgeübt hat; mehr aber noch tritt hier ihre Verschiedenheit hervor. Beiden genügt der kleinste Anlaſs, um ihn dichterisch zu gestalten; ja beide scheinen gerade die unbedeutendsten Gegenstände zu bevorzugen. Für Burns nun ist das Gänseblümchen, das so plötzlich einem frühen Verderben anheimfällt, ein Abbild mannigfacher Vorgänge im menschlichen Leben. Es zeigt ihm das Geschick des verratenen Mädchens, des Barden Los, der sich in den Wirren des Lebens nicht zurechtzufinden vermag, des Dulders Untergang, ja das allgemeine Menschen-

1) Siehe Anhang Nr. 3.

schicksal, in dem das eigene mitbegriffen ist, das der Gewalt höherer Mächte unterworfen ist:

„Der du beklagst der Blume Los,
Dein eigenes Schicksal zeigt sie blofs,
Von des Verderbens Pflug ein Stofs —
Im Augenblick
Zermalmt liegt in der Erde Schofs
Du und dein Glück.“

Nun vergleiche man hiermit Wordsworths

„Mir kann die niedrigste der Blumen geben
Gedanken, die zu tief für Thränen liegen“

und mehr noch sein anmutiges Gedicht über die Narzissen.[1] Auch hier sind es Blumen, die den Dichter inspirieren; doch sie sind ihm nicht ein Bild des Lebens; sie haben selber Leben. Sie tanzen und freuen sich in tollem Übermut; der Dichter selbst fühlt sich in ihre Lust hineingezogen und empfindet noch lange hernach den Segen dieses Schauens.

„Ich schaut' und hätte nicht gedacht,
Wie reich das Schauen mich gemacht.
— — — — Denn oft wenn ich auf meinem Pfühl,
Halb sinnend halb zum Traum bereit,
Tritt vor den innern Blick ihr Spiel
In segensreicher Einsamkeit.
Dann schwillt mein Herz, an Wonne reich,
Und tanzet den Narzissen gleich.“

So liegt die Lehre, welche die Natur dem, der sie betrachtet, giebt, nach Wordsworth nicht in dem Vergleich mit dem Menschenleben, sondern in dem Gefühle von der Gleichheit des Lebens in der Natur und in der Menschenseele.

1) S. Übers. Nr. XXVIII.

Wir müssen bis zu den lyrischen Balladen zurückgreifen, um dort in einer Reihe von Gedichten zuerst diesen Gedanken vollbewufst gestaltet zu sehen. So auffallend auch der Inhalt dieser philosophischen Gedichte, wie Tintern-Abbey, das Märzlied etc. mit dem der übrigen Balladen, welche die Volksseele in ihren einfachen, ursprünglichen Äufserungen schildern, kontrastiert, so wird doch bei tieferem Einblick die gleiche Strömung im Geiste des Dichters hier wie dort unverkennbar sein. Nur bei diesen einfachen Menschen, wie Wordsworth sie als Ideal seiner Dichtung erwählt, deren Gefühl noch unmittelbar und unverfälscht zu Tage tritt, die noch nicht zu dem komplizierten, konventionellen Geschöpf, dem Menschen der grofsen Welt, geworden sind, kann die Gleichheit des Geistes und Lebens, das den Menschen wie die Natur beseelt, zum Ausdruck kommen. Das kleine Mädchen in „Wir sind sieben", dem in seiner unbewufsten Lebensfülle der Tod unbegreiflich ist, gleicht den Blumen und Vögeln, von denen der Dichter singt:

„Und jede Blume — ist mein Glaube —
Freut sich der Luft in ihrem Blühn.
Ich hört der Vögel frohes Singen,
Ihr Denken war mir nicht bewufst;
Der kleinste doch von ihren Sprüngen
Erschien mir jauchzend helle Lust."

Für den gereiften Denker aber birgt diese Erkenntnis des beseelten Naturlebens einen zwiefachen Segen. Er spricht wiederholt in den „Zeilen bei Tintern-Abbey" von einem doppelten Schauen; dem sinnlichen und dem der Erinnerung:

„Wenn im Getöse
Der Stadt ein süfs Gefühl in müden Stunden
Die Adern schwellte und das Herz erfüllte,

Und einen innern Geist in mir erweckte
Voll tiefer Ruhe: Die Erinnerung
An längst vergangne Freuden."

Doch auch hierbei bleibt er nicht stehen. Es giebt für den Dichter glückliche Augenblicke und Stimmungen, in denen seine Seele untertaucht in den allgemeinen Strom des Lebens, in denen alles Körperliche, Trennende, Individuelle verschwindet:

„Die reine hohe Stimmung,
Wo uns die Liebe still und sanft geleitet,
Bis, wenn der Odem in des Körpers Hülle,
Der Pulsschlag selbst in uns zu stocken scheint,
Den Körper Schlaf umfängt, doch unsre Seele
Zum Leben erst erwacht und wir mit Augen,
Die von der Freude und der Harmonieen Macht
Beruhigt sind, ins Sein der Dinge schauen."

Es ist das der höchste dichterische Ausdruck metaphysischen Denkens: Die Loslösung des Geistes von allem Sinnlichen. Doch Wordsworth war weit mehr Dichter als Philosoph; darum finden wir solche reine Abstraktionen bei ihm selten; sie sind nur die letzte Konsequenz seiner Naturauffassung, nicht ihr regelmäfsiges Thema. Dieses selbe Gedicht beginnt mit einer der schönsten Naturschilderungen, die wir aus seiner Feder besitzen.

Schon früher in den Tagen von Racedown und Alfoxden hatte Coleridge in seinen enthusiastischen Lobeserhebungen den neuen Freund einen philosophischen Dichter genannt; später, als Wordsworth ihm den Plan seines grofsen Gedichtes entwickelt und Proben daraus vorgelegt hatte, prophezeite er, dafs ihm die Nachwelt die Stelle des ersten und gröfsten philosophischen Dichters werde einräumen müssen.

Dies Prädikat wurde bei Wordsworths Freunden und Bewunderern bald stehend, bis dann in den Tagen des höchsten Ruhmes die ganze litterarische Welt ihn mit diesem Beiworte ehrte und auch die Abgesandten der Schwesternation jenseit des Meeres den „Dichterphilosophen“ in seinen Bergen aufsuchten. Wordsworth selber hat diesen Titel immer als sein Recht angesehen; nicht nur dafs er seine philosophischen Gedichte seinen übrigen vorgezogen hat; er hat auch gleich den antiken Weisen den Ruhmesanspruch für sich begehrt, dafs sein Leben seiner Philosophie entspreche, dafs auch sein Alltagsdasein eines „höheren Lichtes“ nie entbehre und jenes Gefühl der Weihe ihn nie verlasse, welches ihn zum Propheten und Lehrer der Menschheit berufe.

Stetig begleitete ihn das Bewufstsein seiner Sendung; felsenfest war seine Überzeugung, dafs er der Menschheit eine Lehre zu vermitteln habe, dafs er die Offenbarung, die ihm in der Natur geworden, auch andern mitteilen müsse, dafs er nicht dichte „weil ein Gott ihm gab zu sagen, was er leide“, nicht um den Schmerz oder den Jubel der eigenen Brust zu erleichtern, sondern um sein Zeitalter zu lehren, wie es seine Bürde tragen könne, und um es zu einem tieferen, innerlichen Leben zurückzuführen. Und dies ist es, was uns mit immer neuem Staunen und mit stiller Ehrfurcht erfüllt, je mehr wir in das Leben und die Werke des Dichters eindringen.

Doch immer hat Wordsworth die Zumutung abgelehnt, dafs seine Philosophie in ein System zu zwängen sei. Je älter er wurde, um so mehr hafste er alles Dogmatisieren. „Dem Geiste klare Gedanken, lebhafte Bilder und starke Gefühle zu vermitteln, wenn mir das gelingt“, sagt er in der Vorrede zum Ausflug, „so wird

der Leser das System für sich schon finden.“ Wohl können wir bei Wordsworth wie bei keinem andern Dichter von einem in sich geschlossenen Lebenswerk der Dichtung sprechen, d. h. all sein Schaffen als eine Einheit betrachten; keiner hat sich so früh und mit solcher Klarheit wie er einen Lebensplan vorgezeichnet, den er ausgebaut und verziert hat aus dem gleichen Material zu einem einzigen harmonischen Bau. Doch sehen wir nach dem Einzelnen, so sehen wir in diesem Bau gar manche Abweichung der Stilarten, wie sie dem reich gestaltenden Geiste des Künstlers gerade gefielen.

Wordsworths Philosophie ist in seiner Naturauffassung enthalten: die beiden decken sich so sehr, dafs wir die eine für die andere setzen können. Neigt nun schon der fromme, orthodox-calvinistische Cowper hier und da zum Pantheismus, wie viel mehr mufste nicht Wordsworths beseelte Natur ihn zu einer monistischen Weltanschauung hindrängen! Und doch ist Wordsworth gewifs ein theistischer Dichter. Sein moralisches Bewufstsein, die stete Betonung und leidenschaftliche Verteidigung des freien Willens mufsten ihn immer wieder zum Theismus führen. Es ist nicht schwer, in seinen Werken, namentlich im Ausflug, Stellen zu finden, die bei der Behandlung ein und desselben Themas hier eine monistische, dort eine dualistische Auffassung bekunden, je nachdem der Dichter hier sich eins fühlt mit dem reichen Leben der Natur oder dort von der sittlichen Gröfse des Menschengeistes zu einem persönlichen Schöpfer geführt wird.

Man könnte auch auf ihn anwenden, was Goethe von sich an Jacobi schreibt: „Ich für mich kann bei den mannigfachsten Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkungsweise genug haben: als Dichter und Künstler

bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlichen Menschen, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, dafs die Organe aller Wesen zusammen es nur zu erfassen vermögen."

Noch weniger als ein systematischer, war Wordsworth ein gelehrter Philosoph. Verwahrte er sich schon gegen ein eigenes System, so waren ihm vollends die Systeme anderer Philosophen ganz gleichgültig. Er steht hiermit ganz im Gegensatz zu Coleridge. Brandl nennt Coleridge, sich eines Wortes von Shelley bedienend, ein Chamäleon, das immer die Farbe der Pflanze annimmt, die es weidet.

Coleridges Werke spiegeln alle Eindrücke wider, die sein rastloser Geist emsig überall sammelte; in seinen Gedichten und später in den philosophischen Prosaschriften können wir nacheinander deutlich den Einfluſs der alten Philosophen, besonders Platons, später den seiner Landsleute Hartley und Berkeley, dann den der Deutschen, Kant und Schelling, verfolgen, um ihn schliefslich im Mystizismus einlaufen zu sehen.

Bei Wordsworth würde ein solches Bemühen fruchtlos sein. Wenn wir überhaupt von einem direkten Einfluſs reden wollen, so sind es nur die alten Philosophen, die ihn geübt haben. Mit ihren Gedanken hatte er sich von seiner Knabenzeit an erfüllt; ihr Geist war in ihn übergegangen; und bewufst oder unbewufst hat er seine ethische und metaphysische Anschauung auf sie gestützt. Auf die poetisch-anthropomorphistische Naturauffassung der Griechen blickt er freilich nicht mit der Sehnsucht eines Schiller; höchstens wenn er sie der öden Stumpf-

heit entgegenhält, in die die grofse Welt versunken ist, sieht er in ihr „einen Blitz, einen Lichtstrahl, der uns nicht ganz im Dunkeln läfst.“ [1] Vielleicht stand seine eigene, die Natur beseelende Anschauung der des Altertums zu nahe, als dafs er zu dem sentimentalen Gefühl eines Verlustes hätte kommen können; er hatte sie nur vergeistigt und vertieft.

Weit mehr hat er seine Moral auf den Grundsätzen griechischer Philosophen aufgebaut. Der stoische Weise, der erhaben über alle äufseren Zufälligkeiten, in stolzer Unabhängigkeit sein Gemüt frei von den stürmischen Wogen der Leidenschaft und Freude hält, ist sein Ideal. Immer wieder predigt er die Pflicht der weisen, leidenschaftslosen Gemütsruhe, die ἀταραξία der Alten (the wise passivness), die allein im stande sei Herz und Gemüt offen zu halten, um das wahre Sein des Weltalls zu erkennen:

„Lafs jetzt, o Freund, genug des Kummers sein“

ruft der Wandrer im Ausflug dem jungen Genossen zu:

„Der Weisheit hohes Ziel verlangt nicht mehr.
Sei weise, fröhlich, sieh nun länger nicht
Die Dinge mit unwürdigen Augen an.“

Wordsworth hat in richtiger Selbsterkenntnis auch die Schranke gesehen, die er sich selbst zog, wenn er diesen Grundsatz allein befolgte. Diese Passivität mufste den modernen Menschen mit seinem Verlangen nach Thaten und Arbeit in Konflikt mit sich selbst und mit den berechtigten Anforderungen der Welt bringen. Die Ode an die Pflicht, [2] die im Jahre 1805 entstand, um dieselbe

1) Nr. LXXI. 2) Nr. XXX.

Zeit als das autobiographische Gedicht seinem Abschluſs nahte, ist ein merkwürdiges Selbstbekenntnis, das Fazit, das er aus dem Lebensabschnitt, der dichterisch abgeschlossen hinter ihm lag, zog. Er redet die Pflicht, die allumfassende, allgebietende Macht an:

„In keines Seelenkampfes Pein,
Nicht in der Leidenschaften Drang
Sollst du mir Hort und Stütze sein,
Nein, in der Ruhe trägem Zwang.“

Der Dichter weiſs, daſs die Pflicht ihn erst aufraffen muſs, daſs er ihren Dienst braucht, um ihn von der Schwachheit zu befreien, die seine Natur, sich selbst überlassen, zur stillen Träumerei des Einsiedlers geführt hätte.

Das Gedicht ist in enger Anlehnung an Grays „Ode an das Unglück“ geschrieben, die wiederum fast nur eine Umschreibung von Horaz' Ode an die Fortuna ist. Wordsworth hat das Versmaſs und die äuſsere Einteilung Gray entlehnt; der Inhalt muſste um des verschiedenen Gegenstandes willen eine andere Stimmung widerspiegeln. Wo Wordsworth die Strenge der Pflicht für sich begehrt, bittet Gray die erziehende Hand des Unglücks sich sanft auf sein Haupt zu legen. Wordsworth hat vor sein Gedicht das Wort des stoischen Weisen gesetzt: Jam non consilio bonus, sed more eo perductus, ut non tantum recte facere possim sed nisi recte facere non possim. Er umschreibt diesen Ausspruch in seinem Gedicht mit der Schilderung des Glücklichen, der unbewuſst und zweifelsfrei das Werk der Pflicht vollbringt, der ihr Auge nie ernst schaut und heiter ihre unabänderliche Macht fühlt, dieselbe Macht, die auch den Sternen ein Gesetz ist und das Himmelszelt in Kraft und Jugend erhält. In dieser

Strophe vor allem erkennen wir eine grofsartige, dichterische Kundgebung der stoischen Weltanschauung.

In ähnlicher Weise preist auch die Hauptperson des Ausfluges, der Wanderer, die ewig unveränderte Macht der Pflicht:

„Und was sind ewige Dinge? Macht verschwindet,
Besitz verschwindet und die Meinung wechselt,
Die Leidenschaften herrschen flüchtig nur.
Doch unerschüttert von dem Sturm des Zufalls,
Nicht Wechsel noch Verändrung unterworfen
Besteht die Pflicht, und unerbittlich leben
Zur Stütze uns die Mafse und die Formen,
Die ein abstraktes Denken sich erschafft,
Ihr Reich ist dort, wo Zeit und Raum nicht ist."

Diese Stelle zeigt freilich noch einen ganz anderen, modernen Einfluſs. Sie ist so ganz von der Lehre Kants durchdrungen, daſs eine bewuſste Anlehnung an die Prinzipien des grofsen deutschen Philosophen unzweifelhaft ist. Wie weit Wordsworth in das Studium seiner Philosophie eingedrungen ist, läſst sich nur aus vereinzelten Spuren in seinen Werken abnehmen. Höchst wahrscheinlich hat er aber bei seinem unvollkommenen Verständnis der deutschen Sprache keines der Werke Kants selbst gelesen. Der Vermittler war Coleridge, der, aus Deutschland heimgekehrt, Wordsworth in seine Begeisterung für deutsche Philosophie vorübergehend mitriſs.

Aus dieser Lobpreisung der ewigen Gesetze der Pflicht geht für unsern Dichter ganz unabweisbar die Notwendigkeit einer autonomen Willensfreiheit des Menschen hervor: Nur für den Selbstwollenden kann eine Pflicht bestehen. Auch alle sozialen Verhältnisse mifst er mit dem Mafsstabe, ob sie dem einzelnen erlauben, selbst zu wollen. Mit Schmerz sieht er daher auf die moderne Entwicklung

seines Volkes, die der grofsen Masse dies höchste Geschenk der Gottheit im Keime ersticken oder doch beschränken will, die den Menschen „zu einem sinnlosen Werkzeug der Maschine“ herabdrückt.

Dem Menschen ward diese Freiheit zu handeln und zu wirken; doch besitzt er auch diese Gabe im höchsten Grade, am sichtbarsten, so steht er damit nicht abgesondert der Natur gegenüber; denn durch das ganze Weltall geht ein und dasselbe wirkende Prinzip: die Freiheit, die Seele des Universums! Wir mögen diesen Gedanken in Tintern-Abbey und vielen kleineren Gedichten verfolgen; am deutlichsten vielleicht spricht er sich in der grofsen Rede des Wanderers, die das neunte Buch des Ausflugs einleitet, aus:

„In allem, was besteht, wirkt eine Kraft
„Weit über sich hinaus . . . . . .
„Ein Geist, der keine Sonderstelle kennt,
„Nicht Kluft, nicht Einsamkeit. Von Glied zu Glied
„Kreist er umher, die Seele aller Welten.“

Nicht der Mensch wird so herabgedrückt zu einem willenlos eingeordneten Teile der Natur, sondern die Natur wird emporgehoben zu der Wirkungsfreiheit des Menschen. In diesem Gedanken liegt das Bindeglied zwischen der pantheistischen Naturauffassung und der moralischen Sonderstellung des Menschen; und in beiden findet der Dichter eine Stütze für seinen Unsterblichkeitsglauben.

In der grofsen Ode, die diesem geweiht ist, hat Wordsworth die Quintessenz seiner philosophischen Ansichten gegeben: hier hat er seine volle Hingebung an die Natur mit der metaphysischen Bestimmung des Menschen in Einklang gebracht. Der Titel der Ode, der nach Wordsworths üblicher Weise eine Art Programm ent-

hält, lautet: „Andeutungen über die Unsterblickeit aus Erinnerungen der frühesten Kindheit.“ [1] Die Ode gilt dem Engländer als das Meisterwerk des Dichters. Aubrey de Vere preist sie vor allen übrigen Gedichten, Emerson nennt sie die höchste Wassermarke des englischen Geistes, Lord Houghton, einer der Präsidenten der Wordsworth-Gesellschaft, sagt von ihr: „Wenn ich in jener etwas herausfordernden Weise, in der man manchmal gebeten wird, einer Dame etwas ins Album zu schreiben, gefragt würde: welches das gröfste Gedicht in englischer Sprache sei, würde ich keinen Augenblick zögern zu sagen: Wordsworths Ode an die Unsterblichkeit. Das Gedicht ist für mich der höchste Ausdruck philosophischer Poesie; es schmückt Jugend und Kindheit mit den Jahren ernster philosophischer Männlichkeit; es umfafst das ganze Leben des Menschen.“

Die Ode ist in dem Zeitraum von drei Jahren 1803 bis 1806 entstanden, und nachdem sie 1807 veröffentlicht worden war, hat sie bei späteren Ausgaben nur ganz unwesentliche Änderungen erfahren. Dorothys Tagebuch aber zeigt, mit welcher Sorgfalt und welchem, stets neuem Fleifse sie gearbeitet wurde, ehe der Ausdruck der Tiefe des Gedankens und dem steten Wechsel der Stimmung entsprach. Dieser Wechsel giebt sich in der ganz unregelmäfsigen Form, die jeder der elf Stanzen eine eigentümliche Struktur leiht, kund. Das Versmafs ist bis auf wenige Ausnahmen jambisch; wenn dann aber wie in der zehnten Strophe der Trochäus eintritt, bringt er einen besonders starken Eindruck von Lebhaftigkeit und Kraft hervor.

---

1) Nr. XXXI.

Das Gedicht zeigt bei aller Einheit des durchgehenden Gedankens doch eine deutliche Zweiteilung in seiner Disposition. Die ersten vier Strophen sind von den übrigen der Zeit nach um nahezu zwei Jahre getrennt. Wir finden in ihnen noch keinen neuen Gedanken, der über diejenigen von Tintern-Abbey hinausginge; sie sind ein Ausdruck der vergeistigten Naturbetrachtung, die dem Kinde eigen ist, und die der Dichter in seinem reiferen Leben vermifst. Sie bringen eine Schilderung der Maienfreude und Maienschönheit aller Geschöpfe, des Jubilierens der Vögel und des Jauchzens der Kinder. Doch wie ein bald verschwindendes, bald wiederkehrendes dunkles Band schlingt sich durch dies heitere Bild der Gedanke: Etwas fehlt mir! — Das Himmelslicht, das mir einst alles erfüllt hat, der Glanz und traumhafte Schimmer, der über der Welt des Kindes lag, ist verschwunden. Inmitten aller Freude kann den Dichter ein Baum, ein Feld, ein Veilchen an die Welt erinnern, die für ihn vergangen ist.

Erst die fünfte Strophe bringt einen ganz neuen Gedanken, der hier zum erstenmale in Wordsworths Dichtung auftaucht: Vor diesem Leben hat unsre Seele ein anderes, höheres genossen:

„Geburt ist nur ein Schlaf und ein Vergessen;
Die Seele in uns, unsres Lebens Stern,
Hat anderswo ein Heim besessen,
Dort kommt sie her von fern.“

Mit Plato nimmt Wordsworth an, dafs die Seele nicht ganz entblöfst aus ihrer höheren Heimat in diese Welt gekommen ist, dafs ihr eine Erinnerung dessen blieb, was sie dort geschaut hat. In lichte Wolken gehüllt, die die Quelle des Lichtes selber vor unsern Augen verdecken, und doch seinen Abglanz festhalten, kommt die Seele auf

diese Erde. Auf die Anlehnung an Plato macht Wordsworth in der Fenwick-Note selbst aufmerksam. Das schöne Bild der einhüllenden Wolke, das auch im „Ausflug“ wiederkehrt, wo er von „der Wolke der Kindheit, in die Du uns hüllst“, spricht, läfst es nicht unwahrscheinlich sein, dafs ihm auch Boëthius, dieses treuesten aller Plato-Schüler, grofses Gedicht im letzten Buche der consolatio vor Augen geschwebt hat:

„Jetzt verhüllt in die Wolke der Glieder,
Hat er nicht völlig seiner vergessen.
Fest noch hält er das Bildnis des Ganzen,
Aber verloren sind ihm die Teile.“

Zweimal hat diese letzte Kundgebung des antiken philosophischen Geistes auch eine Epoche der englischen Litteratur eingeleitet, als König Alfred und als Chaucer Boëthius übersetzten, und bis auf unsre Tage geniefst der Trost der Philosophie in England eine allgemeine Verbreitung.

So weit geht Wordsworth mit Platon; doch während dieser die Erinnerung erst durch die Erkenntnis des Philosophen, durch Streben und Arbeit zum Urbild aufsteigen läfst, bringt für Wordsworth das Kind die leuchtende Klarheit mit, die wie die Morgenröte verblafst, je weiter wir uns von unserm Aufgang entfernen:

„Der Himmel liegt um uns in Kindertagen.“

Der Knabe sieht das Licht noch, das den Jüngling nur von ferne grüfst, bis es dem Manne in der Helle des gemeinen Tages schwindet. Da nimmt die Erde, unsre Amme, Besitz von uns und versucht uns ganz in ihren Sorgen und Freuden zu verstricken.

Dieser über Plato hinausgehende Gedanke findet seinen Ursprung bei Cicero, von dem ihn wahrscheinlich auch

Wordsworth entlehnt hat. Finden sich doch bei dem römischen Philosophen Stellen, die wie ein Programm zu dieser Strophe der Ode lauten, wie die folgende: „Sie (die Natur) hat uns ohne Lehre kleine Kenntnisse der höchsten Dinge eingeboren“ — das zeigen uns die Kinder, in denen wie in einem Spiegel die Natur sich zeigt.“

„Des Mannes Vater ist das Kind.“ Dies Citat aus einem seiner kleineren Gedichte hat Wordsworth als Motto vor die ganze Ode gesetzt. Es könnte mit besonderem Rechte vor den nächsten beiden Strophen stehen. Das Kind lebt ein doppeltes Leben, das eine von dem überirdischen Glanze der Erinnerung erfüllt, das andere, im Spiel vorausnehmend die Jahre des Ernstes und der Mühe. Hier ein Abglanz, ein Traum vom Menschenleben mit seinen wechselnden Bildern von Schmerz, Freude, Hafs und Liebe —, dort in der schwachen Hülle des Kindes die Unermefslichkeit der Seele, die da sieht, wo wir blind sind, und das liest, was die ewige Tiefe uns verbirgt.

Wordsworth hat zu der nächsten, der neunten Strophe selbst einen Kommentar gegeben: „Ich konnte als Kind oft an die wirklichen Dinge nicht als wirklich bestehend denken; ich verband mit allem, was ich sah, etwas, was nicht aufser mir war, sondern unzertrennlich von meiner immateriellen Natur. Oft wenn ich zur Schule ging, mufste ich an eine Mauer, einen Baum greifen, um mich aus diesem Abgrund des Idealismus in die Wirklichkeit zurückzurufen.“ Das waren die steten Zweifel:

„Die ob der Dinge Dasein uns erfüllen,
Die von uns fallen, sich vor uns verhüllen:
Verblafste Schemen für ein Wesen nur,
Das einzig in der Welt der Träume lebt.“

In den beiden letzten Strophen kehrt der Dichter zum Anfang zurück: Ist auch dieser überirdische Glanz für immer hin, so mag der Mensch Kraft im Bleibenden finden. Denn wenn sich auch ernstere Farben dem Blicke zeigen, der Dichter hat eins gewonnen, was er damals nicht besafs: die Fähigkeit, mit Bewufstsein, mit Hilfe des Gedankens in dem Buche der Natur erhabene Weisheit zu lesen:

„Mir kann die niedrigste der Blumen geben
Gedanken, die zu tief für Thränen liegen."

Auch in diesem Gedicht können wir wie bei der Ode an die Pflicht den engen Zusammenhang mit dem autobiographischen Gedichte, das seinem gröfsten Teile nach im Jahre 1805 geschrieben wurde, verfolgen. Die Apotheose der Kindheit, wie sie in der Ode ihre höchste Ausgestaltung fand, ist auch der hauptsächliche Gegenstand des Praeludium. Der Dichter macht zu verschiedenen Malen darauf aufmerksam, dafs auch die Ode einen persönlichen Charakter trage, dafs die frühen Erinnerungen seine eigenen seien; doch hebt sie die Tiefe des philosophischen Gedankens und der umfassende Ausdruck über das Persönliche zum Typischen empor, und Lord Houghton sagt mit Recht, dafs sie das Menschenleben umfasse. Der persönlichen Entfaltung, den eigenen Kindheitserinnerungen bis herauf zum Vollbewufstsein der Schaffenskraft ist dagegen das Praeludium ganz allein gewidmet.

Schon früher haben wir zu wiederholten Malen auf dieses Werk hinweisen müssen: die Schilderung der Kinder- und Entwicklungsjahre gründet sich so sehr auf dasselbe, dafs wir hier auf eine Analyse verzichten können, um nicht Längstgesagtes zu wiederholen. Das ganze Werk

besteht aus vierzehn Büchern; Wordsworth selbst nennt das eine beunruhigende Länge; doch verzweifelt er an der Möglichkeit zu kürzen. „Das ist schwer zu thun", schreibt er an Sir George Beaumont, „wenn man gedankenvoll geschrieben hat. Ich habe diesen Fehler, wenn ich ihn je in meinen Schriften geahnt habe, immer als unheilbar erfunden. Er liegt zu tief in der ersten Anlage." Die ersten elf Bücher, die die Kindheit, die Studentenjahre und den Aufenthalt in Frankreich umfassen, zeigen wenig von diesem gefürchteten Fehler; und die drei, welche der französischen Revolution gewidmet sind, erregen in ihrer schlichten Einfachheit, ohne dafs sie uns je den psychologischen Faden verlieren liefsen, ohne dafs sie auch nur an den Memoirenton streiften, sogar ein Interesse, das weit über die Person des Dichters hinausgeht: „Sie atmen", sagt ein englischer Kritiker, (John Morley in seiner Einleitung zur Macmillanausgabe) „den wahren Geist der grofsen Katastrophe; sie haben etwas von der Strenge, Selbstzucht und unerbittlichen Notwendigkeit der klassischen Tragödie an sich."

Die drei letzten Bücher sollen den Prozefs der Rückbildung zur Natur darstellen:

„Zu lange schon hat Schuld und Menschenirrtum
Uns aufgehalten, auf des Leides Schauspiel
Zu schaun gezwungen, innerlich bedrückt
Von Sorge und Enttäuschung und Verwirrung,
Von falschem Urteil, Eifer, der erkaltet,
Und endlich dem Verlust der Hoffnung selbst
Und jedes Hoffnungsziels. Nicht hier begann
Einst unser Sang und hier nicht soll er enden."

Es mufste dies natürlich eine Variation des alten Themas werden, die bei absichtlichem Mangel an allen

äufseren Ereignissen den Leser etwas ungeduldig macht. Doch sind auch gerade hier wieder einige besonders klangvolle Töne angeschlagen: so in der Schilderung der Besteigung des Snowdon im letzten Buche und in dem Schlufshymnus auf die drei Menschen, denen er alles dankt, was durch den Einflufs und die Liebe anderer für das Werden seines Geistes geleistet werden konnte: seine Schwester, seine Gattin und Coleridge.[1]

Wordsworths Autobiographie steht unter den vielen ähnlichen Werken doch ganz eigenartig da. Er selbst glaubte, es sei ohne Vorgang in der Litteraturgeschichte, dafs ein Mensch so viel von sich selber sprechen sollte. Wir können diesen Ausspruch nicht wörtlich nehmen; denn seit mit der Entwicklung der modernen Weltanschauung der Mensch und vornehmlich der Dichter sein gröfstes und fruchtbarstes Feld in der Erforschung der Seele gefunden hat, hat sich auch der Blick am liebsten in die eigene Brust gesenkt in der Hoffnung, dort allein unvermittelt den geistigen Kräften und ihrer Wirkung nachspüren zu können. Hat doch J. Burckhardt von dem Gröfsten, der diese Bahn beschritten hat, von Dante, gesagt, dafs er in der vita nuova zuerst sich selber gesucht habe, wie alle anderen zuvor sich selbst geflohen zu haben schienen.

Es wäre kein leichtes Unternehmen, die zahllosen Autobiographieen, mit denen uns Menschen von wirklicher und von eingebildeter geistiger Bedeutung überschüttet haben, aufzuzählen, wenn auch glücklicherweise die Aufforderung Benvenuto Cellinis, womit er seine Lebensbeschreibung einleitet, nicht ganz befolgt wird:

---

1) Nr. LXXXVII, 3.

„Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absicht bewufst sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen.“ Vielleicht hat Wordsworth bei seinem Ausspruch aber auch nur die äufsere Einkleidung in das poetische Gewand des Blankverses vor Augen gehabt, worin er allerdings ohne Vorgänger ist.

Viel auffälliger ist aber ein innerer Gegensatz zu anderen Schriften dieser Gattung. Cellini fährt in seinem Vorschlag fort: „Doch sollten sie nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben“ — was bei einem Menschen der raschlebenden Renaissance mehr bedeutet als in unsrer Zeit. Ihm zufolge soll eine solche Biographie einen Schlufsstein des Schaffens bilden, eine Übersicht des ganzen Lebens geben. Und in der That haben auch fast alle Erzähler ihres eigenen Lebens ihre Aufgabe so aufgefafst. Nicht so Wordsworth.

Was anderen ein Nachspiel ihres Wirkens war, war ihm ein „Vorspiel“ — ein Titel, zu dessen Wahl Mrs. Wordsworth, als sie das Werk nach des Dichters Tode herausgab, gewifs auch durch diese Gründe geführt wurde. Wordsworth wollte beobachten, wie ihm die Schwingen seines Genius gewachsen waren, um daran ihre Kraft für den Flug zum Gipfel des Berges zu erproben.

Dafs das Praeludium nichts weiter als ein Seelenbild sein will, zeichnet es nicht so sehr vor anderen aus. Auch Rousseau spricht in seinen Bekenntnissen davon, dafs er nur einen Führer habe: die Kette seiner Empfindungen. „Es ist die Geschichte meines Herzens, was ich versprochen habe.“ Doch Rousseau will wie vor

ihm Augustin uns mit „seinem Inneren in allen Lagen des Lebens bekannt machen“; sein Interesse geht dahin, jede Falte zu enthüllen; und mit besonderer Vorliebe weilt er bei den dunklen Unterströmungen seines Wesens. Wordsworth sieht in selbstgewählter Beschränkung nur eine Hauptströmung seiner Entwicklung: sein Werden zum Dichter und Priester der Natur. Alles andere wird nur als Förderung oder Hemmung dieser unaufhaltsam fortdrängenden Flut mit sekundärem Interesse geschildert. Charakteristisch für diese Auffassung ist es, dafs Wordsworth die interessanten kleinen Kinderanekdoten von dem ungezähmten Trotz und der Wildheit des Knaben vom Praeludium ausschlofs, die er doch viel später in die Prosanotizen, welche er seinem Neffen diktierte, aufnahm. Sie haben nichts zu thun mit dem ahnungsvollen Leben der Kinderseele, wie es sich in der nächtlichen Kahnfahrt oder in der Schilderung des Eislaufes enthüllen konnte. Gewifs läfst uns der Dichter in seinem Gedichte alles entbehren, was das Leben des Kindes in der Berührung mit dem äufseren Leben so interessant macht: die Spiegelung der grofsen Welt in seiner kleinen, was er selber in der Ode an die Unsterblichkeit mit den Worten angedeutet hatte:

„— — — — — Ein Plan —
Ein Bruchstück, wie ein Traum vom Menschenleben.“

Alles, was Goethe in Dichtung und Wahrheit so meisterlich und reich entfaltet hat, fehlt ihm. Doch müssen wir nicht vergessen, dafs er ein ganz anderes Ziel verfolgte als der deutsche Dichter, der aus der Überfülle des Lebens, das er um sich und in sich fühlte, ein Gesamtbild entwarf, der mit wunderbarer Objektivität seine Gestalt als den Mittelpunkt aller dieser Fülle sehen durfte

und noch am Ende seines Lebens das köstliche Wort aussprechen konnte: „Als ich sechzehn Jahre alt war, war Deutschland auch sechzehn.“

Wir müssen Wordsworth glauben, der sonst immer so sehr den Beruf des Dichters als Lehrer der Menschheit hervorhebt, dafs er hier keinen vorbildlichen Plan vor Augen gehabt hat, dafs er weit davon entfernt war, erziehend auf andere wirken zu wollen. Er wollte mit diesem Gedichte niemand als sich selber erziehen, oder vielmehr, er wollte sehen, wie weit er schon erzogen war. Dies ist auch der Grund, der ihn abhielt, das Praeludium bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Gleich bei der Konzeption des Planes stand ihm diese Absicht fest. Dieser war ihm, wie wir gesehen haben, schon während des Aufenthaltes in Deutschland gekommen. Er hoffte dann in Grasmere im ersten Eifer dieses Werk als seine Hauptaufgabe im Auge zu behalten. Die beiden ersten Abschnitte, die damals in einem Anlauf gedichtet wurden, zeigen höchste Frische und Schaffensfreudigkeit: „eine fröhliche Einleitung, mit unwiderstehlichem Eifer geschrieben“, nennt sie Wordsworth selbst. Doch schneller als bei irgend einem andern Werke des Dichters geriet dieser Eifer ins Stocken. Sechs Jahre lang wurde es nur eine Gelegenheitsarbeit, langsam reifend, „ein Bach, der zeitweilig ganz verschwindet, um dazwischen mit lebhaftem Gefälle vorzubrausen“, bis mit dem Beginne des Jahres 1805, wo erst sechs Bücher vollendet waren, eine wahre Springflut hervorbrach, die in weniger als einem halben Jahre das Buch durch die acht letzten Gesänge zum Schlufs führte.

Das Gedicht ist Coleridge gewidmet, ja mehr als dies: es ist durchweg als eine Anrede an den Freund

gedacht, „dessen hervorragendem Genius und dessen Gelehrsamkeit des Verfassers Geist tief verschuldet ist“, wie es in der Vorrede zum Ausflug heifst. Coleridge, der, während Wordsworth die letzte Hand anlegte, in Malta weilte, scheint einige Abschnitte schon dort gelesen zu haben; die übrigen Gesänge aber las ihm der Dichter selbst in Coleorton an einem denkwürdigen Abend vor. Coleridge war tief ergriffen von dem gewaltig hinrauschenden Strom der Beredsamkeit, der so voll mit Wordsworths tiefer wohlklingender Stimme an sein Ohr schlug, mehr aber noch von der ethischen Kraft und Begeisterung, dem festen, zielbewufsten Streben, das in sich die Vollendung trägt, und das die Vergleichung mit seinem heimatlos irrenden Geist ihm noch stärker hervortreten liefs.

Ganz überwältigt von dem Eindruck entstanden ihm noch in derselben Nacht die Verse an William Wordsworth, ein begeistertes Danklied „an den Freund der Weisheit, den Lehrer des Guten, der es gewagt habe, den Quellen des menschlichen Geistes nachzuspüren, die Gedanken zu enthüllen, die sonst zu tief für Worte liegen“:[1]

„— — — — Ein Orpheus sang, ein göttlicher,
Gedanken hoher Leidenschaften voll
Zur eigenen Musik gesungen.“

Sein eignes Leben, sein hohes und doch so oft verfehltes Streben zieht an seinem Blick vorüber; er schliefst mit dem pathetischen Ausruf:

„Und als, o Freund, mein Tröster und mein Führer,
Stark in dir selbst und kraftvoll, Kraft zu geben,
Dein langgetragner Sang zuletzt verhallt,

1) Wordsworth hat auf diese Worte in den Schlufsversen der Ode an die Unsterblichkeit angespielt.

Als deine tiefe Stimme schwieg, doch du
Mir noch vor Augen warst und um uns beide
Das glücklich frohe Bild all unsrer Lieben,
— All jener, die am tiefsten ich geliebt —
Saſs ich, mir kaum bewuſst, daſs du geendet;
Mein ganzes Wesen war nur ein Gedanke.
— War's ein Gedanke? War's Entschluſs? War's Streben? —
Ich hing noch an dem Klang, der mir verhallt',
Und als ich aufsah, war ich im Gebet."

Coleridge war es auch, der nun den Freund bestimmte, mit aller Kraft an das groſse Lebenswerk zu gehen, an das philosophische Gedicht, zu dem die Vorbereitung mit dem Praeludium eben abgeschlossen worden war. Wordsworth hatte damals schon bedeutende Teile desselben fertig liegen; Stücke, die in den Tagen von Racedown geschrieben worden waren, so die Novelle von Margareth, wurden dem „Ausflug", wie er 1814 beendet und veröffentlicht wurde, einverleibt.

Das ganze Werk sollte eine Trilogie, „Der Einsiedler" genannt, werden: „da es zum Hauptgegenstand die Empfindungen und Meinungen eines in Zurückgezogenheit lebenden Dichters hat." Der erste und dritte Teil sollten, ohne eine novellistische oder dramatische Gestaltung, sich in philosophischen Auseinandersetzungen aus des Autors eigenem Munde ergehen. Von diesen beiden Teilen ist jedoch nur ein längerer Teil des ersten in den Manuskripten des Dichters erhalten geblieben und erst kürzlich veröffentlicht worden. Dieses Fragment ist als eine Fortsetzung des Praeludium anzusehen; es giebt eine Schilderung des Heims von Grasmere. Einzelne Partieen sind so lebhaft und anschaulich geschrieben, daſs man wohl annehmen kann, sie seien unter dem ersten, unmittelbaren Eindruck, den Flitterwochen in Dove Cottage ent-

standen. Jedoch eine gewisse Ungleichheit der Komposition hat die Herausgeber des Nachlasses bestimmt, das Stück von der Veröffentlichung des Praeludium auszuschliefsen.

Vollendet und zu einem gewissen Abschlufs gebracht ist nur der zweite Teil, „Der Ausflug“ (the excursion). Aus der Vorrede läfst sich leicht entnehmen, dafs der Dichter damals schon ziemlich überzeugt war, dafs er den weit angelegten Plan nicht ausführen würde. Er vergleicht sein Werk mit einem gotischen Dom; und dieses Bild pafst vor allem auch darum, dafs es das Schicksal der meisten dieser Bauwerke teilt: unvollendet zu bleiben. Das „Vorspiel“ soll zu dem Hauptbau als eine Vorhalle, als ein Portal angesehen werden; und um die Einheit der dichterischen Arbeit zu bewahren, sollen sich die kleineren Gedichte in den Bau als Seitenkapellen, Altäre und Grabmonumente einreihen. Wenn uns erlaubt ist, in dem Bilde des Dichters zu bleiben, so müssen, — das Verdienst des ganzen Bauwerks zugegeben, — doch die Perlen der Kunst weit mehr in diesen kleinen Schmuckstücken gesucht werden.

In diesem Hauptwerke des Dichters liegt die höhere Einheit seines Schaffens, seiner Persönlichkeit vor unsern Augen; die beiden Richtungen, welche in den lyrischen Balladen oft unvermittelt nebeneinander hergehen, und nicht selten, wenigstens der Form nach, in seltsamem Kontrast miteinander stehen, sind hier aufs Innigste verschmolzen. Wordsworth hat im Ausflug gezeigt, wie er seine „hohe Weisheit“ verstanden haben wollte: sie sollte ein Ausdruck des schlichten Menschengeistes sein, der durch Beobachtung geschärft und in stiller Sammlung gereift ist. Zugleich aber ist ihr letztes Ziel, zu beweisen, dafs nicht nur die moralische Begabung des Menschen

überall, im Palast wie in der Hütte, die gleiche ist, sondern dafs sogar bei den Bewohnern der Hütten die Leidenschaften und Seelenkämpfe ursprünglicher und einfacher zum Ausdruck gelangen:

„Der ist geringstem Irrtum unterworfen,
Den eine gütige Notwendigkeit
Den niedersten der Pfade der Vernunft
Zu folgen zwingt."

Den unteren sozialen Schichten sind alle Personen des Ausfluges entnommen; und wenn der Pfarrer eine Ausnahme macht, so geschieht dies allein, um an ihm zu zeigen, wie der echte Hirt seiner Herde, trotzdem er auf der Höhe der Bildung steht, sich nur durch eine gröfsere Menschenkenntnis von ihr auszeichnen darf, all sein Empfindungs- und Gemütsleben aber mit ihr teilen mufs.

Dafs die „annähernd dramatische Form", die der Dichter seiner Vorrede zufolge für diesen Teil seiner Trilogie gewählt hat, nicht das ist, worauf ihr Wert beruht, wird man bei Wordsworths ganzer Eigenart nicht erstaunlich finden. „Ein episches Gedicht ohne Handlung mit zwei Helden von identischem Charakter" hat man den Ausflug genannt. So lose nun auch diese äufsere Form die langen Monologe, aus denen fast das ganze Gedicht besteht, umgiebt, so hat sie doch den Vorteil, dafs die Absicht des Dichters in wenigen festgefügten typischen Charakteren klarer und präziser zum Ausdruck gelangte.

Die Unterredner sind alles Personen ohne Namen — auch dies ein Zeichen, wie sehr dem Dichter das persönliche Moment zurücktrat. Aufser dem Erzähler sind es der Wandrer, der Einsiedler und der Pfarrer. Nach der Beschäftigung des Hauptsprechers, des Wanderers,

hiefs das Gedicht während der Zeit seines Entstehens im Familienmunde der Hausierer (the pedlar); viel mehr besagt freilich auch der endgültige Name nicht. Wordsworth läfst uns nicht im Zweifel, dafs er unter dieser Hauptperson sich selbst verstanden wissen wollte, „so wie er sich vorstellte, dafs sein Charakter sich unter ähnlichen Umständen entwickelt haben möchte.“ Bei seiner grofsen Leidenschaft zum Wandern erschien ihm das Hausierergewerbe so verlockend, dafs er, wie er sagt, es gewifs erwählt haben würde, wenn er in diesen Kreisen aufgewachsen wäre. Wir haben uns angesichts der modernen Entwicklung von Handel und Wandel daran gewöhnt, dieses Gewerbe als behaftet mit einem gewissen Odium anzusehen, während doch in Zeiten und Gegenden, die ganz abgeschlossen vom Verkehr sind, diese Wandrer die einzigen Träger der Bildung, das Bindeglied mit der Aufsenwelt waren. Sie stiegen von Hütte zu Hütte, froh begrüfste Freunde, Ratgeber und Tröster. Wenig später als Wordsworth läfst auch Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren seinen Garnträger beim Webervolke im hohen Gebirge eine ähnliche Rolle spielen, und in Jung-Stillings Jugendgeschichte sind die pietistischen Hausierer, die neben mancherlei nützlichen Waren überall Frömmigkeit und Erleuchtung in die Hütten tragen, charakteristische Gestalten.

Wordsworths Hausierer ist ihm zum Ideal des Weisen geworden: Er ist alt und ehrwürdig; er hat sein Gewerbe schon niedergelegt, doch der noch rüstige Mann kann das liebgewordene Wanderleben nicht aufgeben; er ist einer von jenen Dichtern, von denen die Welt nichts weifs, weil ihnen der Ausdruck des Verses mangelt. Er hat als Kind die schneidende, doch gesunde Luft der Armut geatmet; früh hat sich dem Hirtenknaben auf seinen

Bergen die Grofsartigkeit der Natur erschlossen; er ist herangewachsen, aus sich selbst heraus gebildet, und nur gering war die Hilfe, die er von andern und von Büchern empfing. So hat ihn die Natur für sich erzogen und nicht wieder losgelassen. Die Liebe zu ihr hat ihm das Wanderleben des Hausierers annehmbar gemacht; dort lernte er Weisheit auf allen Wegen. Er selbst hat in seinem Innern keine Stürme und Umwälzungen erfahren:

„Von eigner Sorge unbeschäftigt, lag
Sein Herz geöffnet."

Mit allem, was sich freut und leidet, kann er mitfühlen; ebenso wie er in der Menschenseele zu lesen versteht, so umfafst sein Herz in Liebe die ganze Schöpfung:

„— — — — Die Vögel, Tiere,
„Den stummen Fisch, der dort im Strome schnellt,
„Den Wurm, der harmlos sich am Boden krümmt,
„Das glänzende Insekt in heller Luft,
„In seinem weiten Herzen liebt er alle;
„Ihr Recht erkennend fühlte er für alle."

Alles Trübe und Harte ist aus seiner Seele verschwunden, die wie der krystallene See in windstiller Stunde den Blick bis zum Grunde dringen läfst. Auch aus seiner Religion, die ihm die Kirche seiner Heimat, die schottische, ernst und streng dargestellt hatte, ist alles Furcht- und Schreckenerregende hingeschmolzen:

„Dafs seine Religion mir manchmal schien
Als selbsterschaffen und im Wald ersonnen;
Dafs nach des eignen Herzens reinem Vorbild
Den Glauben er gestaltet."

Diesen ehrwürdigen Greis begleitet auf einer seiner Bergfahrten der Erzähler, eine Gestalt ohne selbständige Bedeutung, die etwa die Rolle der Referenten in den

Gesprächen Platons spielt. Er trifft ihn im Mittagsschatten himmelhoher Ulmen bei der Ruine einer kleinen Hütte sitzend. Von den ehemaligen Bewohnern dieser zerstörten Heimstatt, bei denen seine Gedanken weilten, berichtet der Alte seinem jungen Wandergefährten. Er entwirft das ergreifende Seelenbild eines jungen, verlassenen Weibes Margareth, das sich in Liebe und Sehnsucht nach dem Gatten verzehrt. Sie war in den Tagen des Glückes ein Sonnenstrahl im Hause und ihr Anblick jedem Wanderer eine Erquickung, bis Mifswachs und Kriegsnot den bescheidenen Wohlstand vernichteten. Ihr Mann, der den Verfall des Hauses nicht mit ansehen mochte, verliefs sie, um bei den Soldaten das verlorene Glück zu suchen. Je mehr die Hoffnung schwindet, ihn wiederzusehen, sinkt sie zusammen, und sie erlischt zuletzt wie eine Leuchte, der das Öl mangelt.

So verfällt das Menschenwerk; jedoch die Natur schafft an seiner Statt, ewig neu und jung. Dem Weisen, der in ihr zu lesen versteht, der ihrer Führung folgt, wandelt sie Traurigkeit in Glück und Freude. So tröstet der Wanderer den jungen Freund, der erschüttert auf die Ruine schaut.

Die kleine Erzählung hätte ihrer ganzen Anlage und Tendenz nach besser in den Novellencyklus gepafst, der die letzten Bücher ausfüllt. Wenn der Dichter sie nun doch heraushob und vereinzelt gleich an den Anfang stellte, so sollte sie ihm wohl als eine Art Vorbereitung oder Gegenstück zu der Lebensbeschreibung des Einsiedlers dienen, der sich in ein einsames Thal, mit Ekel an der Welt und voll Verachtung der Menschen zurückgezogen hat. Ihm, einem Landsmanne des Hausierers gilt der Besuch der beiden Wanderer. Aus seinem eigenen Munde hören wir die Geschichte seines Lebens, eine Geschichte

voll Enttäuschung und verlorenen Strebens. Wie bei Margareth zeigt sein Lebensmorgen das Bild befriedigten Glückes an der Seite eines geliebten Weibes und blühender Kinder. Hier ist der Tod der Zerstörer. Doch während das ganze geistige Leben der Frau in Sehnsucht aufgeht und vergeht, dringt in die dumpfe Verzweiflung des Mannes der Weckruf der Revolution.

Noch einmal konnte unser Dichter hier aus eigener Erfahrung schöpfen; aber der Abstand der Jahre zwischen der Schilderung des Selbsterlebten im Praeludium und diesen Partieen, die jedenfalls in Allanbank im Jahre 1810 entstanden sind, ist deutlich erkennbar. Der Ton der Begeisterung, der dort noch weht, hat hier schon einer gewissen Resignation Platz gemacht; gilt doch die Schilderung einem jener Unglücklichen, die ein Opfer der Menschheitsbeglückungsepoche geworden sind, die, nachdem sie ihr Ideal weder daheim noch im Urwald der neuen Welt finden konnten, nur die Menschenverachtung als Lebensergebnis davongetragen haben. Das persönliche Empfinden des Dichters spricht sich in den resignierten Trostworten des Wanderers aus: „Wir hatten himmelstürmend an einem Tage vorausnehmen wollen, was nur dem langsamen Reifen der Zeiten vorbehalten ist. Nun müssen wir den Druck willkürlicher Tyrannei als gerechte Strafe tragen."

Im stillen Thale, dessen sämtliche Bewohner eine einzige Hütte birgt, hat der umherirrende Mann Frieden zu finden gehofft; doch auch hierhin verfolgen ihn die Bilder des Eigennutzes: Eben erst begrub man einen Greis, den die Habgier der Wirtin dem tobenden Wetter der Berge ausgesetzt hatte, das ihm den Tod gebracht hat. Solche Erfahrungen haben den Einsiedler, den wir besser

den Einsamen (solitary) nennen würden, zum Pessimisten gemacht, der einzig nach hoffnungsloser und erinnerungsfreier Ruhe lechzt und diese nur in der Stille des Grabes zu finden hofft.

Es will scheinen, als ob die Begründung, womit der Wanderer im vierten Buch, der „Widerlegung des Kleinmutes", beginnt, dafs im Glauben an die Vorsehung der einzige Trost für alles Unglück liege, sich gar zu sehr auf der grofsen Heerstrafse der Trostgründe bewege, um wirklich ein Äquivalent für solche Schmerzen zu bieten. Jedoch erhebt sich trotz der Schwäche des Anfangs gerade dieses Buch zu der Höhe der edelsten Gedanken. Gleich in dem pathetischen Lobgesang des Wanderers auf das höchste Wesen, der mit Psalmenbegeisterung den Geist erhebt, der alles umschliefst wie die See ihre Wogen, schwingt sich die Dichtung mächtig empor; und über alle Schranken der Religionen und Nationalitäten erhebt sich der Weise zur reinsten Menschlichkeit in der Beantwortung der Frage: Was ist Irrtum? Sie lautet negativ: Irrtum ist nichts, was die äufsere Vorstellung und Anschauung in Einklang bringt mit der inneren Überzeugung. Der Arme, der um sein täglich Brot in frommer Gläubigkeit betet, irrt nicht, und nicht irrte, der Grieche, dessen lebhafter Geist seine schöne Welt mit unendlichen Göttern bevölkerte. Die ganze Schale seines Dichterzornes ergiefst sich nur auf jene Philosophen, die in der Öde ihrer Vernunft den lebendigen Geist töten möchten, die sogar die menschliche Seele aus tausend Interessen und kleinlichen Fähigkeiten zusammensetzen, für die das ganze Weltall nur ein Spiegel ist, um ihre armselige Selbstliebe darin zu beschauen:

„Im Himmel lacht man ihres eitlen Thuns."

Wordsworth hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um seine Abneigung gegen Voltaire und seine Genossen auszusprechen. „Arm, über alle Armut arm", nennt er den Mann, der wie der Einsiedler nur den Candide zum Gefährten seiner Einsamkeit hat. Lamb schreibt darüber in richtiger Erkenntnis seiner Eigenart an Wordsworth: „Sie können nie Geschmack an Candide finden; selbst ich, der vor einiger Zeit durchzukommen versuchte, vermochte es nicht um seiner Plumpheit willen. Nun denke ich wohl, dafs sich bei mir ein gröfserer Spielraum für Possenreifserei findet, vielleicht nur zu viel Hinneigung dazu." Auch uns ist dieser Antagonismus des Dichters leicht verständlich; seltsamer mufs das Zerrbild auffallen, das er sich hier und sonst von dem Naturforscher macht, der für ihn nichts ist als ein für die wahre Schönheit der Natur unempfindliches, zergliederndes und verkleinerndes Geschöpf, das

„Selbst auf der Mutter Grabe nur
Neugierigen Blicks botanisiert",

wie er sich in des Dichters Grabschrift höhnisch ausspricht. Es scheint fast, als sprächen aus dieser Abneigung unliebsame persönliche Erfahrungen, sonst würde bei einem Freunde von Humphrey Davy und Rowan Hamilton eine solche wegwerfende Verachtung kaum erklärlich sein.

Kehren wir zum Ausflug zurück. Die drei Unterredner setzen nun ihre Wanderung fort; auch der Einsiedler wird halb wider Willen mitgezogen. Aus der tiefsten Einsamkeit steigen sie herab in ein reich angebautes, dicht bevölkertes Thal, eingebettet zwischen steilen waldigen Hügeln, ein fröhlicher, beruhigender Anblick, — das ist die Heimat des Dichters, sein Grasmere-Thal.

„Alles Frieden, bäuerliche Tüchtigkeit und glückliche Armut", hatte es schon Gray in seinem Tagebuch beschrieben. Ihr Pfad führt sie nach dem Kirchhof, an der alten, für die Dauer gebauten Kirche vorbei, die der Dichter in ihrer bäuerlichen Schlichtheit mit Liebe schildert.

Hier treffen sie den Pfarrer. Wordsworth lehnt hier noch ganz besonders die Vermuthung ab, als ob er ein lebendes Modell vor Augen gehabt habe; er wollte eben nur den idealen Geistlichen der englischen Kirche schildern. Auf verschiedenen Wegen sind der Pastor und der Hausierer doch zu den nämlichen Anschauungen gekommen. Den Greis aus dem Volke haben Wetter und Wind zu einer knorrigen Eiche gebildet, während der Geistliche ihm gegenüber mit einer kraftvollen Sykomore verglichen wird. Er wird zum Schiedsrichter in den mannigfachen Fragen, welche die Wanderer beschäftigen, aufgerufen, was dem menschenscheuen Voltairianer freilich einigen Kampf kostet:

— — — — — — „Ist der Mensch
Ein Kind der Hoffnung? Folgen die Geschlechter
Einander, ohne jemals fortzuschreiten?
Erkennt der Wille der Vernunft Gesetz?"

Diese und ähnliche Fragen beantwortet der Pfarrer, indem er in den Schachten des wirklichen Lebens gräbt. Er erzählt von den Toten, die hier unter den gleichen, durch nichts ausgezeichneten Rasenhügeln schlummern. Er lehrt uns, zu preisen

„Den Atem, den wir mit der Menschheit teilen,
Mit Ehrfurcht auf des Menschen Staub zu schauen."

Der Dichter setzt hier seine Philosophie in Leben um und folgt dabei den gleichen Grundsätzen, die ihn schon in den lyrischen Balladen geleitet hatten. Und da er hier

in rasch wechselnden Bildern das menschliche Dasein von allen Seiten beleuchtet, bleibt er davor bewahrt, die Erzählungen zu ermüdender Breite anschwellen zu lassen, während weder die Erzählung von Margareth, noch die Geschichte des Einsiedlers von diesem Fehler ganz freizusprechen sind. Durch diese feine und liebenswürdige Behandlungsweise hat er das landläufige Thema der Kirchhofsbetrachtung in die Region echter Poesie erhoben. Es sind Seelenbilder, die die läuternde Macht des Unglücks darstellen, die Gröfse des Menschenherzens, das schweigend duldet, kleine Gemälde von häuslichem Glück inmitten tiefster Armut. Nur selten hat sich in das stille Thal ein klangvollerer Ton aus der stürmischen Aufsenwelt verirrt, wie damals als man mit militärischen Ehren den Jüngling begrub, den Liebling und den Stolz des Heimatdorfes, dessen Thatendurst hier ein frühes Ende gesetzt wird. Auch ein kleiner humoristischer Zug fehlt nicht. Unter demselben Rasenhügel schlummern zwei Schiffbrüchige aus verschiedenen Heerlagern der grofsen Welt, der eine ein Jakobit, der andre ein Orangist. Der immer erneute Streit der politischen Meinungen hat sie zu inniger Freundschaft und schliefslich zu einem gemeinsamen Grabe geführt.

Von diesen Erzählungen aus einer abgeschlossenen Vergangenheit führt uns der Dichter zum Schlufs mitten hinein in blühendes Leben: in die Familie des Pfarrers. Ein ländliches Pfarrhaus ist seit Goldsmiths Landprediger von Wakefield in England wie in Deutschland mit besonderer Liebe dichterisch behandelt worden. Auch für Wordsworth ist das Bild, das sich ihm hier bietet von edler Genügsamkeit, reiner Menschlichkeit, körperlicher und geistiger Gesundheit und Frische nach seinen eigenen

Worten das Höchste, was seine Dichterphantasie ihm vorzuzaubern vermag.

Tiefer sozialer Friede herrscht hier; auf gleichem Fufse verkehrt der hochgebildete Pfarrer mit seiner Umgebung, Freundschaft verbindet seinen Knaben mit den Bauernjungen. Aber zu schmerzlich fühlt der Wanderer, dafs solche Zustände nur noch eine Ausnahme bilden, und er beklagt die Kluft zwischen den Ständen, die sich täglich unheilvoller erweitert. Noch werden uns später diese bedeutsamen sozialen Erörterungen zu beschäftigen haben. Eine abendliche Kahnfahrt auf Grasmeres anmutigem See und die grofsartige Schilderung des Sonnenuntergangs schliefsen das Gedicht mit der Weihestimmung einer solchen Stunde, wie es mit der Erinnerung an die ahnungsvolle, unverstandene Andacht, die den Wandrer einst als Hirtenknaben bei dem Anblick der aufsteigenden Sonne überwältigte, begonnen hatte.

Man kann nicht sagen, dafs auch nur die Freunde dieses Gedicht mit kritikloser Bewunderung aufgenommen hätten. Crabb-Robinson fürchtete mit Recht, dafs es so unpopulär bleiben werde wie die andern Werke des Dichters. Er tadelte die Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit mancher Partieen, um sich dann allerdings in Bewunderung der Vortrefflichkeit des Ganzen zu ergehen. Coleridge — höchst charakteristisch für ihn — hatte sich den Plan ganz anders gedacht; er hatte gehofft, dafs sich Wordsworth gegen bestimmte philosophische Systeme wenden würde, gegen die „sandigen Sophismen Lockes, gegen Popes Versuch über den Menschen, gegen Darwins — des Vaters — absurde Meinung, dafs der Mensch vom Affen abstamme", u. s. w. —; kurz er ärgerte sich, dafs Wordsworth nicht geschrieben hatte, wie er es ge-

than haben würde. Am günstigsten äufserte sich Lamb, der die Lektüre des Gedichtes einen Tag im Himmel nannte, und mit Freuden den Auftrag übernahm, es in der neubegründeten Quarterly-Review zu besprechen. Er sollte freilich nur Ärger davon haben; denn Mr. Gifford, der Redakteur, hatte von seinem Recht stark Gebrauch gemacht und den gehobenen Ton der Besprechung so sehr herabgestimmt, dafs Lamb sie gar nicht mehr als sein Eigentum anerkennen wollte. Aus seinem Manuskripte teilte er in einem Klagebriefe an Wordsworth einen von Gifford besonders verstümmelten Satz mit: „Der Verfasser des Ausflugs wandert durch einen gewöhnlichen Wald wie durch den Hain von Dodona und jeder Vogel, der auf den Zweigen flötet, offenbart ihm wie der Wundervogel bei Tasso in einer Sprache, die weit eindringlicher als irgend ein artikulierter Laut ist, hohe Weisheit."

Die feindlichen Kritiken liefsen nicht lange auf sich warten. Lord Jeffrey, der Herrscher der Edinburgh-Review, übernahm es selbst, mit seinem seitdem berühmt gewordenen Worte: „Das wird's nicht machen" eine „zermalmende Kritik" zu beginnen. „Zermalmend", ruft Southey spöttisch aus, „er könnte sich ebenso gut auf den Skiddaw setzen und meinen, er zermalme den Berg." Doch Jeffrey beherrschte das Ohr und das Urteil der gröfseren Hälfte der Nation; und mit Recht hat man ihm besonders die lange Verzögerung der Anerkennung Wordsworths zugeschrieben. Die Besprechung des Ausfluges ist das wahre Musterstück einer perfiden Recension. Mit beifsendem Spott und dem parodierenden Witz, der den Jeffreys nie ausgeht, wird das Werk zerpflückt, wird seine „Albernheit, Weitschweifigkeit, Affektiertheit" blofsgelegt, durch eine absichtlich trockene und nackte Analyse

die Nichtigkeit der Fabel gezeigt. Sobald der Kritiker aber sein Urteil durch Citate belegen will, spielt ihm sein eigener guter Geschmack einen Streich. Es geht ihm wie Bileam, dem verwirrten Propheten: er geht aus zu fluchen und mufs segnen. Bei jedem weiteren Citate gerät er mehr in Bewunderung, bis er sich zum Schlufs wider Willen die Anerkennung abgerungen sieht: „Niemand kann geneigter sein als ich, den grofsen Fähigkeiten von Mr. Wordsworth Gerechtigkeit angedeihen zu lassen", der er freilich sofort die läppische Bemerkung hinzufügt, ... „doch was anders als die elendeste, herausforderndste Verkehrtheit des Geschmackes konnte ihn dazu bewegen, zum Advokaten seiner Weisheit einen Hausierer zu wählen."

Mit ernsterem Tone, doch auch witzloser schlossen sich diesem Heerbanne einige kleinere Zeitschriften an. Die Monthly Review tadelt besonders die Ernsthaftigkeit, mit der Wordsworth ohne Metapher oder Fabel von einer Beseelung der Natur rede: Er könne doch nicht annehmen, dafs der nicht inspirierte Leser einer solchen Manie folgen werde. Kaum je ein Einwurf zeigt klarer, wie sehr Wordsworth sich sein Publikum erst erziehen mufste, aber auch, wie er es erzogen hat. Aus anderem Lager kamen auch andere Vorwürfe. Die frommen Kreise, die sich an dem hohen moralischen Tone des Werkes wohl erbauten, stiefsen sich doch daran, dafs die religiösen Reden zu wenig christlich gefärbt waren, hatte doch schon Lamb dem Dichter scherzend zugerufen: „A propos, sind Sie ein Christ? oder ist es der Hausierer, oder der Einsiedler?" Ganz besonderen Anstofs erregte die Einleitung. Der Dichter hatte in ihr die Muse angerufen, ihm bei seinem Werke beizustehen, und jedenfalls im Gegensatz zu Milton hatte er sein Ziel dahin entwickelt:

„Und alle Macht und der vereinte Schrecken,
Der je persönliche Gestalt gewann,
Jehovah mit dem Donner und dem Chor
Der Engel, jauchzend um den Himmelsthron
— Das lafs ich unberührt. Kein Chaos selbst
Der tiefste Abgrund nicht des Höllenschlundes,
Noch was aus blinder Leere sich erschuf
Mit Traumeshilfe, kann in uns erzeugen
Gleich ehrfurchtsvolles Staunen wie ein Blick
In unsern Geist, in das Gemüth des Menschen.
— Dies das Gebiet, das sich mein Sang erkor.“

Der Bildhauer Flaxmann äufserte zu Crabb-Robinson: „Wenn das mein Bruder geschrieben hätte, würde ich zu ihm sagen: Verbrenne es;“ und Crabb-Robinson selbst findet in dieser Stelle mehr von einem metaphysischen Philosophen deutscher Art, als er bei Wordsworth je vermutet hätte. Wir werden jedoch später, an einer Stelle, wo wir die religiöse Entwicklung Wordsworths im Zusammenhang betrachten, sehen, wie sich seine dogmenlose Philosophie trotzdem mit einer immer wachsenden Kirchlichkeit vereinigen liefs.

Kapitel VIII.

Verhältnis zum Altertum. Spätere politische und religiöse Entwicklung. Sonette.

Wordsworth war eine Zeitlang mit der Veröffentlichung seiner Gedichte langsam gewesen; seit 1807 war er nur einmal im Jahre 1809 mit der Konvention von Cintra vor das Publikum getreten. Nun aber erschien kurz nach dem Ausfluge im Jahre 1815 auch eine neue Auflage seiner Gedichte in zwei Bänden. Sie hat wieder, wie früher die lyrischen Balladen, etwas schwer an der Theorie zu schleppen. Es ist die erste, in der der Dichter seine Werke nach einem seltsamen System angeordnet hat, das zweifellos nicht dazu beitragen konnte, seinen Leserkreis zu erweitern. Das Inhaltsverzeichnis zeigt uns: Gedichte, die sich auf die Kindheit beziehen, solche, die sich auf Zuneigung gründen, auf Phantasie, Einbildungskraft u. s. w. Die Sonette sind zusammengefafst in zwei Gruppen: Vermischte Sonette und Sonette der Freiheit gewidmet, und den Schlufs bilden wieder „Gedichte, die sich auf das Alter beziehen." Ein einziger Blick auf diese Gruppierung zeigt auch ihren Grundfehler, den alsbald auch Crabb-Robinson hervorhebt: Die Einteilung ist unter verschiedenen Gesichtspunkten getroffen, einmal einem objektiven, der Kindheit und Alter in Betracht zieht,

dann aber auch einem subjektiven, der von den Gemütskräften ausgeht, wobei dann noch als dritter bei der Aussonderung der Sonette die Rücksicht auf die äufsere Form mitgesprochen hat. Die Freunde, ja selbst die Familie, waren unzufrieden mit dem Arrangement; und die Vorrede, worin er dieses zu rechtfertigen sucht, läfst seine Gründe doch nicht klar oder stichhaltig erscheinen.

Er giebt nur eben einfach zu, dafs alle diese Gesichtspunkte sich geltend gemacht haben, und dafs er, um der Sammlung eine gewisse Einheit zu geben, mit der Kindheit begonnen und mit dem Alter geschlossen habe. Einen gröfseren Wert haben in dieser Einleitung die Untersuchungen über den Unterschied von Einbildungskraft (imagination) und Phantasie (fancy); denn dieser Wortstreit hat damals den ganzen Dichterkreis lebhaft beschäftigt. In den Tagebüchern von Crabb-Robinson, in den Briefen von Lamb und Coleridge, in verschiedenen ästhetischen Essays von Lamb über Hogarth und von Leigh Hunt über Einbildungskraft und Phantasie, überall wird über die dichterischen Kräfte und Wirkungen, die in diesen beiden Denkthätigkeiten zum Ausdruck kommen, diskutiert. Coleridge, der spekulativste Kopf unter ihnen allen, hat augenscheinlich auch diesen Unterschied zuerst gemacht. Schon im Jahre 1804, in einem Briefe an Sharp weist er der Einbildungskraft (imagination) ihre Stelle als der bildenden (modifying, später setzt er noch shaping hinzu) Kraft an, die eine schwache Analogie der Kraft des Schöpfers sei, eine Analogie nicht dessen, was wir von jener glauben, sondern dessen, was wir von ihr verstehen. Die Phantasie (fancy) nennt er eben hier „die kombinierende, zusammenstellende Fähigkeit (aggregating, associating power) — eine Erklärung, die er später auch in

der Omniana, einer Art von Sentenzen- und Anekdotensammlung, die Southey herausgab, veröffentlichte.

Wordsworth war diese Unterscheidung zu allgemein; er wollte nicht jeder dieser Fähigkeiten ein abgesondertes Gebiet der Geistesarbeit zuschreiben; in seinen Augen kommen beiden zugleich die schöpferische und die kombinierende Thätigkeit zu. Er legte vielmehr den Nachdruck auf die Verschiedenheit der Ziele und Wirkungen: Während die Einbildungskraft das Erhabene zum Ausdruck bringe, die Dinge in ihren wesentlichen, ewigen Bedingungen zeige, weise die Phantasie mehr auf das Zufällige, Schmückende, Anmutige. Ohne hier auf einen direkten Einfluſs hindeuten zu wollen, fällt doch eine Gleicheit der Behandlung des Erhabenen und Schönen bei Kant und Schiller sofort ins Auge. Coleridge hat in seiner Biographia litteraria diese Anschauung als einen Irrtum, ja als ein Miſsverständnis seiner Worte bei Wordsworth berichtigen wollen, und seine Ansicht, seinen früheren Prinzipien getreu, jedoch vertieft und eingehender nochmals ausgesprochen. Doch liegt der Gegensatz weit eher darin, daſs Wordsworths Anschauung mehr dichterisch ist, während Coleridge sich durchaus auf philosophisch-spekulativem Boden bewegt.[1]

---

1) Der Ansicht Brandls, daſs Coleridge von Jean Pauls Unterscheidung von Einbildungskraft und Phantasie oder Bildungskraft ausgegangen sei, steht schon der Umstand entgegen, daſs der oben erwähnte Brief an Sharp am 25. Januar 1804 geschrieben ist, während die Vorschule der Ästhetik erst im Laufe des Jahres 1804 in Deutschland gedruckt worden ist. Aufserdem läuft die Erklärung Jean Pauls, die in der Einbildungskraft nur eine Erinnerung, die auch den Tieren zukommt, sieht, derjenigen Coleridges zuwider.

Dieser Vorrede war noch ein langer Essay angehängt, der doch unverkennbar einige Spuren davon trägt, dafs die hämischen Kritiken über den Ausflug und sein sehr langsamer Verkauf etwas Erbitterung im Gemüte des Dichters zurückgelassen hatten. Er legt besonderen Nachdruck auf den Beweis, dafs die Popularität eines Dichter meistens ein Zeichen oberflächlicher oder schlechter Dichtung sei. Bei seiner Einteilung der Leser in jugendliche und urteilslose, in solche, denen die Poesie nur ein Luxusvergnügen ist, in solche, die sie zur Unterstützung ihrer Religion begehren, bleibt nur das Häuflein derer, denen die Poesie ein Studium ist, übrig, deren Meinung von wirklichem Wert ist. „Fort mit der sinnlosen Wiederholung des Wortes populär in Bezug auf neue Werke, als ob es für diese erste der schönen Künste kein andres Merkmal der Vollkommenheit gebe, als dafs alle ihren Produktionen nachlaufen sollten wie von einer Begierde überwältigt oder von einem Zauber gebannt!“

„Vergangenheit und Zukunft sind die Schwingen,
Sie tragen in vereinter Harmonie
Den grofsen Geist der menschlichen Erkenntnis“,

heifst es im Vorspiel; und aus diesem Geist geht die echte vox populo hervor, „beklagenswert aber ist dessen Irrtum, der glauben kann, dafs irgend etwas von göttlicher Unfehlbarkeit dem Geschrei des kleinen, wenn auch lauten Teiles der Allgemeinheit zukomme, der immer durch Partei-Einflufs regiert, unter dem Namen Publikum dem Gedankenlosen als das Volk gilt.“

Glücklicherweise kam der pekuniäre Mifserfolg dieser Publikationen, der sonst dem Dichter beim Heranwachsen seiner Kinder sehr empfindlich hätte sein müssen, jetzt

nicht mehr sehr in Betracht. Schon vor seiner Übersiedlung nach Rydal-Mount sah Wordsworth, dafs er trotz mäfsigster Lebensweise auf die Dauer mit seinen Einkünften nicht ausreichen werde. „Ich hoffte lange", schreibt er an Lord Lowther, „dafs meinen mäfsigen Wünschen entsprechend der Nutzen meiner litterarischen Arbeit zusammen mit dem Wenigen, was ich besitze, meinen und meiner Familie rationellen Bedürfnissen genügen würde. Doch darin habe ich mich getäuscht." Lord Lowther war sofort bereit, sich für den Dichter zu verwenden, und als er ein passendes Amt nicht gleich fand, bot er ihm einen Zuschufs von jährlich 400 £ aus seiner Privatschatulle an. Bald darauf wurde das Amt eines Stempelverteilers für Westmoreland frei. Die Grafschaftsversammlung übertrug es ihm, und es brachte Wordsworth ungefähr jene Summe ein. Das Amt ist nicht ganz eine Sinekure, und Wordsworth sowohl als auch sein Neffe in den Memoiren betonen dies ganz besonders, obgleich letzterer auch eine Sinekure, die dazu diene, einen Dichter zu unterstützen, nützlicher nennt als manches arbeitsreiche Amt. Es war zu diesem Finanzfach grofse Pünktlichkeit und eine Menge von Schreibereien erforderlich; doch wurden Wordsworth diese Unbequemlichkeiten sehr erleichtert, wenn nicht ganz abgenommen, durch einen treuen Schreiber Mr. John Carter, der ihm siebenunddreifsig Jahre lang diente und nach seinem Tode über die Herausgabe seines litterarischen Nachlasses wachte, einer jener selbstlosen, treuen Menschen, wie sie ein gütiges Geschick grofsen Männern nicht selten zur Seite stellt, deren höchstes Ziel in dem Streben gipfelt, jeden Stein aus dem Wege des Gröfseren, dem sie sich angeschlossen, soweit es in ihrer Macht steht, wegzuräumen.

Wordsworth konnte nun mit mehr Ruhe seinen litterarischen Arbeiten und, was ihn in dieser Zeit besonders beschäftigte, der Erziehung seiner Kinder obliegen. In einem Briefe, den er bald darauf an Poole schreibt, schildert er die innere und äufsere Harmonie seines Lebens. „Ich lebe gegenwärtig in einer höchst angenehmen (delightful) Lage, habe ein öffentliches Amt, das einen erfreulichen Zuschufs zu meinem Einkommen liefert . . . . ., meine Ehe ist so glücklich, wie sie nur sein kann, aufser dafs wir von fünf unsrer Kinder zwei verloren haben. Das war ein schwerer Schlag für uns, da es so liebliche und vielversprechende Geschöpfe waren, wie ein Haus nur immer damit gesegnet sein kann. Meine poetischen Arbeiten haben wohl oft lange Unterbrechungen erfahren; doch habe ich mich entschlossen, einen Teil eines Gedichtes in den Druck zu geben, das, wenn ich lebe, um es zu vollenden, künftige Zeiten, wie ich hoffe, nicht willig werden sterben lassen."

Dieser Brief an Poole war mit der Absicht geschrieben, diesen für Hartley Coleridge, des ältesten Sohnes des Freundes, Universitätsstudium zu interessieren. Hartleys Vater war in jener Zeit unfähig, sich im geringsten um die Erziehung des Jünglings zu kümmern. Southey und Wordsworth, die ihre Verantwortung für ihn fühlten, machten es mit Hilfe von Lady Beaumont, Poole und einigen anderen begüterten Freunden möglich, ihn im nächsten Jahre nach Oxford zu schicken. Nicht ohne Sorge entliefsen seine Vormünder den begabten Jüngling. Er trug nicht die Gewähr in sich, dafs er einst seinen Platz in der Welt behaupten würde. Ein selten phantasievolles Kind war er auch jetzt der Liebling Aller; Wordsworth hatte schon dem sechsjährigen Kinde ein

Gedicht gewidmet,[1] das eine Weissagung für sein späteres Leben geworden ist. Er hatte viel von seines Vaters Begabung geerbt und seine anmutigen, lyrischen Gedichte sind nicht ohne Bedeutung; mehr aber war sein Teil die Haltlosigkeit und Unstetheit des Vaters geworden:

„Doch du mein Kind sollst wie der Westwind wandern",

hatte dieser ihm mit einem Seufzer zugerufen, als er seiner eigenen Jugend in den düstern Mauern von Christ-Hospital gedachte. Dafs aber der Sohn keine strenge Schule der Beschränkung und Entsagung durchgemacht hatte, gereichte ihm vielmehr zum Verhängnis. Eine unselige Neigung zum Trinken machte ihn in dem Universitätsverbande unmöglich. An Liebe hat es ihm sein ganzes Leben nicht gefehlt. Er war der Abgott des Landvolks in der Seegegend. Er hatte sich wirklich bewahrt, was Wordsworth von dem Kinde sagt:

„Ein Lämmerherz in voll erwachsner Herde."

Doch je länger, je mehr wurde sein Leben das eines Sonderlings. Er wohnte in Grasmere, wo er sich aber nur so lange aufhielt, bis er sich durch schriftstellerische Arbeit etwas Geld verdient hatte. Dann verschwand er, niemand wufste wohin, um nur wiederzukommen, wenn der letzte Penny aufgebraucht war. So trieb er es, bis ein früher Tod seinem reich angelegten aber vergeudeten Leben ein Ende machte.

Wordsworths Söhne machten ihrem Vater solche Sorgen nicht. Sie gingen stetig ihren Weg fort, der sie zu dem gesicherten Hafen des geistlichen Standes führte. Ein gewisses Mittelmafs der Begabung bewahrte sie vor

1) Nr. XXI.

der Gefahr, die so oft mit der Erbschaft eines grofsen Namens verbunden ist. Den ältesten Sohn John beschreibt Coleridge in seinem dreizehnten Jahre als einen gutgearteten Jungen aber ohne einen Schimmer von Einbildungskraft und ohne das geringste Verständnis für die Wichtigkeit der Studien seines Vaters.

Wordsworth hatte es sich vorgesetzt, die Knaben selbst für das Universitätsstudium vorzubereiten. Das brachte ihn in den Jahren 1814—20 dem Studium der Alten wieder besonders nahe. „Erst lies die alten, klassischen Autoren; dann komm zu uns, und du wirst fähig sein, selbst zu beurteilen, was von uns lesenswert ist.“ Dies Wort, das Wordsworth seinem Neffen Christopher, der weit begabter als die Söhne war, als Lebensregel mitgab, war unserm Dichter nicht nur ein Erziehungsgrundsatz, sondern eine Erfahrung, die er aus dem eigenen Leben geschöpft hat.

Wordsworth war kein Vielleser. De Quincey sagt von ihm übertreibend, aber im wesentlichen richtig: „Aufser Plutarchs Lebensbeschreibungen und unsern englischen Dichtern könnten für ihn alle übrigen Bücher untergehen, ohne dafs er es bedauerte.“ Doch eben diese Eigenschaft, verbunden mit einem aufserordentlich treuen Gedächtnis machten ihm seine wenigen Lieblinge auch ganz zum Eigentum. Sie waren ihm immer gegenwärtig, und er liebte es, seine Unterhaltung mit Citaten namentlich der Alten zu würzen. Besonders Horaz, Lukrez und Virgil — griechische Gelehrsamkeit wurde in der englischen Schule wenig gepflegt —, waren seine bevorzugten Dichter. „Ich liebe Horaz zärtlich“, sagte er; und es ist leicht zu verstehen, was ihn zu diesem Dichter hinzog, der unter allen antiken Menschen das modernste

Naturgefühl zeigt, das Gefühl des Gegensatzes überkünstelter gesellschaftlicher Verhältnisse zu der Einfachheit der Natur und die Flucht aus jenen zu dieser. Zu Virgil zog ihn der hohe moralische Ton, der unabhängige Geist und die Imagination, wie er sie verstanden wissen wollte. Diese Eigenschaften glaubte er in seinen Werken vor allem zu erblicken. Während er seine Knaben mit diesen bekannt machte, beschlofs er selber eine Übersetzung der Äneis zu fertigen, da ihm diejenige Drydens zu wenig von dem Geiste und der tönenden Sprache des Originals zu haben schien.

Ein lebhafter Briefwechsel mit Lord Lowther zeigt, wie tief ihn dieser Gedanke beschäftigte. Er hatte trotz seiner Hinneigung zum Blankverse das richtige Gefühl, dafs derselbe für Virgil zu schmucklos sein würde, und wählte deshalb den paarweis gereimten, fünffüfsigen Jambus. Auch Schiller, den ja in seiner Jugend der gleiche Versuch beschäftigt hatte, sprach noch am Ende seines Lebens die Meinung aus, dafs nur ein romantisches Versmafs der Eigenart Virgils gerecht werden könne. Wordsworth ist aber unzweifelhaft mit seinem einfachen Metrum glücklicher als dieser mit den zugleich pomphaften und verwahrlosten Stanzen gewesen. Nur drei Gesänge scheinen fertig geworden zu sein. Wordsworth lernte im Laufe der Arbeit immer mehr einsehen, wie wenig hier die grofse Mühe in Einklang stand mit dem, was er erreichte; und bald stimmte er im Herzen Coleridge bei, der ihm schrieb: „Ich bin ganz ärgerlich geworden, dafs Du Deine Zeit mit einer Arbeit vergeudet hast, die so tief unter Dir steht.“ Nur einen kleinen Teil der Übersetzung des ersten Buchs hat Wordsworth im Jahre 1832 auf Bitten des Herausgebers des „Philologischen Museums“ in diesem

drucken lassen. Damals lag ihm der ganze Versuch ferne; er gab das Bruchstück nur — wie er an den Herausgeber schreibt — „als ein Experiment, zum Vergnügen begonnen, und, wie ich nun glaube, ein weniger glückliches Experiment, als ich annahm, da ich zuerst mit Ihnen davon sprach.“

Wichtiger war die Anregung, die Wordsworth damals aus der Beschäftigung mit der alten Litteratur für seine eigne Dichtung empfing. Seine Laodamia[1] ist eine Studie nach der Antike und bildet mit dem vom gleichen Geiste durchwehten Gedichte Dion eine Gruppe für sich, durch welche die klassische Episode in Wordsworths Leben ebenso gekennzeichnet wird wie vordem die romantische durch die weifse Hirschkuh von Rylstone und das Fest von Brougham-Schlofs. Es war in beiden Fällen eine Abschweifung von dem Wege, den unser Dichter sonst so konsequent verfolgte. So sehr der Geist der antiken Philosophie seine Ethik durchtränkt hat, so sehr mufste seine subjektive, ganz vom Gefühl beherrschte Dichtung sich in scharfem Gegensatz zu der objektiven Klarheit des Altertums stellen. Gerade in seinen poetischen Erzählungen tritt diese Verschiedenheit auch am deutlichsten hervor. Selbst die gelassene Seelenstimmung, die er so oft feiert und selber kundgiebt, wie weit ist sie von der klassischen Ruhe entfernt!

Laodamia zeigt, so reich das Gedicht an Schönheiten ist und so sehr es sich dem antiken Geiste anzunähern strebt, oder vielmehr gerade aus diesem letzten Grunde, unter allen gröfseren Gedichten Wordsworths am wenigsten seine Eigenart. „Ich hätte das Gedicht irgendwo

1) Nr. LXXXIX.

anders lesen und höchlich bewundern können, ohne eine Ahnung, dafs Sie es geschrieben haben", schreibt ihm Lamb. Laodamia ist der weibliche Orpheus. Der Beschwörungskraft ihrer Liebe können die Götter nicht widerstehen. Sie geben ihr den Gatten Protesilaus, den ersten bei Troja gefallenen Helden, wieder, doch nur als belebten Schatten und für drei Stunden, eine Frist, die dieser benutzt, um die leidenschaftliche Glut der Gattin zu einer vergeistigten Auffassung der Liebe zu läutern. Umsonst! Die neue Trennung zieht sie dem Gatten nach. Virgil läfst Äneas in der Unterwelt Laodamia erblicken, wie sie trauernd, abseits der seligen Schatten dasteht. Wordsworth hat in späteren Auflagen, durch diese Stelle angeregt Laodamias Tod als eine Strafe betrachtet: Sie hat sich gegen den unmittelbaren Rat der Götter aufgelehnt und verfällt um dieser Überhebung willen ihrem unerbittlichen Gerichte. Die erste Fassung schlofs noch mit einem sentimentalen Mitleidsergufs, den einzigen, unantiken Zug, den Wordsworth später ausgemerzt hat.

Dion zeigt uns den Seelenkonflikt, in den der philosophische Tyrann, der Schüler und Freund Platons gerät, als er gleich im Beginn seiner Herrschaft das philosophische Ideal vor der politischen Notwendigkeit des Mordes des Heraclides zusammensinken sieht. Die äufseren Thatsachen entnahm Wordsworth Plutarchs Dion.

Die Erziehung seiner Kinder hatte diese klassische Abschweifung seiner Dichtung veranlafst; sie war es aber auch zugleich, die sein Interesse für die brennende Frage des Tages, für die Volkserziehung, erhöhte. Schon bei der Besprechung des Ausflugs wurde darauf aufmerksam gemacht, mit welchem Ernste der Dichter dieses Problem behandelte. Er schrieb die letzten Bücher desselben, als

die Begeisterung für die Bell-Lancaster-Methode in hohen Wogen ging. Der junge, feurige Quäker Lancaster hatte seine Methode des wechselseitigen Selbstunterrichtes der Kinder überall mit Propheteneifer verkündet. Ob er mit dem Buche von Dr. Bell, worin dieser sein beträchtlich früher in Madras in Indien angewandtes System nach genau denselben Prinzipien entwickelte, bekannt gewesen ist, mag dahingestellt sein. Jedenfalls gelangte Bell, dessen Schrift anfangs ungehört verhallt war, nachträglich erst dadurch zur Geltung, dafs man ihn Lancaster entgegenstellte. Die englische Kirche, der er als Geistlicher angehörte, mufste fürchten, dafs der ungeheure Erfolg, den der Quäker errang, der absichtlich die Konfessionslosigkeit seiner Schulen betonte, ihr das wichtigste Wirkungsfeld und Machtmittel, die Erziehung des Volkes, entreifsen werde. Sie benutzte jetzt Bell; und in kurzer Zeit hatten denn auch seine Schulen bei allen Gläubigen der englischen Kirche den Vorrang.

Die grofse Bedeutung dieser neuen Erfindung lag in ihrer Billigkeit, die es möglich machte, einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung mit verhältnismäfsig kleinen Mitteln einen, wenn auch noch sehr rudimentären Unterricht zu verschaffen. Nur wenige gab es, die sich über die Parteien stellten, und aus beiden Systemen das Beste für ihre Zwecke herausnahmen. Zu diesen wenigen gehörte der klarblickende Poole, und die Schule, die er und sein Bruder in seinem Gebiet gründeten und stets verbesserten, kann als ein Musterstück dieser Art angesehen werden. Er war es auch, den Wordsworth ganz besonders auf die Stelle im neunten Buch des Ausflugs aufmerksam machte, in der er diese Frage behandelte. Nächst der Buchdruckerkunst nennt er in diesem Briefe

das Madras-System Bells die edelste Erfindung für die Verbesserung des Menschengeschlechtes. Doch im Ausflug geht er über das Mafs derselben weit hinaus. Er sieht wohl ein, dafs ein wirklich durchgreifender, d. h. allgemein organisierter Volksunterricht nie auf privatem Wege erreicht werden kann; er fordert den Staat auf, diese wichtige und segensreiche Angelegenheit in die Hand zu nehmen:

„Heil, wenn die ruhmesvolle Zeit erscheint,
Wenn dies erhabne Reich die Wissenschaft
Als höchstes Gut und besten Schutz sich preist,
Und wie es Unterthanentreue heischt,
Die Pflicht erkennt, Belehrung dem zu spenden,
Der zum Gehorsam ihm geboren ward.“ [1]

Das war eine Einsicht, die damals nur sehr wenige Engländer besafsen und die bis in die neueste Zeit Mühe gehabt hat, sich allgemein Bahn zu brechen.

Wordsworth war im Ausflug zu dieser Erörterung durch eine Betrachtung der Lage der Fabrikbevölkerung gelangt. Er, der täglich das bescheidene, doch sichere Gedeihen seiner bäuerlichen Freisassen vor Augen hatte, konnte dem erstaunlich schnellen Wachsen der Fabriken in England, das die sozialen und Bildungskontraste in diesem Lande schärfer als in jedem andern hervortreten liefs, nur mit grofser Sorge zusehen. Er war kein Gegner der Industrie überhaupt. Er stemmte sich nicht gegen die Gesetzmäfsigkeit und Notwendigkeit, die in dieser Entwicklung lag, doch schalt er diejenigen, die über der Bewunderung des neuen Aufschwungs die Wunde, die dem englischen Volksleben dadurch geschlagen würde, über-

1) S. Nr. LXXXVIII.

sähen, jene Wunde, die seiner Ansicht nach schleunige Hilfe bedurfte, wenn das Volk nicht daran verbluten sollte. Hier nun sollte die Volkserziehung einsetzen. Wordsworth verhehlte sich die Schwierigkeiten nicht. Er wufste wohl, dafs, wenn seine Bauern ihre Kinder in die Schulen schickten, die in dem dünnbevölkerten Norden ausreichend vorhanden waren, es daran lag, dafs den gröfsten Teil des Jahres die Kinderarbeit in Feld und Haus nicht verwandt werden konnte, während in Fabrikbezirken diese damals noch am wichtigsten schien. Darum müsse, so führt er aus, aber auch gerade hier der Hebel der Volkserziehung ansetzen für Kinder wie für Erwachsene: „Eine ausgewählte Bibliothek an einem solchen Orte ist von gleichem Nutzen wie eine öffentliche Normaluhr, die jedermanns Taschenuhr in Ordnung hält.“ Wordsworth war damals mit Poole noch ganz gleicher Meinung, dafs eine übertriebene, oder ausschliefslich religiöse Nahrung dem Volke nicht zuträglich sein könne. „Ich gebe zu“, schreibt er 1808 an einen Freund, der ihn um seine Meinung gebeten hatte, „dafs die religiöse Fähigkeit das Auge der Seele ist; doch wenn wir erfolgreiche Augenärzte haben wollen, so müssen sie nicht nur dieses Organ, sondern die allgemeine Anatomie des menschlichen Körpers studieren; denn die Kraft des Auges hängt von dem Allgemeinbefinden ab..... Das verlorene Paradies oder der Robinson Crusoe können ebenso nützlich sein wie Laws „ernster Ruf“ oder Melmouths „grofse Bedeutung eines religiösen Lebens.“

Nicht immer blieb Wordsworths Ansicht über diese neue Unterrichtsmethode so günstig als in den Jahren, da er seinen Ausflug schrieb. Sie konnte es auch nicht bleiben. Je mehr er Einsicht gewann in die grofsen

Schwächen dieses Verfahrens, wie es dem Auswendiglernen ausschliefsende Wichtigkeit beilegte, wie es den Ehrgeiz und mit ihm den Neid der Kinder als treibendes Prinzip nicht entbehren konnte, um so mehr mufste er sich davon abgestofsen fühlen. Schon 1806 hatte er einem Freunde, der ihn um Rat bei der Erziehung seines einzigen Töchterchens gebeten hatte, zugerufen: „Lehren Sie sie Kenntnisse, die um ihrer selbst willen interessant sind; das wird sie über sich herausheben, Dinge, die gewufst werden müssen, weil sie interessant sind, und die nicht interessant sind, weil sie gewufst werden.“ Zwanzig Jahre später klagte er in einem Briefe, der eine ganze Abhandlung über Erziehung enthält: „Kein Irrtum ist heute verbreiteter als die Verwechselung von Erziehung und Unterricht. Erziehung ist alles, was das menschliche Wesen herausarbeitet, wovon der Schulunterricht, wenn auch von Wichtigkeit, doch nur einen Teil bildet.“ Diesen Irrtum verbreitet zu haben, schuldigt er hauptsächlich, und nicht mit Unrecht, das Madras-System an. Aus dem gleichen Grunde ist er ein Gegner der Kleinkinder- und Spielschulen, die damals in England begannen Verbreitung zu finden. Die Mutter mufs ihr Kind erziehen und lehren, so lange es möglich ist, und jede Beschränkung dieses Einflusses ist ein Unglück für das Volk. Wieder wie im Ausflug betont er, dafs er sich nicht gegen die Einwendung verschliefse, dafs augenblicklich eine Notwendigkeit in solchen Einrichtungen liege; er fühlt sich nur berufen gegen die zu predigen, die hier nicht einen Notbehelf sehen, sondern nur einen erfreulichen Fortschritt der Menschheit bewundern, und dadurch selbst da, wo die einzig gesunde Erziehung möglich ist, diese verhindern. Dr. Bell scheint selber von

dieser späteren Abneigung des Dichters gegen sein System nichts gewufst zu haben, wenigstens setzte er Wordsworth zugleich mit Southey, der seine Lebensbeschreibung verfafste, kurz vor seinem Tode 1831 zu seinem litterarischen Testamentsvollstrecker ein.

Gewifs lag diesen späteren Äufserungen des Dichters immer eine gewisse Unzufriedenheit mit der Entwicklung der Welt zu Grunde, die den alternden Mann sich allmählich abwenden liefs von Grundsätzen und Einrichtungen, die er nicht nur in seiner Jugend, sondern auch noch lange nachher befürwortet hatte. Wenn er z. B. in dem obenerwähnten Briefe 1826 ausruft: „Kann es im allgemeinen gut sein, dafs das Kind viel mehr lernen solle, als seine Eltern wissen?“ so hat er diese Frage noch im „Ausflug“ sehr energisch bejaht, indem er dem Staate zuruft, den Kindern das Recht auf Erziehung zu gewähren:

„Dies allgemeine Recht, umsonst gefordert
Von Eltern, die, da sie es selbst einst brauchten,
Den Wunsch danach vergebens geltend machten.“

Gewifs ist es leicht, eine grofse Reihe solcher Äufserungen über alle politischen Tagesfragen aus dem späteren Leben des Dichters herauszunehmen und sie früheren Bemerkungen gegenüberzustellen; und dies haben auch alle gethan, die wie Hazlitt und Godwin sich grollend von dem früheren Gesinnungsgenossen abwandten, oder die wie Byron und Shelley sich und ihre Dichtung in der Opposition gegen die Reaktion nach dem Sturze Napoleons gebildet hatten. Byron hat nur Spott und Hohn, Shelley ein schmerzliches Bedauern, das er in seinem schönen Sonette an William Wordsworth ausspricht. Und doch war Wordsworth gewifs kein Renegat, kein Abtrünniger,

wie die Gegner es ihm so oft vorwarfen; nicht nur dafs er immer nach vollster, innerer Überzeugung handelte, — er verleugnete auch nie eine Periode in seinem früheren Denken; es fehlte ihm das Bewufstsein, dafs er ein andrer geworden war. Die Wandlung, wie sie jetzt in seinem Leben vor uns liegt, war auch so langsam, so folgerichtig, dafs Wordsworth mit einem gewissen Recht zu verschiedenen Malen aussprechen konnte: „Ich bleibe meinen Prinzipien treu; nur haben sich die Verhältnisse so verschoben, dafs ihre Anwendung scheinbar eine andre ist."

„Ich sollte meinen, zu geringem Zweck hätte ich gelebt", schreibt er im Jahre 1821, „wenn meine Ansichten über Regierung keine Änderungen erfahren hätten; dann wäre meine Jugend ohne Enthusiasmus gewesen; und mein Mannesalter hätte sich nur einer geringen Fähigkeit erfreut, aus der Reflexion Nutzen zu ziehen. Wollte ich mich an die wenden, die so freigebig mit den Titeln Renegat und Apostat sind, so würde ich den Spiefs umdrehen und sagen: ihr habt euch durch Verhältnisse und Personen täuschen lassen, ich aber habe auf Grundsätzen beharrt."

Gewifs haben Umgebungen und Menschen viel dazu beigetragen, um unseren Dichter gerade auf diesem Gebiete stark zu beeinflussen; doch wer könnte und wollte sich auch ganz frei von solchen machen! Der revolutionäre Heifssporn hatte einst den Segen der geordneten heimischen Verhältnisse wohlthätig an sich erfahren; vor dem Gedanken an eine Revolution „bebte er seitdem zurück"; aber Freiheit blieb der Inhalt einer Dichtung, die mehr als fünfzehn Jahre umschlofs. Es hatte ihn mit Stolz erfüllt, dafs er als Herold dies Wort seinem Volke

voraus rufen durfte; all sein Hafs und Groll hatte sich auf ein einziges Haupt gehäuft, auf das des Mannes, der sich, wie ihm schien, mit erschlichener, unerklärlicher Macht dem Freiheitsbedürfnis einer ganzen Welt entgegenstellte. Wir haben gesehen, wie er auch mit herbem Tadel nicht zurückhielt, wo er glaubt, dafs seine Regierung mehr die Furcht und der eigene Vorteil als der Kampf um die Freiheit geleitet habe; und noch 1807, als de Quincey Wordsworth kennen lernte, machte es den Jüngling, der im streng-orthodoxen Kirchentum und im Abscheu vor dem Jakobinismus auferzogen war, vor Erstaunen aufhorchen und verstummen, wenn er nicht nur Wordsworth, sondern auch Southey sich noch in höchst despektierlichen Ausdrücken über Königtum und Regierung ergehen hörte. Crabb-Robinson glaubt den günstigen Empfang bei seinem Besuch im Jahre 1808 der vollkommenen Übereinstimmung ihrer politischen Ansichten zu danken, die doch im späteren Leben weit auseinandergingen und im folgenden Jahre konnte Sir George Beaumont Wilkie und Haydon scherzhaft vor Wordsworths demokratischen Ansichten warnen.

Doch gerade die Freundschaft mit Beaumont und etwas später die mit Lord Lonsdale hatte in jenen Jahren grofsen Einflufs auf unsern Dichter. Er sah in diesen beiden Männern, in ihrem segensreichen Wirken, in der veredelnden Macht ihrer Persönlichkeit, eine Repräsentation des alteingesessenen Adels und lernte durch sie die Bedeutung dieser Säule des englischen Staatsbaues schätzen. Er verglich den Zustand seines Vaterlandes, der in ganz anderem Mafse die Gewähr des Segens und Friedens in sich barg, mit dem ganzen Kontinent, und wenige Jahre, nachdem de Quincey noch Worte der

Lästerung gegen das Königtum aus seinem Munde vernommen hatte, begann der Dichter das sechste Buch seines „Ausflugs“ mit dem grofsen Lobgesang auf den englischen Staat:

„Heil sei der Krone, die die Freiheit schuf,
Die Stirne Englands Fürsten zu umkränzen,
Und Heil dem Thron darauf er sitzt, der tief
Begründet ist auf Liebe und Verehrung,
Und dessen Stufen Gleichheit, dessen Sitz
Gesetz ist, Heil dem Staat von England. Heil!„

Nun war der Erbfeind der Freiheit niedergeworfen; damit war England der Friede und Raum für neue Blüte und Aufschwung gegeben wie den Reichen auf dem Kontinent die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. War dieser Segen nicht so überwältigend grofs, dafs man dafür dankbar sein mufste, „wenn auch nicht alles erreicht wurde, selbst wenn in Spanien mit der Monarchie auch die Inquisition zurückkehrte, und dem preufsischen Volke die Verfassung, die es gewünscht hatte, noch vorenthalten blieb?“ Er nennt es Undankbarkeit, sich jetzt von der Regierung abzuwenden, deren Anstrengungen sein Volk und die Welt den Frieden verdanke. Er wirft der Opposition vor, sie freue sich in heimlichem Triumphe über jede Dummheit und jeden Akt der Tyrannei, den die kontinentalen Regierungen begingen, um die eigene damit zu diskreditieren. Er sah anfangs in den Whigs immer noch die unfruchtbare Partei, zu der sie durch ihre andauernde Opposition während des Krieges geworden war und von der er sich damals unwillig abgewandt hatte. Als er sich dann der Einsicht nicht mehr verschliefsen konnte, dafs ihre produktiven Kräfte in der Opposition gegen die Erstarrung des alten Systems wuchsen, da sah er in der

neuen Richtung dieser Partei, in ihrer Begünstigung der einseitig industriellen Entwicklung des Landes, erst recht einen Abfall von den Tendenzen, denen sie einst vor der Revolution im achtzehnten Jahrhundert ihre Bedeutung verdankt hatte. Er sah mit den Torys in der Kräftigung der Landbesitzer gegenüber der Industrie die wichtigste soziale Aufgabe des Staates.

„Das heiligste Eigentum ist das der Armen" hatte er einst an Fox geschrieben, als er sich mit Stolz als einen Genossen des tüchtigen kleinen Bauernstandes seiner Heimat angesehen hatte. Als er jetzt den Satz in der alltäglichen Fassung wiederholte: „Die Sicherheit des Eigentums ist die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft", hat er zwar wie früher bei dem Worte Eigentum hauptsächlich den Landbesitz im Auge, sieht aber die Sicherung des kleinen Landmannes nur in der engen politischen Anlehnung an den Grofsgrundbesitz. Es schien, als ob er die soziale Rolle, die dieser in England gespielt hatte und in Schottland immer weiter spielte, völlig vergessen habe.

Natürlich mufste grade die erste Zeit nach dem Kriege solche Gegensätze scharf hervortreten lassen. Damals war es, wo die alten Freunde an ihm irre wurden, wo Godwin, nachdem er eine Nacht unter des Dichters Dache zugebracht, in tiefem Unmute sein Haus verliefs, und auch Crabb-Robinson kopfschüttelnd bekannte: „Ich fürchte, dafs Wordsworth mit den Zeiten nicht mehr mit kann."

Dennoch hat er grade in dieser Zeit auch neue Forderungen an England gestellt. Wenig später, als er die allgemeine Schulpflicht im „Ausflug" so eifrig verteidigt hatte, eignete er sich auch einen anderen kontinentalen Gedanken für seine Heimat an: den der allgemeinen Wehr-

pflicht. Er nennt die militärische Tüchtigkeit eines Landes „die natürliche Blüte eines gesunden Zustandes der Gesellschaft.“ Alle grofsen politischen Denker, mögen sie auch sonst noch so weit auseinandergehen, von Macchiavelli bis Milton, seien der Ansicht gewesen, „dafs zu einem vollkommenen Bürger auch die Fähigkeit zur Ausübung der militärischen wie der bürgerlichen Pflichten gehöre.“

Nur einmal hat sich Wordsworth in den eigentlichen Dienst der Partei begeben, mit seinen zwei Adressen an die Freisassen von Westmoreland, die er im Jahre 1818 veröffentlichte. Er hat sich hierzu augenscheinlich durch die Freundschaft zu Lord Lowther und durch die Sorge verleiten lassen, dafs in der Gestalt von Mr. Brougham (später Lord Brougham) der gefährliche Geist der Neuerung selbst bis in seine stillen Berge dringen könne. Brougham war als Kandidat für die Grafschaft Westmoreland aufgetreten, die bisher durch zwei Mitglieder der Familie Lowther im Parlament vertreten war. Im Grunde hat Wordsworth mit dieser Schrift seinen obersten Grundsatz, sich als Schriftsteller über die Parteien zu stellen, verletzt, und das rächt sich darin, dafs er nach Weise aller Parteischriften seine Ansichten übertreibt und den Gegner absichtlich unterschätzt. Er redet sich selber mit seiner Verteidigung des Bestehenden in Eifer: Auch die alten, unbrauchbaren Gesetze sind ihm noch ehrwürdig wie eine verfallende Eiche, die man ohne Profanation nicht antasten darf; „wir dürfen sie nicht schonungslos vernichten, selbst wenn sich die Umstände so geändert haben, dafs das Gesetz nach einer und die Vernunft nach der andern Seite sieht.“ Gleich darauf nennt er Regieren wesentlich eine Sache des Taktes, ohne

darauf einzugehen, daſs eben ein solch mitgeschleppter Ballast in den Händen einer „taktlosen“ Regierung zur gefährlichen Waffe wird. Lord Brougham erzählt in seinen Memoiren von dem zweimaligen Miſserfolg seiner Kandidatur in Westmoreland mit Humor, ohne allerdings die Opposition des Dichters zu erwähnen. Trotzdem Wordsworth seinen politischen Charakter als höchst gefährlich brandmarkte, räumte er doch schon in dieser Schrift ein, daſs er ihm persönlich nicht abgeneigt sei. Er hat auch später gelegentlich gern mit ihm verkehrt und Greville erzählt sogar in seinen Memoiren, daſs er ihn als Menschen um seiner häuslichen Tugenden willen bewundert habe.

Natürlich muſste Wordsworth unter dem wachsenden Einfluſs, den diese politische Richtung auf ihn gewann, mit gröſster Sorge dem Drängen nach einer Parlamentsreform zusehen.

In jenem Briefe aus dem Jahre 1821 nimmt er zu den drei brennenden Tagesfragen Stellung: der Preſsfreiheit, der Parlamentsreform und den Zugeständnissen an die Katholiken. Die freie Aussprache in der Presse nennt er den einzigen Schutz der Freiheit. Trotzdem wünscht er eine kraftvolle Beschränkung als eine Handhabe gegen die Verbreitung verderblicher Ansichten. Doch fühlt sich der ehemalige Jakobiner mit dieser Forderung nicht ganz sicher; denn zum Schluſs heiſst es wieder: „Doch giebt es kaum einen Miſsbrauch, den ich nicht lieber erdulden würde, als ein Opfer oder selbst nur eine Gefährdung dieser Freiheit.“ Und noch weniger ist er einer Parlamentsreform an sich abgeneigt; nur gerade diejenige, welche die Whigs erstreben, ist ihm von Grund aus unsympathisch. Die Reform, giebt er zu, sei ihm früher

notwendiger erschienen als jetzt, da er auch die Vorteile in dem gegenwärtigen Wahlsysteme erkannt habe; „doch könnte“, fährt er fort, „irgend ein Plan durchgeführt werden, der die Repräsentation mehr in die Hände der kleinen Landbesitzer brächte und sie nicht wie jetzt ganz in denen der Grofsgrundbesitzer liefse, so würde er meine ganze Unterstützung haben.“

Wir sehen aus solchen Äufserungen, wie Wordsworth sein Beharren auf Grundsätzen verstand. Er wollte wohl noch immer den Fortschritt, aber auf seine alte, bäuerlich demokratische Weise als der echte Angelsachse; die Wege jedoch, in denen sich augenblicklich die sozialpolitische Entwicklung seines Volkes bewegte, schien ihm zum Abgrund zu führen. Resigniert spricht er es einmal selber aus: Er sehe wohl ein, dafs auf diesem Wege kein Halt mehr möglich sei; wenn er trotzdem mit den Torys stimme, so sei der Grund nur, weil er von ihnen wenigstens eine Hemmung des zu jähen Sturzes erhoffe.

Keine der drei zeitbewegenden Fragen hat ihn so tief erregt wie die Forderung der Katholikenemanzipation. Hier gab es kein Schwanken für ihn; er verneinte sie, ohne das geringste Zugeständnis zu machen. Wordsworth gilt seinen Landsleuten heute als der eigentliche Dichter der Kirche von England, als der Vertreter jener altehrwürdigen Macht, die dem echten Engländer eine der Stützen der Gröfse seines Vaterlandes ist, mit denen sein Staat steht und fällt. Wordsworth hat in der That niemals, auch nicht in seiner revolutionsfreundlichen Jugend, eine Hinneigung zum Dissentertum gehabt wie seine Dichterfreunde Coleridge und Southey. Der Unitarismus besonders, dem sich Coleridge einst begeistert

angeschlossen hatte, stiefs ihn immer ab. Er war ihm „eine kalte, rationalistische Religion, die der Einbildungskraft keinen Raum läfst und kein Verlangen der Seele befriedigen kann.“ Im Präludium hatte er noch harte Worte gegen die Kirche gesprochen, aber ihre Notwendigkeit als Institution hatte er nicht geleugnet. Jetzt hatte er nun im „Ausflug“ in denselben Hymnus, der mit der Lobpreisung des englischen Staates anhebt, auch die englische Kirche mit umfafst:

„Der gleiche fromme Gruſs sei ihm geweiht,
Dem geistigen Bau der Kirche, die auf Wahrheit
Gegründet, mit dem Blut der Märtyrer
Befestigt, von der Wahrheit Hand errichtet,
In heiliger Schönheit, mit erlaubtem Prunk,
Voll Würde, frei von Tadel steht. Die Stimme,
Die beide grüfst in ihrer Majestät,
Soll auch für beide beten, dafs sie daueren,
Sich gegenseitig schützend und erhaltend,
So lang das Meer um dieses Eiland spielt,
Der Sonnenschein den Boden ihm erwärmt.“

Trotzdem ist unter den Zeitgenossen gerade bei Besprechung des „Ausflugs“ mehr als eine Stimme laut geworden, die dem Dichter einen Mangel an Rechtgläubigkeit, ja an Christentum vorwarf. Und sie hatten nicht ganz Unrecht. Wir müssen, um diesen scheinbaren Widerspruch zu verstehen, uns die eigentümliche Stellung der englischen Kirche vergegenwärtigen, die zu Wordsworths Zeiten in noch höherem Mafse, als es heute der Fall ist, mehr eine politische als eine religiöse Macht und Bedeutung besafs. Die Schönheit und Herrlichkeit dieses „geistigen Gebäudes“ erscheint dem Engländer als eine Grofsthat seines Volkes, wofür er die Bewunderung schon mit der Muttermilch einsaugt. Wordsworth versäumte

in seinem späteren Leben nie eine Gelegenheit, um seine Hingebung an diese Kirche auszusprechen. Sara Coleridge erinnerte sich nach seinem Tode noch mit Rührung des Ausdrucks voll tiefer Begeisterung, mit dem der Dichter seine Worte: „Mein Leben würde ich für die Kirche hingeben", begleitete. Wir werden noch sehen, wie er in seinen kirchengeschichtlichen Sonetten den Versuch machte, sie auch dichterisch als ein Ganzes zu verherrlichen.

Doch trotz dieser Verehrung war Wordsworth durchaus nicht orthodox; er war ein Dichter der Kirche, aber kein christlicher Dichter. Seine Religion, wie sie sich in seiner Dichtung ausspricht, ging mit seiner Philosophie Hand in Hand; sie war, wie er von seinem Hausierer sagt: „eine Religion der Wälder." Es dürfte schwer sein, in seinen Schriften und Briefen auch nur eine Erwähnung der Person Christi, geschweige denn eine dogmatische Äufserung zu finden. „Theologen", schreibt er an Sir George Beaumont, „mögen sich den Kopf über Dogmen zerbrechen, wenn sie wollen, uns wird die Religion der Dankbarkeit nicht mifsleiten. Dessen sind wir sicher und Dankbarkeit ist die Gefährtin der Hoffnung und Hoffnung der Herold des Glaubens. Ich schaue auf die Natur, ich glaube an das Gute im menschlichen Geschlecht und denke nach über die Schrift, besonders das Evangelium Johannis, und mein Glaube wächst aus sich selbst mit der Leichtigkeit eines Lufthauches und doch als ein Gebäude aus Demant." Wordsworths innerstes religiöses Bedürfnis und Empfinden wurde ihm durch sein Leben in der Natur befriedigt; er war daher, englischer Gewohnheit zuwider, durchaus kein eifriger Kirchgänger. Er liefs sich durch das herzliche Gelächter der Freunde nicht stören,

als er einst nach einer emphatischen Lobeserhebung der kirchlichen Institutionen gestehen mufste, dafs er nicht genau wisse, wie lange er nicht mehr in einer Kirche gewesen sei.

So war auch die Katholikenfrage für ihn eine durchaus politische; und aus diesem Gesichtspunkte müssen wir uns auch seine Unduldsamkeit erklären. Wordsworth war in seinem religiösen Empfinden nicht intolerant; er verschlofs sich sogar nicht gegen die Poesie des römischen Kultus. Der Mariendienst des Mittelalters war für ihn wie für andere protestantische Dichter der Punkt, wo er diese Schönheit am willigsten anerkannte. Crabb-Robinson erzählt, dafs Wordsworth den Kirchenmann sehr gut definiert habe als einen, der die Institutionen seines Landes respektiere, in Eintracht mit ihnen lebe und andere nicht wegen ihrer Meinungen beunruhige. Dieser Ausspruch zeigt zu gleicher Zeit die Toleranz des Dichters, der aller Proselytenmacherei abhold war, und läfst die Stellung verstehen, die er den Katholiken gegenüber einnehmen mufste. Er spricht ihnen die Möglichkeit ab, „dafs sie sich je den Institutionen des Landes fügen könnten, sie, die eine höchste Macht aufserhalb des Landes anerkennen."

Wordsworth hat diese Ansichten, die dem Standpunkt der Testakte genau entsprechen, in einem, offenbar für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe an den Bischof Bloomfield von London niedergelegt. Dieser Brief ist kurz vor der Entscheidung geschrieben. Doch ist er wahrscheinlich nie abgeschickt worden, möglicherweise ist die überraschend schnelle Annahme der Emanzipationsbill dazwischen gekommen. Wordsworth scheint in dem Briefe ein Schwanken des Bischofs zu befürch-

ten, — mit Unrecht, da derselbe sich mit allen seinen Kollegen, mit alleiniger Ausnahme des Bischofs von Oxford, in heftiger Opposition gegen die Bill befand. Wordsworth macht in diesem Briefe auf den grofsen Unterschied der Gefahren aufmerksam, die der Staatskirche von den Dissenters und von den Katholiken drohen. Die ersteren hätten zwar fraglos eine republikanisch-demokratische Tendenz in ihrem Glauben, während der Katholizismus sich mit Eifer der monarchisch-feudalen Gewalten annähme; jedoch die Dissenters gehorchen keiner auswärtigen Gewalt, während man den Angelpunkt der katholischen Agitation auch diesmal aufserhalb des Vaterlands suchen müsse.

Wir müssen uns eines Wortes von Goethe erinnern, das dieser wenige Tage vor Annahme der Bill gegen Eckermann äufserte: „Bei den Katholiken sind alle Vorsichtsmafsregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzusetzen, wovon wir keinen Begriff haben. Säfse ich jetzt im Parlament, ich würde die Emanzipation nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, dafs, wenn der erste Kopf eines bedeutenden Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge.“ — Wenn ein Deutscher und ein so objektiver, toleranter Beobachter wie Goethe so urteilen konnte, so können wir es dem Engländer nicht verdenken, wenn er Befürchtungen Raum gab, deren Berechtigung erst die neueste Zeit wieder erweist. Dafs aber die Emanzipation ein Rechtsanspruch der katholischen Unterthanen der englischen Krone war, kommt für Wordsworth gar nicht in Betracht. Er sieht namentlich in den Iren nur die doppelten Feinde der englischen Kirche und der eng-

lischen Nation; er ignoriert nicht nur den langen Druck der englischen Herrschaft, der an der Verwahrlosung der Iren den gröfseren Teil der Schuld trägt, sondern er beklagt geradezu die unvollkommene Unterwerfung des Landes; er ist sogar nicht abgeneigt, auch jetzt noch diesen Fehler wieder gut zu machen.

Eben diese Mifsachtung des Rechtsstandpunktes unterschied damals die Torys von den Verteidigern der Emanzipation. Denn auch diesen konnte man kaum Sympathieen für den katholischen Glauben, ja auch nur Geringschätzung der drohenden Gefahren vorwerfen. Wohl kaum ist dieser Standpunkt klarer und edler ausgesprochen worden als in den Worten, womit sich Wordsworths Freund, Crabb-Robinson, bei dem irisch-katholischen Parteiführer O'Connell einführte, als er zufällig mit ihm im Postwagen zusammentraf: „Da ich sehr viel von Ihnen weifs, Sie aber nichts von mir, so ist es nur richtig, wenn ich Ihnen sage, dafs ich durch Erziehung ein Dissenter bin, dafs ich die römische Kirche für den gröfsten Feind der bürgerlichen und religiösen Freiheit halte, und dafs sie für mich vom religiösen Standpunkt aus ein Gegenstand des Abscheus ist. Doch zu gleicher Zeit können Sie politisch keinen wärmeren Freund haben. Ich halte die Emanzipation für Ihr Recht. Ich gestatte mir nicht zu fragen, ob unter gleichen Umständen Sie uns bewilligen würden, was Sie jetzt für sich verlangen. Doch Emanzipation ist Ihr Recht; und wäre ich römischer Katholik, so würde ich das Äufserste riskieren, um sie zu erlangen."

Die mächtige Erregung, die seit Jahren alle Gemüter in dieser Frage ergriffen hatte, trug nicht wenig dazu bei, die sogenannte Reformbewegung in der anglikanischen Kirche, wie sie von Oxford und den Puseyiten

ausging, anzubahnen. Sie hatte auch in Wordsworth schon im Jahre 1820 den Plan reifen lassen, ein Bild der englischen Kirche in einer Reihe von Gedichten zu entwerfen. In den kirchengeschichtlichen Sonetten (ecclesiastical sonnets) gelangte er zur Ausführung desselben. Der äufsere Anlafs war ein Kirchenbau in Coleorton, den Sir George Beaumont vorhatte, und der die Freunde lebhaft beschäftigte. Drei Sonette, die sich hierauf beziehen, wurden zuerst verfafst und gehören dichterisch zu den schönsten der ganzen Reihe. Das Werk ist in seinem gröfseren Teile ein historischer Aufbau der englischen Kirche; nur die letzten dreifsig Sonette von den hundertundzwei der ersten Auflage haben die Beziehungen der Kirche zum individuellen Leben zum Gegenstande. Wie wenig Wordsworth ein epischer Dichter war, zeigt sich darin, dafs er selbst hier, bei diesem historischen Stoffe, eine epische Form nicht anzuwenden wagte, sondern die einzelnen Bilder in die Form des Sonettes schlofs. Hierin lag ein dichterischer Mifsgriff, den Wordsworth selbst empfand. Er wünschte, dafs man die Sonette im ganzen als fortlaufende Strophen eines Gedichtes ansehen möge; und doch tritt durch den Zwang ihrer geschlossenen Form das Skizzenhafte des ganzen Werkes nur noch stärker hervor. Manche Teile sind daher nur für einen vertrauten Kenner der englischen Kirchengeschichte verständlich.

Daher erklärt es sich, dafs die kirchengeschichtlichen Sonette im gröfseren Publikum zu den unpopulärsten Werken des Dichters gehören, während sie an den Universitäten und in geistlichen Kreisen selbst über Gebühr geschätzt werden. „Der Geistliche der Episkopalkirche", sagt Myers, „hier und in den vereinigten Staaten wird

sicherlich nirgends in poetischer Form einen so würdigen und verständlichen Bericht von den Kämpfen und dem Ruhme, dem Aufbau und den Veränderungen der grofsen Körperschaft, zu der er gehört, finden.“ Um sie aber über diese Kreise hinaus beliebt zu machen, fehlte ihnen auch noch eine andere Eigenschaft. Wordsworth hat hier keine Erbauungsschrift verfafst. Auch in diesem Werke tritt wie immer, wenn der Dichter Stellung zu den Fragen der Kirche nimmt, das historisch-politische Interesse weit vor das religiöse. Wordsworth war kein Schwärmer und kein Heiliger; darum ist seine religiöse Dichtung, obwohl sie eine Lieblingsschöpfung seines späteren Lebens war, an der er mit immer neuer Liebe arbeitete und feilte — dreifsig Sonette hat er allmählich in späteren Auflagen eingefügt —, doch mehr ein „würdiger Bericht“ als eine durch Überzeugungskraft auf das Gemüt wirkende Dichtung.[1]

Merkwürdig ist es, dafs Southey zu gleicher Zeit, doch trotz des nachbarlichen Lebens ganz unbeeinflufst von Wordsworth, eine Prosaschrift mit gleichem Ziele, sein Buch über die Kirche, begann; erst als beide Werke schon weit vorangeschritten waren, erhielten die Verfasser gegenseitig Kenntnis davon, doch war es ein ähnlicher Geist, der durch beide Schriften wehte, so dafs viele Partieen von Southeys Buch sich wie ein Kommentar zu Wordsworths Gedichten lesen.

Wordsworth hatte damals nicht zum erstenmal den Versuch gemacht, eine Reihe von Sonetten zu einem Werke zusammenzuschliefsen. Kurz ehe dieser Plan in ihm reifte, hatte er eine Reihe von vierunddreifsig So-

1) Nr. LXXXI u. LXXXII.

netten beendigt, die den Flufs Duddon besingen, einen der kleinsten, aber an Schönheit reichsten der Seegegend. Er entspringt auf der Grenze dreier Grafschaften: Westmoreland, Cumberland und Lancashire, um sich schon nach einem Laufe von fünfundzwanzig englischen Meilen in die See zu ergiefsen. Es ist eine Perlenschnur von Gedichten, die Wordsworth hier, glücklicher als in den kirchlichen Skizzen, aneinandergereiht hat. Ihnen kam es zu gute, dafs sie zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Besuchen an diesem Lieblingsflusse des Dichters entstanden sind. Die Einheit des Sonetts wird hier durch den lockeren Zusammenhang nicht gestört und kein „doch“ oder „und“ beim Beginne zwingt den Leser zuerst den Vorgänger zu lesen, um den Nachfolger zu verstehen. Mehrere Kommentatoren haben genau die Lokalität eines jeden Gedichts zu bestimmen gewufst, und doch kann man nur die wenigsten eigentlich beschreibende Sonette nennen.

Die lokale Scenerie wird meist mit wenigen Andeutungen, in wenigen Strichen geschildert, um mehr, wie es in seinen früheren Gedichten der Fall war, nur gleichsam die Sympathie mit der Stimmung des Dichters darzulegen. Der Flufs ist ihm zu einem lebenden Wesen, einem Führer und Freund geworden, in dessen Eigenart er einzudringen, den er zu verstehen sucht. Was bei den kirchengeschichtlichen Sonetten hinderlich für den Erfolg war, gestaltet sich bei den Duddon-Sonetten zu einem Vorteil, da die einzelnen abgeschlossenen Bilder dem Ganzen die ermüdende Einförmigkeit, die mehr oder weniger jedes beschreibende Gedicht hat, nimmt.

Wordsworth gehört zu den fruchtbarsten englischen Sonettendichtern; er hat nahezu fünfhundert verfafst, und

namentlich im späteren Leben diese Dichtungsart bevorzugt. Milton hatte ihn einst zu seinen ersten Freiheitssonetten angeregt; an seinem Muster hat er sich gebildet und ihn sich und andern immer als Vorbild aufgestellt. Das Sonett ist als Kunstform in England von alters her weit populärer als bei uns in Deutschland, wo wir nie verlernen, es als einen Fremdling aus dem Süden zu betrachten, dem wir uns anbequemen müssen, so gut es gehen will. So hat sich denn in England das Sonett auch gleich im Anfang von dem italienischen emanzipiert und auf eigne Füfse gestellt. Gleich Spencer und Shakespeare haben sich weder an die äufsere Reimverschlingung, noch an den innern strengen Aufbau des italienischen Sonetts gehalten. Milton hatte sich zwar wieder ganz in Italien geschult und einen Teil seiner Sonette sogar in der Sprache dieses Landes geschrieben; trotzdem behält auch er die dort geforderte strenge Zweiteilung nicht bei und läfst den Gedanken von der Oktave zu den Terzinen übergreifen. Aufser Milton hatte Wordsworth einen, wenn auch nicht so direkten, Einfluſs von seinem älteren Zeitgenossen Bowles erfahren, für dessen schwärmerische, gefühlsselige, im Naturgenufs schwelgende Sonette, die aber ganz formlos und für uns nicht mehr schmackhaft sind, er samt Coleridge sich einst begeistert hatte. Man erzählt, wie er noch als Jüngling bei einem Spaziergang auf der Westminsterbrücke seine Sonette in die Hand bekam, sich in eine der Pfeilerausbuchtungen setzte und nicht eher wieder fortzubringen war, als bis er die Lektüre beendet hatte.

Wordsworth gestattet sich im Sonett die gröfstmögliche Freiheit. Im ganzen ist er der italienischen Form abhold, die ihm für die vorwiegend einsilbige englische

Sprache wenig geeignet erscheint. Nicht einem strengen, zwei- oder dreimal gegliederten Gebäude, sondern einem sphärischen Körper will er das Sonett vergleichen, der ungeteilt die Einheit in sich trägt. Er verwirft aus diesem Grunde auch eine epigrammatische oder sentenziöse Zuspitzung in den beiden letzten Zeilen und mit ihr den paarweisen Reim zum Schlusse, ein Gebrauch, den fast alle Sonette Shakespeares zeigen. Wordsworth bevorzugt das Sonett, „dies vierzehnzeilige Prokrustesbett der Gefühle", wie es Jakob Burckhardt nennt, weil er selbst darin eine weise Beschränkung seiner leicht ins Weite schweifenden Dichtung sieht.[1] Dafs es ihm trotzdem nicht leicht wurde, seine Empfindungen in dies „selbstgewählte Gefängnis" zu schliefsen, zeigen die vielen Doppelsonette, die durch eine Reihe von zwei oder noch mehr Gedichten denselben Gedanken in verschiedener Beleuchtung bringen. Viele seiner Zeitgenossen, darunter so kompetente Beurteiler wie Crabb-Robinson und Samuel Rogers, haben den Sonetten unter den Werken des Dichters den Preis zuerteilt, während Wordsworth selbst, namentlich im späteren Leben, wo er den Lehrberuf seiner Dichtung so stark betonte, die Sonette, die diesen Charakter seltener tragen, nicht so hoch anerkennen wollte.

Die Duddon-Sonette gehören zugleich mit den kirchengeschichtlichen zu den letzten gröfseren Werken des Dichters, die eine innerliche Einheit zeigen. Die Muse blieb ihm zwar bis ins hohe Alter treu, und immer noch finden wir in kleineren Gedichten Klänge von grofser dichterischer Schönheit; doch die wenigsten zeigen noch etwas von dem zielbewufsten, kraftvollen, wenn auch einseitigen

1) Siehe Nr. LXII.

Streben, das ihn bis zur Höhe des Mannesalters erfüllt hatte. Es war eine erworbene Praxis, mit der er nun arbeitete. Es kam die Zeit, wo er, der mit so viel Stolz, ja mit Eigensinn, abgelehnt hatte, irgend jemand nachzuahmen, sich selbst nachzuahmen begann. Ein Einzelfall, den seine Gattin mit weiblichem Scharfsinn herausfand, und den er selber voll Humor berichtet, ist vorbildlich für die ganze spätere Periode seines Schaffens. Er diktierte seiner Frau ein eben entstandenes Gedicht. „Das ist ein Plagiat!“ unterbrach sie ihn. „An wem?“ „An Dir selber.“ — „Sie mochte recht haben“, fügt er hinzu, „obgleich wir beide nicht wufsten, woher es stammte.“ — „Es ist für diese späteren Gedichte charakteristisch“, sagt Crabb-Robinson, „dafs sie weniger ergreifen, weniger auffallen, weniger zum Widerspruch auffordern. Sie gleichen mehr den Gedichten anderer Menschen.“

Kapitel IX.

Reisen auf den Kontinent und nach Irland. Crabb-Robinson und der Londoner Litteratenkreis.

Setzte sich auch Wordsworths Dichtung fortan keine neuen Ziele mehr, so erhielt sie doch von seinen Reisen immer neue Nahrung und Anregung. Die dichterische Ausbeute, die er von ihnen mitbrachte, wurde stets von seinen persönlichen und litterarischen Freunden mit Spannung erwartet. Die erste gröfsere Reise auf den Kontinent unternahm Wordsworth nach langer Zeit im Herbste 1820 mit seiner Frau, seiner Schwester und mehreren Freunden, darunter Crabb-Robinson. Sie gingen durch Belgien, den Rhein herauf, durch die Schweiz nach den italienischen Seeen und über Mailand zurück nach Paris, wo sie sich etwas längere Zeit aufhielten. Vor dreifsig Jahren war er einst fast denselben Weg gewandert; von allen den Menschen, die ihn jetzt umgaben, war es damals nur seine Schwester gewesen, die mit sehnsüchtiger Liebe dem übermütigen Studenten nachgeblickt hatte. Sie war es auch jetzt wieder, die mit doppeltem Interesse und doppeltem Genufs an die Seite des Bruders die grofsartige Alpennatur auf sich wirken liefs. „Ich erinnerte mich", schreibt sie, „der gestaltlosen Wünsche meiner Jugend, damals hoffnungslose Wünsche, der Wanderungen meines Bruders vor dreifsig Jahren und all der Geschichten, die

er mir in den Weihnachtsferien in Formcett erzählte, während wir die Kieswege im Pfarrgarten bei Mond- oder Sternenlicht auf und nieder schritten.“ Denn auch diesmal führte Dorothy wieder ein Tagebuch und zwar eines, das sie nach ihrer Rückkehr genau ausarbeitete. Dorothy hatte ihre Fähigkeit, den kleinsten Eindruck zum Bilde zu gestalten, auch jetzt nicht verloren; dazu aber spricht sich in diesen Tagebuchblättern noch das Bewufstsein aus, die uralte Kulturstrafse „den königlichen Strom“ den Rhein bis zu seinem Ursprung hinauf zu wandern. Es schärfte ihr Auge mehr wie früher auch für die grofsen Züge der Landschaft und des Lebens. Allem aber weifs sie das Gepräge ihres originellen Geistes aufzudrücken, sodafs die allbekannten und oft geschilderten Züge uns aus ihrem Tagebuche wieder neu und interessant anblicken.

Dafs es eine Gesellschaft von Litteraten war, die gemeinsam diesen Weg zog, darüber werden wir nicht im Zweifel gelassen; denn kaum jemals ist wohl ein so vielgestaltiger Bericht von ein und derselben Reise aufbehalten worden. Auch Mrs. Wordsworth hatte ein kürzeres, aber sehr fein und zart empfundenes Tagebuch als Erinnerung für ihre Kinder heimgebracht; Crabb-Robinson, der ebenfalls seiner jahrelang geübten Gewohnheit treu blieb und seine sorgfältigen Notizen weiter führte, gesteht, dafs er sich bei der Lektüre von Mrs. Wordsworths Tagebuch ganz beschämt fühle: „Es ist dem meinigen so überlegen; sie hat so weit mehr gesehen als ich, obwohl wir einen grofsen Teil der Zeit Seite an Seite zugebracht haben.“ Mary war eben in guter Schule gewesen. Erwähnen wir nun noch, dafs auch von den übrigen Reisegefährten — einem Mr. Monkhouse mit Gattin und Schwester — der weibliche Teil ein Tagebuch führte, so

fehlt zu dieser stattlichen Reihe von Aufzeichnungen nur noch die Krone, die der Dichter ihnen in seinen achtunddreifsig „Erinnerungsgedichten an die Reise auf den Kontinent“ aufsetzte.

Ein beträchtlicher Teil dieser Gedichte besteht wieder aus Sonetten, die an einzelne hervorstechende Züge der Landschaft oder des Volkslebens anknüpfen. Die wenigsten entstanden übrigens auf der Reise selber; die erneute Anregung schöpfte er vielmehr auch jetzt aus Dorothys Tagebuch, aus dem er dann auch breite Auszüge als erläuternden Text mit veröffentlichte. Seltsam, wie er auf dieser Reise zum erstenmal von der Poesie des katholischen Kultus berührt ward! Er, der sich daheim zu immer heftigerer Opposition gegen die katholischen Ansprüche rüstete, verherrlichte hier in einer Reihe von Gedichten die berühmten Wallfahrtsorte und Marienkirchen der katholischen Lande, wie Engelberg und Maria-Schnee auf dem Rigi:

„Schlecht steht's uns an, den Altar zu verachten,
Wo sich der Leidende vertrauend beugt“,

heifst es in einem Gedicht, das in den Urkantonen verfafst ist. Rein ästhetisch betrachtet sind diese Gedichte ungleich; wenige halten sich auf der Höhe, wie das schöne Sonett am Handeckfall,[1] bei anderen zieht der Stoff und die Weise des Urteils an. In Mailand ist er tief ergriffen von Leonardos Abendmahl, vor dem er die traurigen Spuren der Zerstörung vergifst, und das für ihn „ein Werk wert ewiger Jugend“ ist.

Noch kurz vor der Heimkehr betraf die Reisenden ein Unfall. Unfern des Hafens von Boulogne strandete

1) Nr. LXXVIII.

das Schiff und zwang sie, noch an Frankreichs Küste auszuharren. Das Sonett, das ihm durch dieses Ereignis eingegeben ward, erinnert in seinem kraftvollen Tone an die „Sonette der Freiheit gewidmet“. Bis auf dieses Mifsgeschick am Schlufs, das, so aufregend und gefährlich es im Augenblick war, keinen störenden Eindruck zu hinterlassen vermochte, verlief die Reise in selten harmonischer Weise. Dies ist auch der Eindruck, den die Gedichte, zum Ganzen verbunden und mit Dorothys Schilderungen verschmolzen, auf den Leser machen. Vor allem tritt uns in ihnen eine ungeschmälerte, kerngesunde Genufsfreudigkeit entgegen. Die Reisegefährten, die doch im Beginn der Fünfziger stehen, ziehen aus „fröhlich wie die Kinder;“ eine fast übermütige Stimmung hält bis zum Schlusse vor. Wir empfinden, dafs dies Menschen sind, die in voller Harmonie mit sich und dem Schicksal das Schöne geniefsen und es doppelt geniefsen, wenn und weil sie es zum Ausdruck bringen. „Ich bin ein glücklicher Mensch“, sagt Wordsworth einmal, „und wer nicht glücklich ist wie ich, wird den besten Teil meiner Werke nicht recht verstehen.“

Dafs diese Reise so erfolgreich und harmonisch verlief, dazu trug nicht wenig die Anwesenheit von Crabb-Robinson bei, der die Freunde in Luzern traf und sie von dort ab begleitete. Mrs. Wordsworth schrieb an jenem Tage in ihr Heft: „Henry Crabb-Robinson war trunken vor Freude und machte uns mit trunken.“ Wir haben bisher gezögert, diesen selten interessanten Menschen näher ins Auge zu fassen, trotzdem er schon seit einer Reihe von Jahren zu den vertrautesten Freunden des Wordsworthschen Hauses gehörte. Doch erst auf dieser Reise reifte die Freundschaft zu dem innigen Verhältnis,

das ihn bis zu des Dichters Tode und darüber hinaus mit der Familie in Rydal-Mount verband. Er nahm in diesen späteren Jahren in aller Herzen den Platz ein, den einst Coleridge besessen hatte. Freilich läfst sich in den geistigen Beziehungen keine Parallele ziehen. Robinson war zwar nur fünf Jahre jünger als Wordsworth, aber er trat an den Dichter wie der empfangende Jünger an seinen Meister heran; mit echter, tief empfundener Bescheidenheit würde er es immer abgelehnt haben, dafs er auch der Gebende und nicht nur der Empfangende sei. Er fühlte sich nur verpflichtet, in Dankbarkeit und Hingebung den Mann zu verehren, der ihm den Schatz seiner Dichtung und Freundschaft geschenkt hatte. Aber trat er auch zu spät in Wordsworths Kreis ein, um auf seine Geistesrichtung Einflufs zu gewinnen, so bot er ihm dafür einen reichen Schatz von Erfahrung, eine eindringende Menschenkenntnis, und eine Fähigkeit, in des Dichters Intentionen einzugehen, den leisesten Andeutungen Verständnis entgegenzubringen, die immer anregend auf Wordsworth rückwirkten.

Robinson war im Jahre 1808 zuerst bei Wordsworth durch Mrs. Clarkson eingeführt worden, die ihm seit langem befreundet war und deren schwesterlichem, klugem Rat und klarem Wesen er viel Dank schuldete. Er war damals jedoch nur vorübergehend in England, und den Faden, der hier angesponnen wurde, nahm er erst viele Jahre später wieder auf. Crabb-Robinson befand sich damals noch recht eigentlich in seinen Lehr- und Wanderjahren. Als junger Mann hatte er sich bereits zum juristischen Fache entschlossen, doch hatte ihn, den Fünfundzwanzigjährigen, der keine eigentlich gelehrte Bildung genossen, ein lebhafter Drang die Welt zu sehen

und ein feiner litterarischer Geschmack abgehalten, schon jetzt in die trockene, englische Advokatenlaufbahn einzutreten. Er hat dies später mit Recht als ein Glück seines Lebens betrachtet: „Ich habe oft behauptet", schreibt er, „dafs die beiden weisesten Handlungen meines Lebens darin bestanden, dafs ich verhältnismäfsig alt, nämlich mit achtunddreifsig Jahren, in den Gerichtshof eintrat, und verhältnismäfsig jung, nämlich mit dreiundfünfzig Jahren, wieder austrat."

Im Jahre 1800 begann Robinson seinen fünfjährigen Aufenthalt in Deutschland, der nicht nur seinem eigenen Geistesleben die dauernd bestimmende Richtung gegeben hat, sondern ihn auch zu der litterarischen Missionsthätigkeit geschickt machte, die seine Freunde in England wie in Deutschland an ihm rühmten. Er brachte zunächst nur eine geringe Kenntnis der deutschen Sprache, eine nicht viel gröfsere der deutschen Litteratur und nur wenige Empfehlungen mit —, und doch fand er die Thüren überall für sich erschlossen. Zunächst verdankte er dies gewifs seiner Fähigkeit, schnell Bekanntschaften zu schliefsen und in fremde Eigentümlichkeit einzugehen, zumal sie sich bei ihm mit einem offenen, geraden, selbst derben Wesen verband, das seine Stärke darin sucht und findet, die eigene Meinung unumwunden zu sagen. Doch er selber spricht es aus, dafs darüber hinaus das eigentliche „Sesam öffne dich" für ihn das Wort „Engländer" war. Es war ein Passe-partout, und bei vielen wurde diese Vorliebe, wie er selbst spottend bemerkt, zur Anglomanie.

Gleich in Frankfurt hatte er das Glück, bei Sophie Laroche und der Familie Brentano eingeführt zu werden. Er hätte keinen Kreis finden können, der ihn besser mit den verschiedenen Strömungen des deutschen Geistes-

lebens hätte bekannt machen können. In dieser Atmosphäre sog er die Bewunderung für Goethe ein, den er fortan, wie er ihn später bei der Nachricht seines Todes nannte, als den gröfsten Mann der modernen Zeiten pries, und den er zusammen mit seinem Wordsworth, wie seine Freunde scherzten, unter die Halbgötter der Litteratur versetzte. Anderseits aber trat er hier in den Kreis, in dem der klassischen deutschen Dichtung selber die Wendung zur Romantik gegeben wurde. Clemens Brentanos eigenartige Erscheinung, sein wildes, italienisches Äufsere, sein heftiges Temperament interessierten ihn zwar mehr, als dafs sie ihn anzogen, und für Bettina, „das Kind mit den wunderlichen Manieren", fand er immer nur eine halbe Anerkennung und kein volles Verständnis, aber an den jüngeren Bruder Christian schlofs er sich eng an, und Brentanoschen Beziehungen verdankte er es, dafs er auch in Jena gerade den Romantikern unter den Studenten, den beiden Schlosser, den Neffen Cornelias, nahe trat.

Für die Häupter der romantischen Schule, die beiden Schlegel und Tiek, brachte er schon von England Verehrung mit. Es erfüllte ihn mit Staunen, wie tief ihre Gelehrsamkeit in seine heimische Litteratur eingedrungen war, dafs sie zu ihm von Büchern sprachen, die er selber nie zu Gesichte bekommen hatte. „Ich bin entschlossen, meine Lieblingsautoren beiseite zu lassen", schreibt er an seinen Bruder, als ihm Friedrich Schlegel Spencers Pastorale als sein bestes Werk bezeichnet hatte, „und jene zu studieren, die ich aus falschem Vorurteil bisher vernachlässigt hatte." Er nennt bei dieser Gelegenheit Schlegel einen der ersten lebenden Dichter; doch fällte er dies Urteil in der ersten Zeit seines deutschen Aufenthaltes, noch ehe er Goethe nahe getreten war. Sein

poetischer Geschmack führte ihn vielmehr ganz zu diesem und zur klassischen Richtung. Sein Tagebuch zeichnet zwar reichlich ästhetische Urteile der Romantiker auf, deren Schärfe und Feinheit ihn immer mit Bewunderung erfüllten, doch zeigt es nur wenige Spuren, dafs er auch ihre Dichterwerke mit Genufs und Interesse gelesen hat.

In der Begleitung Seumes hatte er zum erstenmal Weimar betreten, wo seine Erwartungen in dem Wunsche gipfelten, Wieland zu sprechen und Goethe zu sehen, was ihm beides auch wörtlich zu teil wurde. Wieland bestrickte ihn mit der entgegenkommenden Liebenswürdigkeit seines Wesens und der französischen Leichtigkeit seiner Konversation. Goethes unnahbare Hoheit dem Fremden gegenüber erfüllte ihn doch nur mit Ehrfurcht. Die Schranke, die sich ihm hier fühlbar machte, sollte für ihn jedoch bald fallen; und es ist gewifs das beste Zeichen dafür, wie rasch sich Robinson in Weimar einen guten Namen gemacht hatte, dafs Goethe ihn, der nicht wagte sich ihm wieder zu nähern, mit entgegenkommender Freundlichkeit zu sich heranzog. So wanderte er denn beständig von Jena nach Weimar hin und her, in jenen Jahren 1802—1805, wo diese Städte in dem hellsten Glanze ihres Ruhmes standen. Was er in Jena in eifrigem Studium und im anregenden Verkehr mit den Genossen gesammelt hatte, vermochte er in Weimar im Theater oder vollends im unmittelbaren Verkehr mit den grofsen Geistern in Anschauung umzusetzen. Bei einer Aufführung des Wallenstein im Beisein von Schiller und Goethe wurde ihm das Wort Schlegels nahe geführt: „Wir haben in Deutschland zwei Nationaltheater, Wien mit einem Publikum von 50 000 und Weimar mit einem Publikum von 50 Personen.“ Auch wo er kein näheres

geistiges Verhältnis anknüpfen konnte, wufste er sich doch durch Gespräch und Beobachtung ein so treues, unbestochenes Bild von Persönlichkeiten und Verhältnissen zu machen, dafs man ihm, wie Goethe später von ihm schreibt, nicht wie man sonst wohl mit Fremden thut, einen blauen Dunst vor die Augen machen kann.

Nicht minder als in die deutsche Poesie suchte er auch in die deutsche Philosophie einzudringen. Kant hatte er schon vor seinem Jenenser Aufenthalt gelesen; nun schlofs er sich als Schüler an Schelling an, dessen persönliche Bekanntschaft er machte, um heute mit Eifer und Begeisterung sich seinen Platz in dem überfüllten Auditorium zu suchen, morgen mit leiser Selbstironie auf sich und die zahlreiche Zuhörerschaft zu blicken, die „geduldig zuhört, weil es nun einmal Mode ist.“ Crabb-Robinson war kein philosophischer Kopf; sein auf den aktuellen Lebensreichtum und Genufs gerichteter Geist war wenig geeignet, die philosophischen Abstraktionen nachzudenken, obgleich er, so viel wie möglich, auch in diese Seite des deutschen Geisteslebens einzudringen suchte, da er wohl wufste, dafs er ohne dies nur zu einem halben Verständnis des fremden Volkes gelangen werde. Schelling hat übrigens Kant niemals aus dem Mittelpunkt seines Denkens verdrängen können; auch damals verhinderte ihn seine Verehrung nicht, mit Schellings Antagonisten Paulus freundschaftliche Beziehungen zu pflegen.

Eine Frucht trug ihm sein philosophisches Studium ein: den nahen Verkehr mit Madame de Staël während ihres Aufenthaltes in Weimar. Sie hatte in ihm sofort den geborenen geistigen Dolmetscher gewittert: „Ich habe die deutsche Philosophie kennen lernen wollen; ich habe an alle Thüren geklopft, aber nur Robinson hat mir geöffnet“,

sagte sie galant. Freilich blickte er selber nicht ohne Humor auf die zweifelhaften Erfolge dieses Unterrichts.

Takt und Toleranz liefsen ihn, der über die eigentlichen Studentenjahre doch schon hinaus war, selbst die nicht ganz leichte Aufgabe bewältigen, am deutschen Studentenleben Interesse und Freude zu gewinnen. Persönlich nahe trat er aufser den bisher Genannten noch dem jungen Botaniker Voigt, dem Sohne des bekannten Geheimrat. Mit ihm hat er eine lebenslängliche, inhaltreiche Korrespondenz geführt, obgleich er über einen Zug kleinlicher Eitelkeit bei ihm nie ganz hinwegkam. Mit viel wärmerer Freundschaft schlofs er, der Jüngling, sich an den doppelt so alten Knebel an. Der Verkehr war nur kurz, aber zu keinem ging er so gern wie zu Knebel, und nirgends wurde er mit gleicher Freude empfangen. Knebel weihte ihn in seine Lukrez-Studien ein, bei denen er ihm freilich nicht ganz zu folgen vermochte. Fördernder für beide war ihr gemeinsames Studium der deutschen und englischen Litteratur. Ein reger Briefwechsel und mehrfache Besuche hielten auch später diese Freundschaft aufrecht. Robinson versorgte die Weimarer Freunde mit englischen Büchern, wofür ihm Knebel in seiner etwas umständlichen, altväterischen Weise aber mit herzgewinnender Liebe dankt.

Freilich hat Crabb-Robinson für manchen andern seiner Landsleute in Deutschland geneigteres Ohr gefunden als für seinen Liebling Wordsworth. Knebel zwar hat, nachdem er ihm Wordsworths Werke gesandt hatte, sie mit „Erbauung“ gelesen und läfst „den würdigen Mann“ grüfsen; doch nach einer späteren gemeinsamen Lektüre klagt Robinson doch, dafs er dem Freunde nicht das rechte Verständnis erschliefsen konnte. Bei Goethe

gar, der ihn doch in einem Briefe an Zelter „einen Missionar der englischen Litteratur“ nannte, schwieg er über Wordsworth ganz. „Er wufste nicht, dafs ich nicht den Mut hatte, ihm den Dichter zu nennen, den ich am meisten liebe; denn ich wufste, dafs zu viele Dissonanzen des Charakters zwischen beiden bestanden.“ Es war dies ein Rückschlufs aus dem gänzlichen Mangel an Verständnis für Goethe, der ihn in dem Kreise von Rydal-Mount schmerzlich berührte — ein Rückschlufs, der nur zu bedauern ist, da Robinson wohl der Mann war, um Goethe für Wordsworth Interesse einzuflöfsen. Gewifs hätte Wordsworth in Goethes Geist nicht so verwandte Saiten angeschlagen wie Byron; aber Goethe, dem nichts Menschliches fremd war, war auch nicht entfernt so einseitig wie Wordsworth und hätte ihm, wenn auch vielleicht keine Bewunderung, so doch Verständnis entgegengebracht.

Seit 1804 hatte Robinson Goethe nicht wiedergesehen, doch dieser hatte ihn nicht vergessen und erfreute ihn im Jahre 1829 durch das Geschenk einer Medaille mit seinem und des Grofsherzogs Bilde. Im nächsten Jahre wurde Crabb-Robinson in seinem Hause mit herzlicher Freundlichkeit empfangen. Goethe freute sich, mit ihm über die goldenen Tage von Weimar plaudern zu können und war entzückt, bei einem Ausländer „eine so durchdringende Kenntnis der deutschen Litteratur zu finden, wie er es nicht für möglich gehalten hätte.“ Robinson aber hatte die Genugthuung, auch dem alten Goethe noch neue Schönheiten der heimischen, englischen Dichter zu enthüllen. Er war es, der Goethe zuerst Miltons Samson vorlas, der diesem „Milton in einem ganz neuen, höheren Lichte zeigte“. Am meisten

dankte er ihm natürlich jeden neuen Aufschluſs über Byron. Die Parodie auf Southeys „Vision des Gerichtes“ hörte er mit immer neuen Ausrufen des Entzückens an. Freilich hielt Crabb-Robinson nicht mit seinem abfälligen Urteil über die ernsten Gedichte Byrons zurück. Goethe interessierte es wohl, wie ein Engländer den Manfred gegen seinen Faust herabsetzte; in seiner Schätzung Byrons lieſs er sich aber natürlich nicht beeinflussen; „denn“, schlieſst Robinson seinen Bericht, „er achtet Kraft in allen Gestalten.“

Robinson ging damals nach Italien; er wuſste, daſs es der letzte Abschied von den beiden verehrten Menschen, Knebel und Goethe, war, wenn diese auch noch ein Wiedersehen hofften. „Sagen Sie ihm“, bittet Ottilie von Goethe einen gemeinsamen Freund, „daſs wir alle mit Sehnsucht nach ihm ausschauen, wir betrachten ihn als einen litterarischen Missionär, der uns die rechten Glaubensartikel bringen soll;“ und Knebel ruft ihm noch einen poetischen Abschiedsgruſs nach:

Du ein zweiter Ulysses erforschtest Länder und Städte
Und von Minerven bekränzt kehrest du glücklich zu uns.

Solche „Ulysses-Wanderungen“ hatten ihn, auch nachdem er seine Studien in Deutschland beendet hatte, als Kriegs-Korrespondenten der „Times“ erst nach Hamburg, dann nach Schweden geführt. Hier lernte er im Hause einer Weimarer Bekannten, Amalie von Imhof, die er als Frau von Helvig wiederfand, E. M. Arndt kennen und lieben. Er hat ihn auch später öfters in Bonn aufgesucht und sich gleicherweise an dem glühenden Patriotismus und dem unerschütterlichen Optimismus des alten Kerndeutschen erfreut, wie an dem tüchtigen, bürgerlichen Leben, in das er hier einen Einblick that. Und hier

fand er auch Verständnis für seinen Wordsworth. Er sandte Arndt seine Gedichte und hoffte sicher, dafs er die ihm geistesverwandte Schrift über die Konvention von Cintra mit voller Sympathie aufnehmen werde.

Im Gegensatz zu Wordsworth hat Crabb-Robinson für die Eigenart der romanischen Völker nur eine geringere Fähigkeit des Begreifens gehabt. Es fällt ihm selbst auf, dafs er, so viel Freunde und Bekannte er in Deutschland habe, trotz mehrmaligen Aufenthalts in Frankreich dort kein dauerndes Band habe knüpfen können. Als Kriegskorrespondent in Spanien seit 1809 hat er wohl für Land und Leute ein lebhaftes Interesse gehegt und auch später gewünscht, die Halbinsel nochmals zu sehen; aber nur das Fremdartige zog ihn hier an.

Endlich schlug auch für ihn die Stunde der Heimkehr und gröfserer Sefshaftigkeit. Nach längerem Zögern entschlofs er sich im Jahre 1813 in die Advokatur einzutreten, wo ihm seine reiche Bildung und grofse Redegewandtheit von anderen reiche Anerkennung brachten, während er selber mit ungeschminkter Bescheidenheit jedes Verdienst auf diesem Gebiete von sich abwies. Dafs er jedoch selbst im Auslande als Jurist geschätzt war, zeigt die Aufforderung Mittermaiers, in seiner Zeitschrift für europäisches Recht die englische Abteilung zu übernehmen. In den ersten Jahren nach der Rückkehr aus Spanien durfte er auch Wordsworth näher treten. Er begleitete Dorothy auf einer Reise von seinem Heimatsort Bury nach London, wobei beide grofses Gefallen an einander fanden. Dorothy gab ihm gleich in ihrem nächsten Briefe einen genauen Bericht über Haus, Familie und besonders die Kinder. Um Wordsworth aber erwarb er sich, seinem Wesen treu, damals das Verdienst,

ein Vermittler in dem traurigen Mifsverständnis mit Coleridge zu sein. Eine seltsame, Robinson sonst fremde Scheu verzögerte trotzdem die Intimität. Er gesteht später, dafs besonders Wordsworths Sonette über persönliche Plaudereien in ihm die Sorge erweckt hätten, dafs der Dichter auch ihn zur Kategorie der Freunde rechnen könne, deren Plaudereien er von seinem Kamin fernzuhalten wünschte. Denn ihn selbst ermüdete solcher Gedankenaustausch über Personen nie. „Die sogenannte litterarische Unterhaltung halbgebildeter Leute, die Gemeinplätze über Politik und Religion sind mir unerträglich; doch die Leidenschaft der Menschen, von ihren echten, unmittelbaren persönlichen Interessen erregt, gewinnt immer meine Sympathie."

Erst seitdem er 1816 den Dichter zum erstenmale in Rydal-Mount aufsuchte und ihn der Anblick dieses harmonischen Familienglücks ganz erfüllte, ward er als Hausfreund angesehen. Von Jahr zu Jahr wächst nun die Vertraulichkeit; und in der letzten Zeit war er ein ständiger Weihnachtsgast in Rydal-Mount, der dort sehnsüchtig erwartet wurde. „Kein Crabb, kein Christfest", ruft ihm Quillinan, Wordsworths Schwiegersohn zu.

Wir haben uns gewöhnt, in Carlyle den grofsen Vermittler deutschen Geisteslebens für England zu sehen; und insofern eine Wirksamkeit ins Weite auch nur durch grofse litterarische Thätigkeit möglich ist, müssen wir Carlyle den ersten Platz einräumen; denn schon früher wurde darauf aufmerksam gemacht, wie wenig De Quincey, der mit seinen Schriften zeitlich früher fällt, zu wirklichem Verständnis befähigt war. Coleridge aber hat wohl seinen Geist mit der deutschen Philosophie zu messen unternommen; er hat auch die erste vollendete Übersetzung

eines deutschen Dichterwerkes, des Wallenstein, gegeben, aber seine Urteile über deutsche Litteratur sind, wenn auch zuweilen tief, doch nur gelegentlich. Goethe gegenüber aber kann er sich niemals von dem Dogma losmachen, dafs ein grofser Dichter auch ein „moralischer Mensch" sein müsse, und dafs er dies in seinem Sinne nicht sei, glaubt er aus seinen Werken hundertfach beweisen zu können. Neben diesen Namen behält derjenige von Crabb-Robinson seine Bedeutung. Wenn wir von litterarischer Bethätigung absehen und nur persönliches Verständnis und persönliche Wirksamkeit im Auge behalten, so hat er vor Carlyle sie schon besessen, und das in einem Mafse, wie Goethe sagt, „von dem man sich keinen Begriff macht." Auch Carlyle hat, wie unedierte Briefe zeigen, in jüngeren Jahren an Robinsons Kenntnisreichtum sich gewandt, was ihn bei seiner subjektiv-willkürlichen Art nicht hinderte, später sich gelegentlich recht abfällig über den „Satelliten der Seeschule" zu äufsern. In den unpublizierten Teilen der Tagebücher Robinsons ist noch eine wahre Fundgrube feiner, geistvoller Kritik deutscher Geisteswerke, namentlich Goethes, enthalten; sein klarer, leidenschaftsloser Kopf fand hier oft das Richtigere, als selbst Carlyle, in dem immer, wie Henry Taylor von ihm sagt, zu gleicher Zeit ein Idololatrist und ein Ikonoklast steckte.

Leider ist es allen seinen Bemühungen nicht gelungen, Wordsworth und seinen Kreis für seine „Goethe-Gemeinde" zu gewinnen, von der er 1829 an Goethe schreibt, dafs sie klein sei, aber bestehe. Hier besafs noch De Quincey mit seiner unerfreulichen, perfiden Art der Kritik ganz das Ohr. Auch Wordsworth schützte Goethe gegenüber immer den Schild der Moral vor; doch

that er es mehr, um seinen Mangel an Kenntnis dahinter zu verbergen. Er hatte nur weniges von Goethe gelesen und auch dieses nur in den, wie er Crabb-Robinson oft klagte, sehr schlechten Übersetzungen. Dafs für Wordsworth seine strengere oder vielmehr engere Moral, da wo er liebte, kein Kriterium der Beurteilung eines Dichters ist, zeigt sein warmes Eintreten für Burns. Selbst Goethe hätte nicht siegreicher die Verteidigung des Rechtes des Genies, die Welt auf seine Weise mit seinen Gaben zu beglücken, zu belehren und zu erbauen gegen engherzige Moralisten übernehmen können, wie es Wordsworth that: „Wenn auch die Absicht des Dichters nicht moralisch ist, so ist es doch die Wirkung", wie er von Tam o Shanter sagt. „Alle Menschen von höchstem Genius", schreibt er gleichzeitig über Burns, „haben sich durch Würde, Schönheit und moralische Gröfse ausgezeichnet. Freilich finden wir die Fähigkeiten und Eigenschaften des Geistes bei ihnen oft nicht ganz im Gleichgewicht ..... Da sollen sich denn Dummköpfe nicht eine pharisäische Superiorität anmafsen, weil sie Laster und Fehler vermeiden, in die sie geniale Naturen verfallen sehen. Sie sollen nicht glauben, dafs sie darum auch mehr Verstand haben, sondern man soll ihnen zeigen, dafs sie nur deshalb bewahrt bleiben, weil sie weniger Gefühl besitzen, folglich auch weniger der Versuchung ausgesetzt sind. Anderseits sollten Menschen von Genie immer wissen, dafs ihre Laster in der That aus einem Mangel bei ihnen herrühren, und nicht, wie sie sich gerne einbilden, aus einem Überflusse und einem höheren Wesen."

Trotzdem blieb ihm Goethe als Mensch und Schriftsteller fremd. In Iphigenie kann er „nichts von der wür-

digen Einfachheit, nichts von der Gesundheit und Kraft der homerischen Helden“ finden. „Die Zeilen, in denen Lukrez das Opfer Iphigeniens beschreibt, sind Goethes langes Gedicht wert.“

Es ist wohl zu bedauern, dafs Crabb-Robinson nie den Versuch gemacht hat, Begabung, Kenntnisse, Erfahrung litterarisch zur Bildung seiner Zeitgenossen zu verwerten. Seine ganze Produktivität ging in seiner Korrespondenz, in der Fixierung von Rückblicken und in jenen Tagebüchern auf, die er vom Jahre 1811 bis fünf Tage vor seinem Tode im zweiundneunzigsten Lebensjahre 1867 geführt hat. Auch in dem verstümmelten Zustande, in dem sie bisher publiziert sind, stellen sie ein unvergleichliches Memoirenwerk dar, eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Belehrung über den Geistesaustausch des englischen und deutschen Volkes in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts. Er, der das Wort beherrschte wie wenige und ein Meister in der Kunst kunstloser Unterhaltung war, hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Schriftstellerei. „Mir geht es“, scherzte er einmal, „wie jener Dame von Stande, die durch äufsere Umstände gezwungen war, sich durch den Verkauf von Semmelkuchen den Lebensunterhalt zu verdienen. Sie ging dichtverschleiert am Abend aus und rief mit kaum vernehmlicher Stimme: „„Semmelkuchen zu verkaufen!““ und Vorübergehende hörten sie flüstern: „„Semmelkuchen zu verkaufen — ach wenn es doch niemand hörte.““ So geht es mir auch: ich betrachte es als ein besonderes Glück, wenn die, auf deren Urteil ich am meisten gebe, von meinen Schreibereien nichts zu Gesichte bekommen.“

Dennoch ging aus dieser Unterlassungssünde im späteren Leben für ihn ein Gefühl hervor, dafs er mit dem

erhaltenen Pfunde nicht genug gewuchert habe. Die Klagen mehren sich, in denen er sich eines unnützen Lebens, eines geschäftigen Müfsigganges anschuldigt. „Denken Sie an die Zahl Ihrer Freunde, ob Sie nicht jedem wenigstens einen Dienst geleistet haben, und dann sprechen Sie noch davon, dafs Sie ein unnützes Leben geführt haben!“ war die richtige Antwort, die ihm in einem solchen Falle wurde. In der That ist diese selbstlose Hingabe an Freunde, wie sie schon Knebel an ihm gerühmt, und wie sie dessen Familie in schwierigen Verhältnissen auch später erprobt hat, die Hauptwirksamkeit seines Lebens. Selbst wo er bei Lebzeiten in die Öffentlichkeit trat, wie damals, als er die Flaxmann-Gallerie gründete, um die Werke des ihm innig befreundeten Künstlers vor der drohenden Zersplitterung zu retten, und damals, als er für Clarkson eintrat, brachte ihn nur die Freundschaft dazu, jene Scheu zu überwinden. Für andre war seine Börse jederzeit offen, für sich lebte er, auch als seine Mittel reichlich flossen, ohne jede noble Passion.

Aber nicht nur ohne diese war er; nein, trübende oder aufregende Leidenschaft jeder Art scheint ihm sein Lebenlang fremd geblieben zu sein. Er gehörte zu jenen Naturen, denen Wordsworth die Gabe der Beobachtung und des Mitempfindens besonders deshalb zuspricht, „weil ihr Herz unbeschäftigt mit eignem Leide ist.“ Aber anders als Wordsworth und die von ihm geschaffenen Ideale zog ihn immer zunächst die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens an; es war seine Art nicht, über dem Forschen nach dem, was hinter den Dingen liegt, diese selber beinahe zu vergessen.

Bis in sein höchstes Alter war Crabb-Robinson, der unverheiratet blieb, einer der geselligsten Menschen.

Seine kleinen Diners waren in London berühmt, und es war eine besondere Ehre, dazu geladen zu werden. Jeder, gleichviel welcher politischen oder religiösen Meinung er anhing, war hier gern gesehen, wenn er es nur verstand, das Parteigetriebe draußen zu lassen und hier zu empfinden, welche Fülle rein menschlicher, gemeinsamer Interessen auch die feindlichen Gegensätze noch verbindet.

Auch Wordsworth war ein nicht seltener Gast bei diesen Zusammenkünften. Es war ihm in späteren Jahren zu einer Art Lebensregel geworden, jedes Jahr einige Zeit in der Hauptstadt zuzubringen. Er fand hier eine ganze Reihe seiner persönlichen und litterarischen Freunde vereinigt, die ihn mit wachsender Verehrung und Bewunderung feierten. „Wordsworth hatte sich in seinen letzten Lebensjahren gewöhnt, als eine Art Löwe bei den Diners der geistigen Kapazitäten in London zu erscheinen", spottete Carlyle, „doch ertrug er diese Löwenschaft mit viel Ruhe, ja mit Humor, mit einem mehr sardonischen als triumphierenden Lächeln." Er empfand seine wachsende Berühmtheit mit demselben Gefühl als eine gewisse Notwendigkeit, wie er früher seine Unpopularität in der sicheren Erwartung der Berühmtheit ertragen hatte. „Um diese Zeit" (Anfang der dreißiger Jahre), sagt Henry Taylor in seiner Autobiographie, „kamen die beiden großen führenden Geister, Wordsworth und Coleridge, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in einem Tunnel gegangen waren, hervor, wurden gesehen und erkannt."

Sehr allmählich war der Umschwung eingetreten von Jeffreys „zermalmender Kritik" bis zu dieser Zeit, wo das Blackwood Magazine den Namen Wordsworth „berühmt über die ganze zivilisierte Welt" nennt. Von ein-

zelnen kleinen Kreisen von Verehrern ausgehend, hatte sich Kenntnis und Bewunderung seiner Werke verbreitet. In Edinburgh hatte Wilson, trotz seines gelegentlichen sarkastischen Spottes, über Jeffrey den Sieg errungen, so daſs selbst dieser nicht mehr säumte, dem Dichter seine Komplimente zu Füſsen zu legen. In London verzeichnet Crabb-Robinson schon früher eine stattliche Reihe öffentlicher und geheimer Verehrer. Es war nun eine Generation groſs geworden, für die des Dichters Werke nichts Revolutionäres mehr im Gebiete des Geschmackes enthielten; sie waren mit der Verehrung für die Natur aufgewachsen, sie stieſsen sich daher nicht mehr an den priesterlichen Ernst, womit Wordsworth diesem Kultus diente, sondern erbauten sich an ihm; und Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks war für sie zum Bedürfnis geworden. „Wordsworth in London!“ wurde jetzt ein Losungswort, das die litterarische Welt der Hauptstadt in Bewegung setzte; und eine ganze Reihe von Schilderungen solcher Zusammenkünfte sind uns aufbehalten.

Wenige, die nicht im ersten Augenblicke enttäuscht waren von der schwerfälligen, robusten Gestalt des Eintretenden, die dem Idealbild eines Dichters so wenig entsprach! Seine ländlich grobe Kleidung erinnerte an den Bauern des Nordens und seine stattliche Höhe hatte sich früh, vielleicht durch die Gewohnheit des Nachsinnens, zu einer geneigten Haltung bequemt. Ein Augenleiden, das ihn die zweite Hälfte seines Lebens hindurch belästigt hat, lieſs ihn alles grelle Licht scheuen, so daſs er immer einen kleinen grünen Schirm mit sich führte, den er zwischen sich und das aufdringliche Licht stellte und damit seine Gestalt in ein etwas magisches Dunkel hüllte.

Brachte man ihn aber zum Sprechen und wurde ein Thema berührt, das ihn irgendwie interessierte, so wufste man sofort, dafs man den Autor des „Ausflugs“ vor sich hatte. Dann flossen ihm die Worte mit derselben gehobenen und überzeugenden Kraft der Beredsamkeit vom Munde; der tiefe Ton der Stimme und der etwas harte, nordische Dialekt machten sie nur um so eindringlicher. „Er sprach immer, als ob er einen Eid ablegen müsse.“ Seine Unterhaltung war wie seine Dichtung meist aus Monologen zusammengesetzt; es war schwer, ihn selbst in der längsten Rede zu unterbrechen; doch sprach er nicht um des Redens, sondern um des Überzeugens willen; denn wenn er geendet hatte, war er, ungleich Coleridge, ein guter Zuhörer und seine tiefen, nach innen schauenden Augen blickten den Partner an, als wollten sie ihn auffordern, nun auch seine Meinungen mit überzeugenden, vernünftigen Gründen zu belegen und alle Umschweife beiseite zu lassen.

Wordsworth war überhaupt mehr für ein tête-à-tête als für eine allgemeine Unterhaltung geschaffen. Nach Tische zog er sich meist in eine Ecke zurück, wo er sich dann einigen, ihm sympathischen Genossen ganz aufschlofs. Carlyle bewunderte bei einer solchen Gelegenheit ganz besonders seine Begabung, Persönlichkeiten charakteristisch zu schildern; er hob ihre Gestalten zum Greifen plastisch heraus. Sein Urteil über die zeitgenössische Dichtung war häufig scharf und ablehnend, doch immer sachlich und frei von jeder persönlichen Invektive, selbst wo er durch eine solche gereizt war. Auch sich selbst und seine Werke betrachtete er früh mit einer gewissen Objektivität: Er liebte es, einen Tadel gegen andere damit zu rechtfertigen, dafs er mit einem Citat aus seinen eignen

Gedichten bewies, wie man es hätte machen sollen. Lag hierin eine Schwäche, so war sie mehr in einer gewissen Naivetät, in einer jahrelangen Gewohnheit, die Richtschnur seines Geistes nur in sich zu finden, begründet, als in Eitelkeit. Für Fernerstehende aber war diese Eigenschaft ein immer neuer Anlafs zum Spotte; und selbst Crabb-Robinson, der seinen Dichter doch gut kannte, unterdrückt eine leise Ironie nicht, wenn er berichtet, wie er in einer Gesellschaft Coleridge zugehört habe, der Wordsworths Verse citierte — „und Wordsworth citierte nicht diejenigen Coleridges, sondern seine eigenen.“ Doch der ernste Dichter konnte auch fröhlich mit den Fröhlichen sein und sich namentlich an Lambs toller Ausgelassenheit erfreuen, von der uns der Maler Haydon in der Schilderung seines „unsterblichen Mittagessens“ ein überaus erheiterndes Bild entwirft. Besonders gern gesehen war Wordsworth bei jungen Leuten, die er sofort für sich gewann durch die Höflichkeit, womit er ihre Meinung anhörte und sie nie im geringsten seine Überlegenheit fühlen liefs.

Unter allen, die sich damals zu ihm drängten, brachte ihm der Maler Haydon eine besonders tiefe Verehrung entgegen. So sehr der leidenschaftliche, launische, phantastische und eitle Künstler sich im Charakter von Wordsworth unterschied, so zog ihn doch zu diesem eine gewisse Gleichartigkeit des Strebens, die tiefe Liebe zu ihrer Kunst und der unbeirrbare Glaube an sie. Auch Haydon, der sich seinen Beruf mit Not und harter Arbeit von der Ungunst des Schicksals hatte abtrotzen müssen, wufste, dafs er der Malerei seines Vaterlandes neue Wege wies, die die Menge nur langsam zu gehen wagte. Auch ihn hatte dieser Widerstand nie einen Zoll breit von seinem

Pfade abweichen lassen, doch auch ihn hatte er einseitig und eigenwillig gemacht. Haydon war es, der damals zuerst die Schönheit der Elgin-Marmor erkannte und sich mit glühender Begeisterung ganz ihrem Studium hingab. In einer Zeit, wo ihr dauernder Besitz für England noch in Frage stand, da man an den für den Ankauf maſsgebenden Stellen von den „Trümmern“ noch nichts wissen wollte, ist seiner Begeisterung und seinem Eifer die Umstimmung zum groſsen Teile zuzuschreiben. Auch Goethe hat er damals mit einer Zeichnung der Skulpturen eine groſse Freude bereitet.

Sir George Beaumont gehörte zu den ersten, welche die hohe Begabung des Malers entdeckten. Haydon rechnete die Zeit, die er mit Wilkie zusammen in Coleorton verlebte, trotz der späteren, bei seinem Charakter unausbleiblichen Miſsverständnisse zu den schönsten seines Lebens. Haydons Pläne, von denen sein Tagebuch und seine Autobiographie erzählen, gingen immer ins Grenzenlose, ja Ungeheure, was dann oft der wirklichen Komposition im Wege stand. Mit 5 £ im Vermögen, dafür aber mit achtunddreiſsig verschiedenen Entwürfen für später auszuführende Bilder, begann er seine Studienzeit in London. Sein Hauptwerk, der Einzug Christi in Jerusalem, besitzt neben dem künstlerischen auch historisches Interesse, da er auf ihm eine groſse Anzahl Porträtköpfe von Zeitgenossen und historischen Persönlichkeiten anbrachte. So wurde Voltaire unter die Spötter, Newton unter die Gläubigen versetzt, Wordsworth beugt sein Haupt in Verehrung vor dem Einziehenden, Hazlitt schaut als Grübler auf ihn und der Hintergrund zeigt Keats Züge. Das Bild wurde mit gröſstem Beifall im Jahre 1820 in London ausgestellt, und es war ein tiefer

Schmerz für den Künstler, dafs es nach Amerika verkauft wurde, wo es in der katholischen Kirche von Cincinnati noch heute als Altarbild dient.

Es war damals das erste Mal, dafs Haydon Wordsworth malte; er hat es in der Folge noch drei- bis viermal gethan. Zwar war Haydon kein Porträtmaler; er verachtete sogar diesen Zweig der Kunst, aber Wordsworths massiger Schädel zog ihn immer wieder an; freilich zeichnen sich diese Bilder mehr durch Charakteristik als durch Ähnlichkeit aus. Es waltete ein eigentümlicher Austausch zwischen den beiden Künstlern, denn auch Wordsworth hat Haydon und seinen Bildern mehrere Sonette gewidmet.

Haydon hat es im späteren Leben nicht an Anerkennung gefehlt. Selbst sein ehrgeizigster Wunsch, als Lehrer der Universität Oxford gewählt zu werden, ist ihm erfüllt worden; und er entwickelte dort ein bedeutendes Lehrtalent. Er nennt diese Berufung und Wordsworths Sonette an ihn die gröfsten Ehren, die ihm im Leben zu teil geworden seien. Doch gehörte er zu den unglücklichen, überempfindlichen Menschen, denen eine kleine Wolke den Himmel hoffnungslos verfinstert, und in deren Augen jede kleine Vernachlässigung zu einer Verschwörung gegen sie wird. Bei einer solchen unseligen Gemütsverfassung bildete sich seine Eitelkeit in späteren Jahren fast zum Gröfsenwahn aus. Dazu kam eine mystische, abergläubische Gottesverehrung. Er wähnte sich mit einer besonderen Mission betraut, eines besonderen göttlichen Schutzes teilhaftig. Wie ein Kind glaubte er Gott die Erfüllung seiner Wünsche, die oft sehr materieller Natur waren, abtrotzen zu können. „Bettelbriefe an den Allmächtigen“ nennt sein Biograph seine schrift-

lichen Gebete. Eine solche verzweifelte Stimmung liefs ihn in einer seiner, schon beinahe chronischen, Geldverlegenheiten wieder einmal gar keinen Ausweg sehen, so dafs er sich selbst den Tod gab. In seinen peinlichen und doch höchst interessanten Tagebüchern treffen wir häufig auf enthusiastische Ausbrüche der Verehrung für Wordsworth als Menschen und Dichter. „Ich kenne niemand, den ich so geneigt wäre, als höheres Wesen zu verehren.“ Er bewunderte zudem des Dichters feines Kunstverständnis: „Er entdeckt Fehler der Zeichnung wie ein Kenner und Künstler.“

Nur mit wenigen von den vielen Trägern stattlicher Namen, mit denen Wordsworth in jenen Jahren in London zusammentraf, hat er ein näheres Verhältnis gehabt. Coleridge, der den ganzen Rest seines Lebens bei dem Arzte Gillman zubrachte, Lamb und seine Schwester, Crabb-Robinson bildeten den Grundstock, und durch sie ging auch die Vermittlung neuer Bekanntschaften. An einen der angesehensten unter den Londoner Litteraten knüpften ihn schon ältere Beziehungen, an Samuel Rogers. Er hatte ihn, wie wir uns erinnern, schon auf seiner ersten schottischen Reise im Jahre 1803 kennen gelernt. Als Dichter hatte Rogers seine gröfste Beliebtheit bereits um die Wende des Jahrhunderts genossen. Seine „Freuden der Erinnerung“, die im Jahre 1792 erschienen, wurden mit grofsem Beifall aufgenommen. Das Gedicht trägt deutlich die Spuren seiner Abstammung von Miltons „Penseroso“; es ist ein Geschwisterkind von Whartons „Freuden der Melancholie“ und Akinsides „Freuden der Einbildungskraft“, mit denen Rogers ein starker Zug von Sentimentalität verbindet; und seinerseits hat er wieder Campbells „Freuden

der Hoffnung“ inspiriert. Rogers zeichnet sich vor allen diesen durch eine eigene Musik der Sprache und des Ausdrucks aus, worin selbst Campbell ihn nicht erreicht hat. Die „Freuden der Erinnerung“ gehörten zu den wenigen Leistungen lebender Dichter, die vor Byrons Augen in „Englische Barden und schottische Kritiker“ Gnade fanden; auch später noch hat Byron ihn zu den gröfsten Dichtern gerechnet: „Er hat den Schlüssel zu etwas, das uns allen, Lakisten u. s. w. verschlossen ist.“ Er sah eben in diesem Gedichte noch den Stempel einer vergangenen Litteraturepoche, seines geliebten achtzehnten Jahrhunderts.

Als dann nach langer Pause Rogers im Jahre 1822 sein Gedicht „Italien“ veröffentlichte, war die neue Zeit auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Wir finden hier unverkennbar den Einflufs des Childe Harold wieder. Seine Beherrschung der Sprache ist eher noch gewachsen; der Blankvers ist mit vollendeter Meisterschaft behandelt und ihm ein seltener Wohllaut geliehen. Neue Popularität mit diesem Werke zu erringen schien in Rogers Absicht kaum zu liegen. Er gestaltete es zu einem Prachtwerke, das mit Radierungen von Turner und anderen Meistern ausgestattet wurde. In dem Londoner Kreise hat er den Platz, den er einmal errungen, auch durch ein langes Menschenleben behauptet. Er überlebte die ganze Dichtergeneration, die ihm gefolgt war, und starb erst 1855. Er fühlte sich als Führer im Reiche des Geschmackes im weitesten Sinne, sein Haus in London mit vortrefflicher Gemäldegalerie war eine Sehenswürdigkeit. Hier versammelte er eine auserlesene Gesellschaft, die er durch seinen blendenden, nicht selten scharfen Witz belebte. Er hatte früh für Wordsworths Gedichte Ver-

ständnis gewonnen, eine ganz besondere Vorliebe aber hegte er für Dorothy, deren Tagebücher er höchlich bewunderte und oftmals ihre Veröffentlichung wünschte. Im Jahre 1840 machte er auch einen Besuch an den Seeen, allerdings um seinen Wirten den Eindruck zu hinterlassen, dafs er gut daran gethan habe, ein geselliges Leben in der Hauptstadt zu wählen: Er brauchte ein grofses Publikum für seine Unterhaltungsgabe.

Rogers gehörte zu den fünf Dichtern, die jenes Mittagessen zusammen einnahmen, von dem Lamb schreibt: „Ich speiste gestern im Parnafs. Die halbe Dichterschaft von England hatte ihre Strahlen in Gloucesterplace vereinigt .... Es ist eine Lüge, dafs die Dichter neidisch sind.“ Von demselben Abend schreibt Crabb-Robinson: „Unsere Gesellschaft bestand aus Wordsworth, Coleridge, Lamb, Moore und Rogers, fünf Dichtern von sehr ungleichem Werte und sehr ungleichartiger Popularität, die das Publikum wahrscheinlich grade in umgekehrter Reihenfolge anordnen würde, aufser dafs es Moore über Rogers stellen würde.“ Wir werden uns heute mehr der Würdigung der einzelnen Talente anschliefsen, wie sie sich in der Reihenfolge Crabb-Robinsons ausspricht.

Zweifellos erfreute sich Thomas Moore damals schon einer europäischen Berühmtheit: Die keltische Leichtigkeit und Anmut seiner Gedichte, die sangbare Form, der leichte Schleier von Melancholie, alles das war geeignet, sich im Sturme ein grofses Publikum zu erobern und ihn nicht nur bei den germanischen Nationen beliebt zu machen, sondern ihn auch alsbald bei den Franzosen fast als einzigem englischen Dichter jener Zeit Eingang zu verschaffen. Moore besafs zudem im höchsten Grade die romantische Anpassungsfähigkeit an fremde Dichtungs-

arten, und daſs er hier mehr in die fremden Formen und die Äuſserlichkeiten als in den Geist eingedrungen ist, gilt uns zwar als ein weiterer Beweis dafür, daſs sein Talent mehr in die Breite als in die Tiefe ging, war der Verbreitung seiner Werke aber nur förderlich. Solche Eigenschaften lieſsen zwischen Moore und Wordsworth nie ein geistig nahes Verhältnis entstehen. Wordsworth urteilte von ihm: „Thomas Moore hat groſses natürliches Talent; doch er ist zu verschwenderisch mit glänzendem Schmuck. Seine Gedichte riechen nach dem Friseurladen und dem Putzgeschäfte. Er ist nicht zufrieden mit einem Ringe und einem Armband; er muſs auch Ringe in den Ohren, Ringe in der Nase haben — Ringe überall.“ Gerade die übertriebene Schärfe dieses Urteils zeigt den Gegensatz der beiden. Bei Moore kam noch dazu, daſs ihn eine Herabsetzung seines Lieblings Byron, die Wordsworth leicht einmal vom Munde floſs, immer ärgerte. Doch konnte selbst er sich nicht der Verwunderung enthalten, als er von der geringen Summe hörte, die Wordsworths Gedichte diesem bisher eingebracht hätten; sie belief sich auf etwa 1000 £. „Mir haben die meinen doch ungefähr das Zwanzigfache gebracht.“

Es war nicht ganz taktvoll von Wordsworth, gerade Moores Adresse zu wählen, um ihm zu sagen, daſs Byron in den letzten Gesängen des Childe Harold mit seinem Kalbe gepflügt habe. Wordsworth hätte es andern überlassen sollen, solchen Einfluſs in Byrons Dichtung nachzuweisen. Daſs er besteht, hat nicht nur Moore selber in seiner unübertrefflichen Biographie Byrons nachgewiesen, sondern auch Byron in Stunden, wo er zu kritischer Betrachtung seiner Schriften aufgelegt war, anerkannt.

Freilich erschien bereits den Zeitgenossen Tendenz und Form der Dichtung dieser beiden so entgegengesetzt, daſs es selbst einem so vorurteilsfreien Beobachter wie Crabb-Robinson schier unmöglich dünkte, daſs die Bewunderer von Byrons Poesie auch an Wordsworth Genuſs und Freude haben könnten. Und selbst heute noch, wo der persönliche Antagonismus nicht mehr wirken kann, schart sich das englische Publikum gern um die beiden Standarten: Hie Byron, hie Wordsworth! und begreift nicht, daſs man zugleich „Byrons Kraft und Wordsworths heilende Macht“ bewundern kann.

In Deutschland hinwiederum hat der gröſste Teil der Freunde der englischen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts durch und mit Byrons Augen sehen gelernt. Sie schöpfen meistens die erste Kenntnis, die sie von Wordsworth erlangen, aus dem „Don Juan“ oder aus der Satire „Englische Barden und schottische Kritiker“. Es ist gewiſs nicht zu viel gesagt, daſs, wie Jeffrey früher in England, so Byron noch heut zu Tage für das Ausland das Hindernis einer gröſseren Popularität Wordsworths ist. Mit einem Blick, der von Byrons Vorurteil getrübt ist, schauen solche Leser in „Peter Bell“ und in den „Ausflug“ und finden dies Vorurteil ganz begründet.

Den ersten Angriff richtete Byron auf Wordsworth schon im Jahre 1808 in der erwähnten Satire; doch ist die Frage leichter und schneller zu beantworten: Welchen von den lebenden Schriftstellern hat Byron damals nicht angegriffen? als die lange Reihe derer aufzuzählen, die einen mehr oder minder tiefen Hieb von ihm abbekamen. Hierbei kommt auch gar nicht in Betracht, daſs Byron ein Jahr zuvor sich seine kritischen Sporen mit einer

ziemlich wohlwollenden Kritik von Wordsworth verdient hatte, die sich übrigens ohne jede originelle Ader in den eingelernten Phrasen der Zeitungsrezensionen bewegt. Byron war jetzt gereizt; und das genügte seiner Natur, die sich immer einem Gefühl bis zu seinen letzten Konsequenzen hingab, um alles zu verdammen. Der beste Beweis hierfür ist, dafs er neun Jahre später die Satire in diesen Teilen gern verleugnet hätte. Er bedeckte ein Exemplar, das er, wenn es nicht einem andern gehört hätte, am liebsten ins Feuer geworfen hätte, mit Randbemerkungen. Neben die Spottverse auf Wordsworth und Coleridge schrieb er unmutig ein „Ungerecht“ hin. Macaulay sagt einmal in seinem vorzüglichen Aufsatze über Byron: „Byron der Kritiker und Byron der Dichter waren zwei verschiedene Naturen.“ Dieses „Ungegerecht“ schrieb der Dichter Byron, der gerade in jenen Jahren unter dem gröfsten Einflufs der früher Verspotteten stand. Der unerfreuliche Streit mit Southey erweckte in ihm den Kritiker wieder, der sich nun in den „Blauen“ und besonders in der Widmung des „Don Juan“ auf das beste an den „Lakisten“ rächte.

Man kann sich allerdings schwer vorstellen, wie zwischen Byron und Wordsworth, die als Menschen die äufsersten Gegensätze waren, jemals ein gutes persönliches Verhältnis hätte bestehen können. Lady Byron erzählt zwar, wie ihr nach der ersten Begegnung zwischen den beiden Dichtern ihr Gemahl auf die Frage: „Nun wie ist der junge Dichter mit dem alten ausgekommen?“ geantwortet habe: „Wenn ich offen sein soll, so mufs ich sagen, dafs ich nur ein Gefühl gehabt habe, und das war Verehrung.“ Allein das war im besten Falle eine flüchtige Regung. Macaulay sagt mit Recht, dafs Byron,

wenn er Wordsworth lobe, dies ohne Anmut und Herzlichkeit thue, dagegen sein ganzes Herz mitbringe, sobald er ihn angreifen könne.“ Für Wordsworth aber war grade die Person Byrons, war das, was er „die Verderbtheit der persönlichen Empfindung in seiner Dichtung“ nannte, ein besonderer Anstofs.

Ganz anders stellt sich das Verhältnis, sobald wir nach den Beziehungen ihrer Dichtungsweise zu einander fragen. Wordsworth freilich war zu alt, um das Neue in Byrons Dichtung zu schätzen: „Sonst hätte ich zweifellos vieles daran bewundern können“, sagt er selber. Dieses Gefühl liefs ihm selbst die Spuren der eigenen Art zu empfinden, die er hier traf, nur unerfreulich erscheinen. Anders Byron. Verhältnismäfsig spät, dann aber um so stärker trat Wordsworths Einflufs an ihn heran. Er bedurfte dazu eines geistigen Vermittlers. Im Jahre 1816 traf er nach seiner Selbstverbannung aus England in der Schweiz zum erstenmal mit Shelley zusammen, und dieser liefs ihm alsbald Wordsworths Dichtungsart in einem völlig neuen Lichte erscheinen.

Shelley steht mitten inne zwischen Wordsworth und Byron. Mit Wordsworth verbindet ihn die philosophische Gestaltung seiner Dichtung, die Verehrung des Naturgeistes, die pantheistische Hingebung und Unterordnung der eignen Persönlichkeit an diesen alles vollendenden, alles belebenden Geist, das Gefühl einer gegenseitigen Liebe, die Möglichkeit eines persönlichen Verkehrs des Menschengeistes mit diesem Geist der Natur. Die Ehrfurcht vor der Natur, „the natural piety“, wie das von Wordsworths geprägte Wort lautet, hat Leigh Hunt richtig auch den leitenden Zug in Shelleys Charakter genannt. Dieses ganze, von Wordsworth einst entdeckte

Land der Empfindungen und Gedanken war der gemeinsame Boden, auf dem der Theist und der Atheist, der diesen Namen so gerne als trotziges Aushängeschild benützte, zusammentrafen. Sie haben auf ihm in solcher Übereinstimmung geschaffen, daſs wir in Shelleys Dichtung lange Stellen antreffen können, die Wordsworths Geisteskindern zum Verwechseln ähnlich sehen. Es genügt, hierfür nur auf die Einleitung zu Shelleys Alastor zu verweisen.[1]

Jedoch Wordsworths in sich geschlossene Natur fand in selbstgewählter Beschränkung die Offenbarung des All in der kleinsten Blume; in weiser, leidenschaftsloser Hingebung löst sich sein Geist von allen Schlacken der Erdenwelt und empfängt die Weihe der Erleuchtung. Shelleys stürmischer Geist hingegen dringt fort ins Schrankenlose. In immer erneutem Ringen will er der Natur ihre Geheimnisse abtrotzen und ruft ihr sein: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“ zu. Das ist die Gesinnung, die ihn mit Byron verbindet und ihre enge Freundschaft begründet hat.

Byron seinerseits ist nicht entfernt in dem Sinne ein philosophischer Dichter zu nennen, wie Shelley und Wordsworth. Selbst vom „Manfred“ und den beiden groſsen Mysterien gilt dies. „Auch durch seine ätherischsten Schöpfungen rollt das Lebensblut der Wirklichkeit“, sagt Moore von ihm. Wenn er wie Shelley überall an den Schranken rüttelt, so ist es mit dem Trotze des Übermenschen, der sich gegen jede Fessel aufbäumt; wenn er die Geheimnisse der Natur erforschen will, so ist es, um Macht über sie zu haben. Wordsworth will der Priester

1) Siehe Anhang Nr. II.

der Natur sein, der mit erleuchtetem und gläubigem Gemüte ihre Offenbarung empfängt, Shelley wirbt mit der Inbrunst eines Liebenden um ihre Gunst und Byron verlangt ihr Herrscher zu sein.

Jedoch schon nach dem ersten Zusammentreffen mit Shelley läfst sich der Einfluſs, den dieser und durch ihn Wordsworth auf Byron ausübten, deutlich in seiner Dichtung nachweisen. „Shelley tränkte mich mit Wordsworth bis zum Überdruſs“, sagte Byron später, aber der dritte Gesang des „Childe Harold“, der damals entstand, zeigt deutlich, weshalb er an andrer Stelle Shelley seine Dankbarkeit dafür aussprach, daſs dieser ihn mit Wordsworths Dichtung bekannt gemacht habe:

„Nicht in mir selber leb ich; nein, ich werde
Ein Teil der Welt umher. Gebirg und Flur
Sind mir Gefühl, die Städte dieser Erde
Sind Folter mir. Ich find' in der Natur
Nichts was mir widrig ist, als eines nur,
Des Fleisches Kette, die auch mich umflicht,
Indes die Seele flieh'n kann zum Azur,
Zum Berg, zum Ocean, zum Sternenlicht
Und sich versenkt ins All, — und o, vergebens nicht!“ [1]

Diese pantheistische Hingebung des eigenen Ich an die Allnatur war das Geschenk und die Lehre, die Shelley-Wordsworth ihm brachten. Er, der bald darauf wieder im „Manfred“ der Alpengöttin ein energisches Nein entgegensetzt, als sie ihm ihre Hilfe unter der Bedingung zusagt, daſs er sich ihr unterwerfe, fühlt sich hier als „ein Teil von dem, was um mich ist“. Freilich nur einen Augenblick hält diese Stimmung vor. Die Konsequenz, die er aus dieser Lehre zieht, entfernt ihn gleich

1) Childe Harold III, 72 nach Gildemeisters Übersetzung.

wieder einen Schritt von Shelley und ganz von Wordsworth.

„So fliefst mein Selbst dahin, und das ist Leben,
Ich schau zurück auf jene Völkerwüste
Als einen Ort voll Todesangst und Beben,
Wo ich, als ob ich eine Sünde büfste,
Verbannt zur That, zum Leiden ward.“ [1]

Wie anders ist das Resultat, das Wordsworth aus einer solchen Hingebung zog:

„Dann lausche ich der süfsen, schwermutvollen
Musik der Menschheit, die nicht herb und schrill,
Nein, machtvoll, reinigend und besänftigend wirkt.“

Diese verschiedene, wenn auch im letzten Grunde verwandte, Naturauffassung hat, wie solche Aussprüche zeigen, sich fortgesetzt in der Auffassung des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft, zu denen diese drei gröfsten Dichter Englands in unserm Jahrhundert so durchaus verschieden Stellung nehmen. Jene Zeilen Byrons können als typisch für seine Menschenverachtung und für jenen Weltschmerz gelten, dessen eigentlicher Schöpfer er war; hierzu kam, dafs Byron, trotzdem er die Menschen verachtete, doch auch über sie herrschen wollte, während er sich zugleich ein Ideal von Volksfreiheit vorzauberte. Solche Widersprüche sind nicht nur das tragische Verhängnis seines Lebens gewesen, sondern auch das der meisten seiner Helden. Shelley aber verachtete die Menschen nicht; er wollte sie auch nicht beherrschen; er wollte sie nur bessern und ihnen helfen. Dafs jenes Idealbild der Liebe, wie seine Träume es sich geschaffen hatten, in diese Welt des Eigennutzes nicht

1) Childe Harold III, 73.

passen wollte, das liefs ihn fliehen und als Ausgestofsenen in der Einsamkeit leben, immer noch voll der Hoffnung, dafs er irgendwo seine Göttin erreichen werde. Dafs er sie nicht fand, mufste ihn scheitern lassen, wie sein Dichterjüngling im Alastor untergeht.

Shelley wie Wordsworth haben daher stets den Lehrberuf ihrer Dichtung vor Augen. Sie ist ihnen eine Predigt an die Menschheit, im Inhalt so ähnlich und nur in der persönlichen Färbung des Ausdrucks so verschieden. Wordsworth fand durch die Natur Versöhnung mit der Menschheit, so dafs er meint, ihm würde eine der gröfsten Segnungen geraubt werden, wenn man ihm den Umgang mit den Menschen nähme. Darum verlangt er von dem Dichter ein leidenschaftloses Gemüt, wie sein Hausierer es besitzt:

„Von eigner Sorge unbeschäftigt, lag
Sein Herz ganz offen."

Darum glaubt er auch, dafs nur jemand, der selbst glücklich, d. h. harmonisch in sich ist, seine Gedichte ganz verstehen könne. Byron aber meint im Gegenteil: ein unseliger Geist und — mit einem Seitenblick auf seine Lahmheit — ein unseliger Körper beförderten eine Neigung zur Poesie. Und Shelley klagt um die Dichter als um:

„Unselige Menschen,
Durch Unrecht in der Dichtung Arm getrieben;
Sie lernen leidend, was sie singend lehren."

Wie ähnlich der Ausdruck und wie verschieden der Inhalt von Goethes: „Mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide."

Das Unrecht, das Shelley an sich und andern geschehen sah, hat ihn in die Arme der Dichtkunst ge-

trieben. Auch für Wordsworth hat es eine Zeit gegeben — er war damals ungefähr in Shelleys Alter gewesen —, wo er zu den Unterdrückten an sich stand und in allen, die nicht zu diesen Ausgestofsenen gehörten, die Feinde der Menschheit sah; aber diese Jahre der Unzufriedenheit sind bezeichnender Weise poetisch fast ganz unfruchtbar geblieben, und auch später findet er gerade für dieses Gefühl des politischen Mifsbehagens wohl in der Prosa, niemals aber in der Poesie einen Ausdruck. Man vergleiche nur das Pamphlet über die Konvention von Cintra und das Sonett, das er während dieser Arbeit verfafste. Shelley aber sowohl wie Byron hatten ihre Dichtung in der Opposition gegen die Mifsstände geschult. Sich beschränken und bescheiden war ihnen gleichbedeutend mit kleinlich sein. Diese Gesinnung bildete das persönliche Bindeglied zwischen diesen beiden in ihrem dichterischen Schaffen so verschiedenen Naturen. Und das war es, was sie in Wordsworth einen Abgefallenen sehen liefs. Byron freut sich geradezu, dafs Wordsworth, der doch früher besser habe schreiben können, mit seiner Unabhängigkeit auch seine dichterische Fähigkeit verloren habe. Er führt dann als Beleg eine, nicht einmal richtig citierte Stelle aus Peter Bell an, der allerdings erst 1819 veröffentlicht, aber doch schon 1798 verfafst war. Shelley wurde das Scheiden schwerer. Er klagt erst in seinem schönen Sonett,[1] ähnlich wie später Browning, über den „verlorenen Führer", um dann, wahrscheinlich von Byron angesteckt, in seinem Peter Bell III. es auch einmal mit dem Spott zu versuchen. Doch steht ihm die Satire nicht zu Gesicht. So armselig schon die anonyme Parodie Peter

1) S. Anhang Nr. I.

Bell II. gewesen war, die mit einer halb irreführenden Vorrede, W. W. gezeichnet, erschienen war, so ist sie doch Shelley noch überlegen in der Fähigkeit, mit einer billigen Verkehrung der Schreibweise und der Selbstschätzung Wordsworths, die Lachmuskeln des Lesers zu reizen. Auf diesem Gebiete vermag Shelley Byron, dem grofsen Meister der Satire, nicht das Wasser zu reichen. Man kann sich keinen gröfseren Abfall denken als von der Vision des Gerichtes zu Peter Bell III. Wordsworth hat sich über Shelley selten ausgesprochen. Wenn er ihn nach hartem Tadel über Byrons Stil „den besten Künstler von uns allen, was die Ausbildung des Stiles betrifft", nennt, so trifft dies Urteil gerade nicht den Kern ihrer inneren tiefgehenden Verwandtschaft.

Hier in London traf Wordsworth 1836 auch mit dem eben aus Italien zurückgekehrten Walter Savage Landor zusammen. Landor, einer der glänzendsten Schriftsteller seiner Zeit, war seit einer Reihe von Jahren mit Southey befreundet. Er hatte von diesem seine Zuneigung und Verehrung auch auf Wordsworth und Coleridge übertragen, die er mit jenem vereint „drei stolze Türme eines Schlosses" nennt. Landor hatte seit einer Reihe von Jahren seinen Wohnsitz in Fiesole; nur einmal hatte er in der Zwischenzeit die Dichter an den Seeen aufgesucht und einen kurzen Tag mit Wordsworth und Southey zugebracht. Dies Zusammentreffen scheint die gegenseitige Verehrung nur befestigt zu haben. Wordsworth schreibt an Rowan Hamilton über Landor: „Seine Unterhaltungsgabe ist lebhaft und originell, seine Gelehrsamkeit grofs, obgleich er es nicht Wort haben will, und sein Lachen das herzlichste, das ich seit langer Zeit gehört habe." Landor hinwieder feierte damals ihn und

Southey in einer Ode. Er schreibt in den stärksten Ausdrücken der Bewunderung an und über Wordsworth und beschenkte ihn mit seltenen Büchern. Wordsworth erkannte Landors schriftstellerische Bedeutung voll an. Er rühmte seine „imaginären Unterhaltungen", eine Art von Totengesprächen, wo die Unterredner Dichter, Staatsmänner und gekrönte Häupter vom Altertum bis zur neuesten Zeit sind. Sie zeichnen sich alle durch dramatische Lebendigkeit aus. Die ausgebreitete Gelehrsamkeit ist meistens glücklich dazu benutzt, den Geist der Zeit, welche die Redenden repräsentieren, wiederzugeben, so in dem sehr schönen Gespräch zwischen Sir Philipp Sidney und seinem Freund Brooke über ein glückliches Leben. Die gröfste Anerkennung fand aber in England sein „Pentameron", ein fünftägiges Gespräch zwischen Boccaccio und Petrarca. Man merkt es der Grazie des Dialogs und der Feinheit des Humors an, dafs er von seiner Villa Gherardesca auf dieselbe Landschaft blickte, in der die Unterhaltung des „Decamerone" sich abspielt. In den modernen Gesprächen überwiegt freilich oft das Barocke und Bizarre.

Leidige Familienverhältnisse hatten Landor 1836 nach London getrieben. Sein Verkehr mit Wordsworth in London erschien freundschaftlich wie zuvor. Aufs höchste überrascht waren daher die Freunde, als bald darauf ein heftiger Angriff auf Wordsworth in seiner „Satire der Satiriker" erschien. Der Grund kann wohl nur in dem unberechenbaren Charakter Landors gesucht werden. Eine eigentliche Sympathie zwischen diesem eigensinnigen, lebhaften und widerspruchsvollen Geist und dem ruhigen, ehrfurchtheischenden Wesen von Wordsworth läfst sich überhaupt schwer denken. Die stille Überlegen-

heit unseres Dichters, die von dem ganzen Freundeskreise anerkannt wurde, konnte Landor nur unbequem sein. Da mag der äufsere Anlafs klein genug gewesen sein, um seiner flackernden Leidenschaft eine Fülle häfslicher Eigenschaften an dem Verspotteten vorzuspiegeln. Er schuldigte ihn der Selbstüberhebung, des Neides gegen andre Dichter, besonders Southey, an; ja sogar ein Plagiat grub er aus, das Wordsworth vor zweiundzwanzig Jahren im „Ausfluge“ mit dem Bilde der Seemuschel im vierten Buche begangen haben sollte. Er selbst hatte das Bild einst in seinem Jugendgedichte „Gebir“, einem mit glühenden Farben ausgeführten arabischen Märchen angewandt. Wordsworth antwortete darauf nur, dafs dieses geheimnisvolle Sausen in der Muschel eine Beobachtung sei, die jedes Kind mache. Gegen die Beschuldigung des Neides verteidigte er sich aber am besten dadurch, dafs sein Urteil über Landor auch jetzt noch durchaus sachlich und gemäfsigt blieb. Er selbst hat übrigens die Satire nie gelesen, und dankt es seinen Londoner Freunden, dafs sie ihm davon nicht gesprochen haben. Crabb-Robinson, der mit Landor befreundet war, schrieb diesem einen entrüsteten Brief über sein Betragen gegen Wordsworth. Landor scheint seine Vorwürfe gut aufgenommen zu haben; doch hat er dem Gefühl der Abneigung gegen den früher verehrten Dichter noch zu verschiedenen Malen Ausdruck gegeben, so besonders in einem Briefe an Emerson, der von eigener Selbstüberschätzung und von Spott gegen Wordsworth überfliefst.

Schon im Jahre 1827 hatte Wordsworth den ersten Verlust unter seinen nächsten Freunden zu betrauern. Sir George Beaumont starb und hinterliefs in allen, die ihn gekannt hatten, das Bild eines selten harmonischen,

guten und glücklichen Menschen. Wordsworth hat dem Freunde bei seinem nächsten Besuch in Coleorton 1830 in seinen „Versen zum Gedächtnis Beaumonts“ ein würdiges Denkmal gesetzt. Ein Vierteljahrhundert war gerade verflossen, seitdem er sich die lastende Trauer um den Verlust des Bruders von der Seele gesungen hatte. Damals war bei ihm der Schmerz mit elementarer Gewalt durchgebrochen. Den Wert des Beklagten, „dem zum Ruhm dies Lied geweiht war“, können wir nur aus der Gröfse des subjektiven Schmerzes ermessen. Jetzt war auch die Trauer ausgereift. Auch sie ist objektiver und klarer geworden. Diese neuen elegischen Verse lassen im Gegensatz zu den früheren die Gröfse des eigenen Schmerzes an dem hohen Werte des Verlorenen ermessen. Beide Gedichte schliefsen mit derselben Wendung, dem Wunsche nach einem Gedächtnissteine, der nicht an konventioneller Stelle auf dem Grabe, sondern an einem Platze, der einst Bedeutung für den Lebenden besafs, aufgestellt werden soll. Mehr wie das Gedicht selbst zeigen die Umstände, die sein Entstehen begleiten, dafs unserm Dichter an der Schwelle des Greisenalters noch nichts von der alten Kraft genommen war. Um seiner Tochter Dora ein Vergnügen zu machen, ritt er ihren Pony von Rydalmount bis nach Cambridge, wo sie bei ihrem Onkel Christopher, dem Master vom Trinity-College zu Besuch war. Zweimal überraschte den alten Herrn bei diesem Dauerritt ein heftiger Sturm; nicht nur dafs die Strapazen ihm nichts anhaben konnten, bei dem zweiten Unwetter verfafste er, nachdem er eben Coleorton mit all seinen Schatten der Vergangenheit verlassen hatte, zu Pferde zwischen Sturm und Regen das Erinnerungsgedicht.

Dieser seiner unermüdlichen Wanderlust gelang es, auch Coleridge noch einmal aus seiner Klause in Highgate zu locken. Er vermochte ihn im Jahre 1828 mit ihm und seiner Tochter Dora eine Rheinreise zu unternehmen. In Godesberg haben sie die längste Rast gemacht; die bekanntesten Bonner Gelehrten kamen damals, die beiden berühmten Engländer zu begrüfsen, unter ihnen Niebuhr und Schlegel. Coleridge hatte, wie immer, die Führung in der Unterhaltung, während Wordsworth gern in seiner Gegenwart schwieg. Die Deutschen fanden bei ihnen wenig Anklang mit ihrem Lob auf Byron und Scott, die damals die Höhe ihres Ruhmes im Auslande genossen. Coleridge unternahm es, ihnen zu beweisen, dafs Byron ein Meteor sei, das glänzen, schwärmen und sterben werde, während Wordsworth hier an seiner Seite ein immer leuchtender Fixstern sei. Wordsworth suchte statt der Gesellschaft wieder lieber einen Gefährten, um mit ihm das Land, namentlich das Siebengebirge zu durchstreifen, wo ihn die Klosterruine von Heisterbach in ihrer versteckten Lieblichkeit ganz besonders anzog. Sie mochte ihn an sein Tintern-Abbey erinnern. „Auch die eifrigste Unterhaltung", erzählt ein solcher Wandergefährte, „brach er ab, um sein Auge auf eine neue Gruppierung der Landschaft zu richten. Auf diesem Spaziergange nach Heisterbach machte er mich auf so planvolle Schönheit in Dingen aufmerksam, die ich bis dahin unter die Füfse getreten hatte, dafs mich das Gefühl überkam, als sei jede Stelle, auf die ich trat, heiliger Grund, den ich bis dahin entweiht hätte."

Der nächste Sommer führte ihn einem noch näheren Ziele zu: Irland. Es war der einzige Teil Grofsbritanniens, der ihm noch nicht bekannt war. Auch jetzt betrat er

mit einem gewissen Zögern die grüne Insel; er fühlte sich unsicher wie selten in einem fremden Lande, vielleicht gerade weil ihn hier mehr noch als die Landschaft das Volk interessierte; hatte doch auch ihn im Kampfe der Parteien die Frage, wie es zu behandeln sei, heftig erregt. Er entschloſs sich endlich, einen Platz in dem Wagen der befreundeten Familie Monkhouse anzunehmen, die ihn schon auf der Schweizer Reise begleitet hatte, und sich so, seiner Gewohnheit zuwider, fahren und führen zu lassen. „Mit einer gewissen Scham", giebt er dies als Grund an, daſs die Reise poetisch ganz unfruchtbar geblieben ist. Er war zu sehr gewöhnt, auf Fuſstouren ganz seinem eigenen Impulse zu folgen, um nicht jetzt die Lust am Dichten zu verlieren.

Der Hauptanziehungspunkt in Irland war für ihn der junge Mathematiker Rowan Hamilton, der in Dublin Professor und Direktor der Sternwarte war und ihn dort mehrere Tage als seinen Gast sah. Vor zwei Jahren hatte der junge, zweiundzwanzigjährige Professor Wordsworth in Rydalmount besucht und im Sturm gewonnen. Sofort war ihre Unterhaltung so angeregt gewesen, daſs der Dichter unverweilt seinen Gast nach Ambleside begleitete, wo dieser wohnte, und der Weg in der Nacht fünfmal gemacht wurde, da sie sich gar nicht trennen konnten. Der ruhige Wordsworth erklärte, Rowan Hamilton und Coleridge seien die wunderbarsten Menschen, die er je gekannt habe. Hamilton hatte den auszeichnenden Platz, den er in der Wissenschaft schon damals einnahm, einer merkwürdig frühen Reife seines Geistes zu danken. Von seiner Kindheit werden Wunderdinge erzählt: wie er mit drei Jahren lesen, mit fünf Griechisch, Lateinisch und Hebräisch kannte und vor seinem achten

Jahre Arabisch und Sanskrit lernte. Trotzdem war er weder als Kind noch später eine Treibhauspflanze. Mit vollkommener Leichtigkeit, ohne Einbuſse an knabenhaftem Übermut und kindlicher Frische wurde er zu dem kleinen Gelehrten. In allen körperlichen Übungen zeichnete er sich aus, und seine Schüler erinnerten sich gern, wie übermütig und fröhlich der junge Professor beim Privatissimum in seinem Garten war. Von den Sprachen wandte sich sein Studium bald der Mathematik zu, wo er sich in der Geschichte der Wissenschaft einen Namen gemacht, der zu den gröſsten unter den englischen Naturforschern gehört. Mit dieser glänzenden frühen wissenschaftlichen Thätigkeit, die er seine erste Leidenschaft nennt, ging Hand in Hand eine groſse Neigung zur Poesie, wobei ihm neben dem tiefen Gefühl und der reichen Phantasie, die auch seiner Wissenschaft zu gute kamen, eine gewisse Leichtigkeit des Ausdrucks zu Gebote stand.

Diese Neigung knüpfte das erste Band zwischen ihm und Wordsworth. Der Briefwechsel zwischen den beiden zeigt namentlich zum Beginn ein ganz eigenes Verhältnis des Lehrers und Schülers. Rowan Hamilton schickt dem verehrten Meister alle seine kleinen poetischen Schöpfungen, und das strenge kritische Gericht, das dieser darüber hielt, zeigt, wie ernst es Wordsworth mit der Arbeit seiner Kunst nahm. Der Besuch von Wordsworth auf der Sternwarte war, wie sein Biograph Perceval Graves sagt, das „Ereignis des Jahres“ für Hamilton und seine drei Schwestern, von denen die eine, origineller poetisch begabt als der Bruder, sich schon manches aufmunternden Wortes des Dichters erfreut hatte.

Die Unterhaltung zwischen dem Gelehrten und dem Dichter bewegte sich hauptsächlich über die Wertschätzung der Gebiete, auf denen jeder schuf, und über ihr wechselseitiges Verhältnis. Hamilton hegte die Befürchtung, daſs Wordsworth die Wissenschaft nicht genügend zu schätzen wisse. Sie schien ihm nur zu begründet, wenn er an die vielen Angriffe gegen die Wissenschaft und Gelehrsamkeit in Wordsworths Gedichten dachte. Hier aber verteidigte sich Wordsworth mit Geschick. Seine Angriffe seien nicht gegen die Wissenschaft als solche gerichtet, die den Menschen über sich hinaushebe und ihn ebenso wie die Kunst im Kleinsten wie im Gröſsten schöpferisch thätig mache, sondern gegen alles das, was man unter dem Namen „nützliche Kenntnisse“ zusammenfasse, die Sammlung von nackten Thatsachen, alle jene Wissenschaft, welche die Imagination bekriege; denn sie könne den Menschen nur herabziehen. Wordsworth konnte sich vor Hamilton wohl so rechtfertigen, vor ihm, der in seiner besonderen Wissenschaft „ein Glied“ sah, „das uns mit Wesen höherer Art verbindet“; wenn er aber mit so verächtlichem Tone von „dem Heerbann der Wissenschaft“ redet, „der dem Heros nur die Bahn bereite und selber ohne Gefühl und Enthusiasmus nur hoffe, an der Beute und dem Erfolge teilzunehmen“, so übersieht er doch, daſs hier ein Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft obwaltet: in jener hat nur der Beste sein Recht, in dieser aber sind auch solche Hilfsarbeiter unentbehrlich.

Der zweite Punkt der Unterhaltung war eben diese höchste Kunst. Wordsworth hatte schon in seinen Briefen Hamilton, trotz freundlicher Anerkennung des Geleisteten, nie ermuntert fortzufahren. Sein unumstöſslicher Grundsatz war: die Dichtkunst verlangt den ganzen

Menschen, sie erfordert unablässige Arbeit an sich und duldet keinen Herren neben sich. Es sei wohl gut, sprach er sich jetzt gegen den Freund aus, wenn die Menschen dichteten, gut für die Amateur-Poeten selbst, doch Dichter in höherem Sinne seien nur die, welche der Dichtung ihr ganzes Leben zum Dienst weihten. Hamilton mufste ihm recht geben, zumal er an Wordsworths eigenem Leben sah, wie wenig es diesem nur eine Theorie war. Dieser Besuch trug dazu bei, dafs er sich noch enger an seine Wissenschaft anschlofs. Trotzdem hat er es nie über sich vermocht, seine poetischen Versuche ganz aufzugeben. Wordsworth blieb sein Richter und fuhr auch fort, trotz gelegentlicher Abmahnung, an seinem Stile zu feilen und ihn auf logische Fehler oder falsche Bilder aufmerksam zu machen. Derselbe Dichter, der einst die Sprache der Dichtung zur äufsersten Natürlichkeit zurückgeführt hatte, der leere Kunst in ihr verpönte und jeden Unterschied der Prosa und Poesie leugnete, zeigte nun, wie sich hiermit die äufserste Sorgfalt des Stiles vertrug, in der Wahl der Worte, in dem logischen Zusammenhang der Bilder, in allem, was er in das Wort „workmanship“ zusammenfafste.

Der Kreis Hamiltons bildete wiederum eine Art Centrum, von dem sich die Bewunderung von Wordsworths Dichtung in Irland verbreitete. Erzählt Rowan Hamilton doch, wie er selbst in der Eisenbahn einem Herrn den „Ausflug“ geliehen habe, und wie ihn dieser nach der Lektüre mit dem wärmsten Danke, dafs er ihn mit einem so ausgezeichneten Dichter bekannt gemacht habe, wiedergab. Aufser Hamiltons Schwestern fand Wordsworth eine besonders warme Verehrerin in der Novellenschriftstellerin Mary Edgeworth, die damals

über ihre Heimat hinaus, namentlich in Frankreich, einigen Ruhm genofs, von Scott besonders anerkannt ward, und später sogar Ehrenmitglied der Dubliner Akademie der Wissenschaften wurde. Für uns sind heute ihre Novellen durch den ausgesprochen didaktisch-moralischen Zweck nicht mehr recht geniefsbar. In jener Zeit veröffentlichte auch ihr weit jüngerer Bruder, Francis Beaufort Edgeworth, einiges unter ihrem Namen. Auch er war ein sehr produktiver Dichter, dessen Arbeiten Wordsworth, vielleicht weil er nicht wie Hamilton einen andern Beruf ergriffen hatte, mit weit gröfserem Wohlwollen behandelte und sie sehr überschätzte.

Der weitaus bedeutendste Dichter dieses irischen Kreises, Aubrey de Vere, war damals noch zu jung, um des Dichters Einflufs persönlich zu suchen und zu erfahren. Doch ist er später an den Seeen mit ihm in Berührung gekommen. Seine Bewunderung war die lauteste und leidenschaftlichste; hat er doch wiederholt Wordsworth den gröfsten Dichter seit Shakespeare genannt, nur diesem vergleichbar. Aubrey de Vere war ein echter Ire, mit dem Gemisch von fröhlich leichtem Sinn und Hinneigung zur grübelnden Mystik. Er hatte sich sofort mit Eifer den Oxforder Traktarianern angeschlossen und folgte ihnen bis zu ihrer äufsersten Konsequenz, d. h. bis zum Katholizismus. Selbst Wordsworths Gedichte suchte er sich so viel wie möglich mystisch zu erklären. Er gehörte zu jenen, von denen der kühl-verständige Crabb-Robinson sagte, dafs, obgleich Wordsworth keineswegs die Extravaganzen der Oxford-Schule billige, diese ihn doch als ihren Dichter betrachte und eine Auswahl seiner Gedichte mit einer Vorrede publiziert hätte, als ginge er ganz mit ihnen.

„Solche Naturen“, sagt Henry Taylor in seiner fein gezeichneten Selbstbiographie von Aubrey de Vere, „müssen vereinfacht werden. Je mehr sie studieren und nachdenken, um so geringer ist die Aussicht, dafs sie richtig denken.“ Aubrey de Vere war damals auf dem Wege nach Rom, um dort überzutreten. An seiner Bewunderung für Wordsworth hat ihn sein katholischer Eifer aber auch weiterhin nicht gestört.

Kapitel X.

Letzte Lebensjahre.

Daheim im eigenen Hause hatte sich unterdessen dem Dichter ein eigener Quell der Frische und Jugend erschlossen. Wir hören in den Briefen jener Zeit von Pickniks, Tanz, Ausflügen in die Berge und auf den Seeen, ein lustiges Treiben, wie es bis dahin unerhört in der stillen Dichterklause von Rydal-Mount war. Wir müssen ein Gedicht lesen, das im Jahre 1828 entstand und den Namen „Das Dreigestirn“ (the Triade) trägt, um zu verstehen, wer den Dichter so voll Freude auf all die Jugendlust schauen lehrte. Das Gedicht ist eine Huldigung an drei junge Mädchen, die sein Haus schmückten, seine eigene Tochter Dora, Edith Southey und Sara Coleridge.

„Nicht durch Geburt, doch schwesterlich verbunden.“

Die Schilderung leidet an einem Übermafs graziöser Bilder, die in ihrer halb tändelnden Sprache wieder der Zeit gar nicht so ferne stehen, da Pope seine kunstvollen Huldigungen an schöne Damen richtete. Nur ist das Vorratshaus für solche poetische Bilder und Vergleiche dadurch, dafs die ganze Natur dazu beisteuert, unendlich erweitert. Doras Bild, das, wie leicht erklärlich, dem Dichter am meisten am Herzen lag, zeigt auch die gröfste Verschwendung in solchem Schmucke. Das Gedicht er-

innert, vielleicht nicht ohne Absicht, an das Hochlandmädchen, das scheue Kind der Berge. Aber welcher Unterschied in der Ausführung. Dort hatte der Dichter sorgfältig den Boden vorbereitet, aus dem dann die Blume wie von selbst hervorwächst; die Umgebung giebt uns die Stimmung; es sind Bilder:

„So wie sie leis hervor sich wagen,
Wenn wir zur Ruh die Sorgen tragen."

Alles bezieht sich auf das Hochlandsmädchen; aber sparsam hat der Dichter die schmückenden Beiworte auf das Mädchen selbst angewandt. Ganz anders im Dreigestirn. Mit dem Tone der Leier wird jede der drei wie ein Zauberbild hervorgerufen. Dora erscheint mit der Laute in der Hand, mit einem Schritt, der Muse des Tanzes würdig; scheu wie eine thrazische Nymphe würde sie vor einem Fremden entfliehen; und zum Schlusse müssen auch noch Oberon und seine Nymphen Beifall klatschen.

Dora war des Dichters Augapfel; er empfand für sie eine so leidenschaftliche Zärtlichkeit, wie sie bisher bei ihm nie in einem persönlichen Verhältnis zum Ausdruck gekommen war. Sie war aber zugleich auch der Abgott des ganzen Hauses. Sara Coleridge erzählt mit einem kleinen Anflug von Ironie, wie ihr Vater, als sie als Kind zum erstenmal in das Wordsworthsche Haus kam, sie ausschalt, dafs sie Dora nicht so hübsch fand wie die übrigen. Es fiel ihr auf, dafs in diesem Hause vollster Einfachheit und Natürlichkeit Doras Locken täglich eingedreht wurden. Doras Charakter, den auch die Freundin mit hohem Lobe bewundert, scheint von diesem frühen Verziehen keine Einbufse erlitten zu haben. Sie hatte die selbstlose Güte der Mutter geerbt; und ihre Leb-

haftigkeit, die oft zu fröhlichem Übermute sich steigerte, ebenso wie ihre geistige Regsamkeit erinnerten an ihre Tante Dorothy. Jedem Fremden fiel besonders die ritterliche Höflichkeit, die der Vater gegen die Tochter übte, auf. Auf den Reisen, auf denen sie ihn in den späteren Jahren meistens begleitete, bemühte er sich mit gröfster Sorgfalt um ihr Wohlbefinden. Er hätte ihr nicht, wie früher so gerne der Schwester, alle Mühe für die Unterkunft überlassen. Dora nahm, als ihre Tante durch traurige Krankheit verhindert wurde, ganz ihren Platz an des Vaters Seite ein. Sie war sein Sekretär und seine stete Begleiterin. Leider wissen wir aber gerade von ihr weniger als von irgend einer der andern Frauen, die dem Dichter nahe gestanden haben. Wordsworth selbst rühmt ihre grofse Stetigkeit, mit der sie an einer einmal ergriffenen Arbeit festhielt; und ihre wenigen Briefe zeigen, mit welcher Innigkeit auch sie sich in des Vaters Dichtung hineingelebt hatte. Hamilton sagt von ihr: „Dora Wordsworth und Miss de Vere (eine Schwester Aubreys) sind die einzigen Frauen, an denen ich nie eine Kleinlichkeit wahrgenommen habe."

Die geistig bedeutendste nicht nur unter den drei gefeierten Mädchen sondern unter allen Frauen, die Wordsworths Einflufs erfahren haben, ist Sara Coleridge. Sie hatte am wenigsten recht, mit dem Bilde, das im „Dreigestirn"[1] von ihr entworfen ist, unzufrieden zu sein. Ihre Eigenart ist hier so vortrefflich charakterisiert, dafs man in der Jungfrau unschwer dasselbe Wesen wieder erkennt, wie es sich in den anziehenden Briefen und Memoiren der Frau wiederspiegelt. Jedoch hat sie für

1) Nr. XCII.

dieses Gedicht immer nur ein ablehnendes Urteil gehabt; es galt ihr als Beispiel, um ihre Ansicht zu bekräftigen, dafs in diesen späteren Gedichten der Quell des Genius seine Frische verloren habe, und wir in ihnen nur das bewundern können, was zu bekämpfen unser Dichter in die Welt gekommen sei: die Kunst des Poeten. Und als Aubrey de Vere ihr gesteht, dafs er, ehe er sie gekannt habe, dieses Gedicht für eine Personifikation von Glaube, Liebe, Hoffnung genommen habe, bemerkt sie lächelnd: es sei der beste Beweis, dafs etwas Gekünsteltes in dem Gedichte liege, wenn man drei junge Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts für solche Idealgestalten halten könne.

Im Dreigestirn hat sie Wordsworth bereits als die nachdenkliche Philosophin geschildert; „ihr Vater hat in ihre Augen geschaut und darin ein Licht der eigenen hinterlassen", sagt ein Bewunderer von ihr. Doch hat Coleridge sein ganzes Leben hindurch vergeblich nach einer Eigenschaft gerungen, die ihr ganzes Dasein durchleuchtet: die Harmonie des Wesens. Vielleicht hat sich diese in unbewufstem Gegensatze zu dem Vater besonders stark entwickelt. Sie war immer nur vorübergehend mit ihm zusammen gewesen; als Kind hatte sie ihn, sich an die Mutter schmiegend, fast gefürchtet, und später gewöhnte sie sich so ausschliefslich daran, durch seine Schriften geistig mit ihm zu verkehren, dafs sie selber gesteht: sein Tod habe keinen Unterschied hierin für sie gemacht. War so der Einflufs ihres Vaters rein geistiger Natur, so hatte sie doch das grofse Glück, ihre Jugend im Verkehr mit zwei bedeutenden Männern zu verleben, die sie mit oft wiederholtem Danke als ihre Erzieher preist: Wordsworth und Southey. Im Hause ihres

Onkels Southey ist ihr Charakter zu der Festigkeit und dem Ernste gereift, der sie nie in der Erfüllung ihrer nicht leichten Pflichten wanken liefsen. Dort lernte sie den Wert unermüdlicher Arbeit und den Segen geordneter Familienverhältnisse kennen; doch alles was ihre Richtung, die Welt ihrer Ideeen bestimmte, brachte dem Dichterkinde der Umgang mit Wordsworth. Seinen beredten Worten lauschte das junge Mädchen auf Spaziergängen, und oft bedauerte sie später, dafs sie damals noch zu jung war, um etwas für ihr späteres Leben aufzuschreiben.

Ein früher Hang zu philosophischem Denken wurde bei ihr durch ein sorgfältiges Studium der antiken Sprachen gefördert, worin Southey sie zugleich mit seiner Tochter Edith unterrichtete. „Sie fühlte sich mehr in ihrem Element", schreibt Aubrey de Vere nach ihrem Tode, „wenn sie über die Mysterien der Seele sann oder über die höchsten Fragen der Theologie und Philosophie spekulierte, als wenn sie sich in den niederen Regionen der Litteratur bewegte. Sie knüpft in ihren religionsphilosophischen Spekulationen an den Coleridge der späteren Zeit an und hat eine Herausgabe der Werke ihres Vaters, die sie um 1840 begann, zum Anlafs genommen, ihre Ideeen in einem kleinen Essay „über Rationalismus" klarzulegen. Die Schrift ist als Anhang zu Coleridges Werke: „Die Hilfsmittel der Reflexion" gedacht und führt die Ideeen weiter aus, die er in aphoristischer Form hier niedergelegt hatte. Auch für sie ist das Christentum keine Theorie, sondern Leben; auch sie kann in der heiligen Schrift keine Stelle finden, die ihr gebietet, zu glauben gegen die Vernunft. Doch zwingen sie die veränderten Zeitläufte, weiter und schärfer vorzugehen. Damals hatte Newmans mystische Auffassung

der Sakramente, die ihn vom Katholizismus schon nur um einen Schritt trennte, weite Verbreitung erlangt; dies gab ihr den Anlafs, ihre eigenen Ideeen über die Taufe, die Erbsünde u. s. w. hier wie in einer Reihe von Briefen an Aubrey de Vere niederzulegen. Sie kann in der Taufe keine passive Wiedergeburt, keinen Einzug des heiligen Geistes in den passiven Menschen sehen; unser Geist, Herz, Gefühl (alles, was der Engländer mit dem einen Worte „mind“ bezeichnet) ist selbst Handlung und nur durch eigene, innere Thätigkeit können wir die Wiedergeburt vollbringen; die Taufe umgiebt unsere Seele gleichsam nur mit einer heilsamen Athmosphäre; sie stellt den Geist uns zur Rechten und an uns ist es nun ihm Einlafs zu verschaffen.

Eine solche thatsächlich mystische Auffassung, die aber zu verstehen und zu vergleichen sucht, nennt sie rationalistisch. Sie sieht in ihr den einzigen Weg, die verschiedenen Konfessionen zum Bewufstsein ihrer Einheit zu bringen. Kein Zweifel, dafs in diesem Wunsche, der Vernunft in der Religion zu ihrem Rechte zu verhelfen, der Einflufs Carlyles, mit dem sie innig befreundet war, sich geltend machte. Trotzdem stand sie wie ihr Vater fest auf dem Boden des Offenbarungsglaubens und ihre supranaturalistische Weltauffassung wurzelte so tief in ihrem ganzen Wesen, dafs sie am Vorabend ihrer Hochzeit mit einem verehrten und geliebten Manne in der Trennung vom Vaterhause den Vorschmack jener grofsen Trennung sieht, die uns allen bevorsteht. Doch wenn auch ein früher Tod dieses Gatten ihre Gedanken und ihr inneres Auge immer häufiger auf das Jenseits und ihren eigenen Tod richtete, so lag ihr Schwärmerei und Weltflucht doch ganz ferne. Sie steht fest in dem Kreis

ihrer Pflichten und sucht in verdoppelter Thätigkeit Heilung für ihren Schmerz.

Die liebste dieser Pflichten ist ihr die Erziehung ihrer Kinder, namentlich ihres Knaben, den sie selber unterrichtete aus dem schier unerschöpflichen Schatze ihres Wissens. Dem Kinde kam es zu gut, dafs sich seine Mutter mit Liebe und tiefem Verständnis in das Studium der Alten versenkt hatte:

„Ich grüfse dich, wenn der Gedanken Macht
Aus einem Buch, das zögernd du geschlossen,
Des Friedens Licht in deinen Geist gegossen,
Zum Glanze schönrer Zeiten dich gebracht",

ruft ihr Wordsworth zu. Von frühester Jugend an erzieht sie ihren Knaben zur Freude an geistiger Arbeit, „durch die er doch später sein Brot verdienen wird;" und wenn vorsichtige Freunde ihr kopfschüttelnd von Überreizung des kindlichen Hirnes sprechen, weil der dreijährige Junge mit allen Helden von Troja vertraut ist, und ernsthaft den Dawalagiri für höher als den Chimborazo erklärt, ruft sie ihnen zu: „Glaubt nur, niemand kann besorgter sein als ich, in diesem Punkte der Erziehung nicht zu irren; alle Nahrung, die sein Geist erhält, ist für seine kindliche Verdauungskraft präpariert. Das beste Zeichen ist, dafs er ganz in dem, was er lernt, lebt, seine Blumen auf dem Kaukasus sucht, und die Hochzeit der Dienstmagd, die er mitgemacht hat, für lange nicht so grofsartig erklärt als die von Peleus und Thetis."

Ein weiteres Hilfsmittel der Erziehung fand sie in ihrer dichterischen Phantasie. Alle seine kleinen Aufgaben und Regeln wufste sie mit einem poetischen Gewande zu umkleiden, das so anmutig ausfiel, dafs ihr Mann sie veranlafste, die Verse auch zum Nutzen andrer

Kinder zu veröffentlichen. Für ihren Knaben dichtete sie auch das reizende Feeenmärchen Phantasmion, das des Vaters glühende und oft dunkle Phantasie ins Anmutige und Leichte übertragen zeigt.

Mit dem heranwachsenden Jüngling liest und lebt sie in der griechischen Dichterwelt, um sich zugleich an dem jungenhaften Übermut zu freuen, mit dem er die Mutter „ein grünes Geschöpf“ nennt, wenn er die Lösung einer schwierigen Stelle früher als sie gefunden hat. Und doch hütet sie sich ängstlich vor der Klippe, die jede Mutter, eine Witwe aber noch in erhöhtem Mafse zu umschiffen hat: von den erwachsenen Kindern eine Freundschaft zu verlangen, die sie nur für Gleichaltrige hegen können.

Dies Zurückdrängen der eigenen Person, dies Mafshalten, die Harmonie in der Äufserung ihrer Gefühle, der Freundschaft wie des Schmerzes, sie sind es auch, was Kinder und Freunde so hoch an ihr bewunderten. Selbst ihre Briefe und Schriften liefern so reiche Beweise für diese Eigenschaften, dafs, wie de Quincey schreibt, ihr Tod viele betrübte, die sie nur durch ihre Schriften kannten. So war auch ihr Urteil über litterarische Werke und Personen, wozu sie eine staunenswerte Kenntnis nicht nur in der eigenen Litteratur, sondern auch in den weiten Gebieten der deutschen, französischen und italienischen immer mafsvoll und durchdringend zugleich. „Sie war einer von jenen Menschen, deren Gedanken wachsen, während sie sprechen, und die nie sprechen, um zu überraschen“, sagt Aubrey de Vere von ihr. Dabei aber mangelte ihr keineswegs eine fortreifsende Beredsamkeit, namentlich wenn es galt, einen lebenden Freund wie Carlyle oder eine geschichtliche Persönlichkeit wie Luther zu verteidigen.

Leider hat dieser gesunde Geist mit einem langen Siechtum des Körpers kämpfen müssen. Die leise Klage über dieses Erbteil ihres Vaters durchzieht ihre Memoiren, die sie wenige Monate vor ihrem Tode begonnen, leider aber nicht über ihre Kindheit hinaus fortgeführt hat. Sie erwartete den Tod mit der ihr eigentümlichen Ruhe und Klarheit der Seele. In solcher Stimmung schreibt sie an alle ihre Freunde Abschiedsbriefe, die im Beginne sich wie gewöhnlich über litterarische und philosophische Fragen auslassen, um dann zum Schlufs, frei von jeder Sentimentalität und jedem Selbstbedauern in einen herzlichen Abschiedsgrufs auszuklingen.

Wenn auf Wordsworths in sich ausgebildetes Wesen fremde Persönlichkeiten je länger je weniger Einflufs gewannen, so wurde die Wirkung, die er auf Naturen selbst der verschiedensten Richtungen ausübte, immer tiefer. Crabb-Robinson und Sara Coleridge können uns als Beispiele gelten und eben darum verdienten sie auch an dieser Stelle die eingehendere Behandlung: denn den alternden Dichter erkennen wir an der Gestalt, die seine Gedanken und Empfindungen in anderen annehmen, besser als in seinen eigenen Äufserungen.

Noch während im Wordsworthschen Hause jugendlicher Frohsinn herrschte, warf ein Ereignis seine Schatten voraus, das in den späteren Jahren dort kein ganz ungetrübtes Glück mehr aufkommen liefs. Im Jahre 1829 erkrankte Dorothy, die ihrem ältesten Neffen, dem jungen Pfarrer kurze Zeit die Haushaltung geführt hatte. Es war die erste Krankheit, die diese kraftvolle Natur ergriff; um so heftiger trat sie auf und brachte sie dem Tode nahe. Wordsworth schrieb damals tief erschüttert: „Müfste sie fort von uns, die Phasis meines Mondes

würde des Lichtes beraubt werden, würde es so sehr, dafs ich nicht den Mut habe, daran zu denken.“ Dorothy erholte sich diesmal langsam; doch bald kehrten die Anfälle wieder, so dafs sie schon vom Jahre 1832 an ein Invalide wurde, der nur auf Stunden das Krankenbett verlassen konnte. In der ersten Zeit hatte sie ihre geistige Frische noch behalten; ihre Briefe sind mit der alten Lebendigkeit, mit dem alten Anteil an andrer Interessen, an ihres Bruders Arbeiten, an dem Glück der Familie, geschrieben; ihre liebsten Gefährten waren ihr nun die Dichter und besonders ihr Dichter, dessen Werke sie auswendig kannte. Gerne auch machte sie selber Verse, wie die rührende Anrede an ihren Arzt nach fünfjähriger Krankheit. Wordsworth erzählt uns von einem Rotkehlchen, das der Einsamen stets Gesellschaft leistete und selbst nachts auf ihrem Bettpfosten zu schlafen pflegte. Er wurde es nie müde, die Schwester zu pflegen; „er verwöhnt sie“, sagt Quillinan, der allerdings auch nicht aus eigner Anschauung wufste, welches Recht Dorothy auf die Liebe und Dankbarkeit ihres Bruders hatte. Sie hat diesen noch überlebt und in der letzten Zeit, als auch ihr Geist schon beschattet war, rief noch in allen lichten Momenten ein Gedicht des Bruders, das sie selbst citierte, den alten Glanz in ihren Augen zurück; selbst wenn ihre Gedanken dem Faden des Gespräches nicht mehr zu folgen vermochten, wiederholte sie noch mit tiefem Ausdruck Verse ihrer Lieblingsdichter, für die sie wie ihr Bruder ein nie fehlendes Gedächtnis besafs.

„Wenn man sein sechzigstes Jahr überschritten hat“, schreibt Wordsworth, „mufs man sich bereiten, seine Freunde von sich scheiden zu sehen oder ihnen voranzugehen.“ Er selbst zwar fühlte keine Abnahme seiner

Kräfte: „Wenn es möglich ist, geht er noch mehr wie früher, im Bergklettern thut es ihm kein Junger nach und er ist immer noch der tolle Schlittschuhläufer auf Rydalsee“ schreibt Dorothy; und 1833 rudert er noch eine ganze Gesellschaft stundenlang auf dem See und unterhält sie mit seinen neuesten Gedichten. Seine häufig wiederkehrende Augenentzündung hinderte ihn nur wenig, denn er hatte frühzeitig die Seinigen daran gewöhnt, ihm Sekretär und Vorleser zu sein. Doch vom Norden her kam zuerst traurige Kunde von Walter Scott. Die pekuniären Unfälle, die ihn betroffen hatten, und die ihn, den schottischen Edelmann, der immer so grofsen Wert auf die feudale Prachtentfaltung gelegt hatte, und der sich so gern gleich einem Fürsten auf seinen Gütern verehrt sah, härter treffen mufsten als jeden andern, hatten seine Gesundheit so vollständig zerrüttet, dafs seine Freunde ihre Hoffnung nur noch auf die Heilkraft des Südens setzten. Noch vor wenigen Jahren hatte er zu Wordsworth gesagt: „Ich hoffe achtzig Jahre alt zu werden und zu schreiben so lange ich lebe.“

Wordsworth machte sich im Jahre 1830 von Dora begleitet auf, um Scott vor seiner Abreise noch einmal zu sehen. Sie fanden ihn umgeben von seinen Freunden, doch traurig verändert. Alles bemühte sich, so heiter zu scheinen wie möglich. Man sang abends; heitere Anekdoten wurden erzählt und Scott selbst schien seine Freude daran zu haben. Beim Abschied schrieb er Dora noch einige Zeilen in ihr Album „um ihres Vaters willen, da es wohl das Letzte sein würde, was er gedichtet habe“; doch so wenig war er noch Herr seiner selbst, dafs er das S in seinem Namen vergafs. Er begleitete die Gäste noch ein kurzes Stück, und dann hatten sie ihn zum

letztenmal gesehen. Aus dieser schmerzlichen Abschiedsstimmung heraus entstand das schöne Sonett: „An Walter Scott vor seiner Abreise nach Neapel“.[1] Es zeigt eine Weichheit des persönlichen Gefühls, wie sie selten bei unserm Dichter zum Ausdruck kam. Man merkt die verhaltenen Thränen. Auch die übrigen Reisegedichte sind diesmal von der Erinnerung an dieses Abschiednehmen gefärbt. Dem Dichter mufste sich ja lebhaft der Gedanke an die erste Reise mit der Schwester zu Walter Scott aufdrängen, und die spätherbstliche Natur bestärkte ihn noch in diesen Gefühlen. Dora aber sah dies, für sie klassische Land zum erstenmal und ein Brief an Miss Hamilton erzählt voll Entzücken von dem Land der Regenbogen, wie es ihr Vater nannte. „Fast jeder Ort war mir um meines Vaters willen fast ebenso interessant wie um seiner selbst willen.“

Scott starb im September 1832, in derselben Zeit, als der Tod auch in Deutschland seine grofse Ernte hielt, als kurz nacheinander Stein, Niebuhr, Schleiermacher, Hegel, Goethe die Augen schlossen. Auch in England ging es wie ein Sturmwind durch die Generation, mit der Wordsworth aufgewachsen war; von dem alten Freundeskreise blieben nur wenige und von diesen nur unser Dichter, der sich eines rüstigen kraftvollen Alters zu erfreuen hatte. Scott starb auf der Höhe seines Ruhmes „von einer Welt betrauert“. Als wenige Monate früher George Crabbe die Augen geschlossen hatte, hatten auch die Näherstehenden das Gefühl, dafs er einer längst vergangenen Litteraturepoche entstamme. Er gehörte zu denen, die ihren Ruhm überlebten.

---

1) Nr. LXXXIII.

Ein weit schmerzlicherer Verlust drohte Wordsworth in dem erwarteten Tode von Coleridge. Noch einmal verbanden sich ihm die Bilder seiner Schwester und Coleridges, die er früher so oft zusammen besungen hatte als die beiden Menschen, denen sein Geist am meisten schuldete. „Und sie gehen nun beide", schreibt er an Hamilton, „in gleichem Schritt auf dem Pfade, ich will nicht sagen zum Grabe, sondern zu einer beseligten Unsterblichkeit." Coleridge wurde es erspart, so lange diesen Pfad zu wandeln wie Dorothy. Er starb im Juli 1834. Ein Freund,[1] der ihn noch kurz vor seinem Tode besuchte, fand ihn wunderbar heiter. Er hatte wenigstens einige Wochen vor seinem Ende ein Glück empfunden, das seinem sturm- und unruhevollen Leben fast immer versagt war: tiefe, schmerzensfreie Ruhe und Frieden.

Wordsworth hatte den ersten und nächsten Freund in den letzten zwanzig Jahren nur wenig gesehen. Es waren nicht etwa nur äufserliche Mifsverständnisse, die diesen alten Seelenbund, „der so fest war, wie er den Mann mit dem Manne nur verbinden kann" zu erneuern verhinderten, sie waren vielmehr beide Wege gegangen, mit denen der andere nicht einverstanden war. Wordsworth beklagte, dafs Coleridges Geist so ganz von der deutschen Metaphysik kaptiviert war, dafs seine Dichtkunst dabei vertrocknete, „die, wenn seine Energie und Originalität in ihren Kanal geleitet worden wären, ein Instrument geworden wäre, um mehr als das irgend eines anderen die Gedanken der Nation zu lenken"; und Coleridge sah bei Wordsworth einen Abfall von sich selbst,

1) Nicht Wordsworth, wie Brandl angiebt.

weil er sein grofses philosophisches Gedicht nicht, wie es sein Plan gewesen war, ausgeführt hatte. Als der Tod aber dieses zuletzt nur noch schwache Band zerrifs, da war Wordsworth tief erschüttert, dafs dieser wunderbarste aller Menschen nicht mehr war. Er hat gerade für ihn das Wort der Erinnerung in gebundener Rede nicht gefunden; doch das Urteil, das er bei seinem Tode über ihn aussprach, zeigt, wie er ihn begriffen und richtig geschätzt hat. „Coleridges Geist hat im weitesten Sinne befruchtend gewirkt. Der Same, den er so sorglos ausstreute in seinen Reden, und die sybillinischen Blätter — nicht seine gleichbenannten Gedichte — die er mit seinen Bemerkungen bedeckt so reichlich spendete, haben viel gethan, um die Meinungen der Besten unsrer Tage zu bilden.“ Ganz ähnlich hat sich Goethe über Herder ausgesprochen.

Coleridges Leben ist reich an Freundschaften gewesen. Vielleicht hat er nie die Selbstentäufserung besessen, die dazu gehört, in den Interessen eines Freundes, auch seinen menschlichen, aufzugehen. Auf geistigem Gebiete hat er sich vielleicht nur Wordsworth gegenüber in die Rolle des Empfangenden gefunden und sonst immer nur mit überreichen Händen fortgegeben.

Eins hat er mehr empfangen als gegeben: Liebe. Keiner aber hat ihn so warm und treu geliebt als Charles Lamb. Sein Tod war diesem ein Schlag, den er nicht verwand. All sein Denken war davon eingenommen und mitten im Gespräch konnte er plötzlich innehaltend murmeln: „Coleridge ist tot“. Noch war kein halbes Jahr vergangen, als man auch ihn im Dezember von seiner einsamen Schwester forttrug. Ihm hat Wordsworth einen langen poetischen Nachruf gewidmet, der aber, so

sehr er von Liebe für den Toten zeugt, doch hinter dem „Extempore auf James Hoggs Tod“ zurücksteht. Der Ettrik-Shephard hatte ihm zwar persönlich nie so nahe gestanden, aber sein Hinscheiden diente ihm als Anlafs, um wie in einem Straufs alle Trauerblüten zusammenzufassen.

„Mein ganzes Leben habe ich einen starken Wunsch gehabt: Italien zu sehen. Doch hielt ich mich nicht berechtigt, die Ausgabe zu machen, bis ich für eine neue Edition meiner Gedichte von meinem Verleger die nötige Summe erhielt.“ Mit diesen halbresignierten Worten leitet der Dichter seine Erinnerungsgedichte an Italien ein. Siebenundsechzig Jahre mufste er alt werden, ehe ihm dieser Lebenswunsch in Erfüllung ging. Seine Familie, für die diese Reise auch immer ein goldener Hintergrund aller Mufseträume gewesen war, mufste ihn allein ziehen lassen, da auch seine Tochter Dora nicht gesund genug war, als dafs die lange Reise für sie wünschenswert gewesen wäre. Da war es wieder Crabb-Robinson, der sich zum Reisemarschall erbot und es sich auch zutrauen durfte, ein guter Führer auf dem von ihm so oft begangenen Wege zu sein. Bald aber mufste dieser einsehen, dafs das Beste, was Italien zu bieten hatte, für unsern Dichter zu spät kam. Wordsworth hatte mit dem lebendigen Worte der Alten gelebt und sich aus diesem ihre Welt auferbaut; nun konnte sein Auge, das sich so ganz an der beseelten Formensprache der Natur gebildet hatte, die keinen Verfall kennt, sondern immer neu aus sich heraus entsteht, an die Bruchstücke, aus denen er sich die antike Herrlichkeit gestalten sollte, nicht gewöhnen. Er wandte sich ermüdet davon ab. Seine Einbildungskraft war nicht mehr beweglich genug,

um auf einem so neuen Gebiete für ihn wirksam zu sein. Das war es, was in Rom ihm nicht ganz über die Enttäuschung forthalf, daſs das Alte und Neue so unvermittelt durcheinander gewürfelt waren. Erst in St. Peter fand er sich ganz wieder. Die Gewalt des künstlerischen Eindrucks wirkte zusammen mit der Macht der kirchlichen Idee, die sich ihm hier verkörperte. Unser Dichter hatte sich zu sehr mit dem Gedanken der Gröſse der eigenen Kirche erfüllt, um nicht hier an seiner Stelle auch den Katholizismus völlig anzuerkennen. St. Peter war ihm der Glanzpunkt der Stadt und mit nichts zu vergleichen.

Vom Kolosseum aber schaute er mit weit gröſserer Bewunderung auf die liebliche Landschaft. „Jede Art der Naturschönheit zieht ihn an“, schreibt Crabb-Robinson. Doch auch hier machte er die Erfahrung, die jeder Nordländer in italienischer Natur machen muſs; das Auge muſs erst etwas umlernen, ehe es sich an die strengeren Formen und an die gröſseren Farbenkontraste gewöhnt; und wenn er verglich, dann führte ihn das Herz nach den geliebten heimischen Bergen, so in seinen „Träumereien bei Aquapendente“, wo der einzige Teil des langen Gedichtes, der dichterische Schönheit enthält, die Erinnerung an die Besteigung des Helwellyn mit Scott und Humphrey Davy in der Vollkraft ihrer Jugend ist. Und wenn er die Cypresse als eine „spiralförmige Begleitung der Landschaft“ rühmt, so steht ihm sein heimischer Eibenbaum doch höher als „ein schönes Geschöpf“. „Ich bin zu alt“ war das Gefühl, das er von sich und auch Crabb-Robinson von ihm zurücknahm. Man sollte kaum glauben, daſs nur so wenig Jahre Altersunterschied zwischen den beiden Reisegefährten war. In Paris galt Crabb-Robinson als der Sohn von Wordsworth, was

jenen in einem Briefe an Mary Wordsworth zu der scherzhaften Anrede „chère maman“ veranlafste. Er sorgte für den von Frauenfürsorge sehr Verwöhnten und setzte alle seine eigene Bequemlichkeit hintan. Er hütete ihn wie einen anvertrauten Schatz und lief in Riva stundenlang umher, als ihn sein langes Ausbleiben ängstigte, und doch war er nicht im stande, ihm das Heimweh, das ihn bald heftig ergriff, zu vertreiben.

In Rom hatte er das Glück, ihm des Abends Gesellschaft zu verschaffen. Bunsen nahm sich des englischen Dichters freundlich an, der Bildhauer Gibson machte ihm durch seine Führung das vatikanische Museum besonders genufsreich, und was mehr war, er fand in der Schriftstellerin Miss Mackenzie, die damals in Rom lebte, auch eine Frau, die mit der Liebe einer Tochter so für ihn sorgte, dafs sie, wie Crabb-Robinson scherzte, Doras Eifersucht hätte erwecken können. Doch kam ihm die Nachricht, dafs sie Neapel der Choleragefahr wegen nicht besuchen könnten, sicherlich nicht ungelegen. „Ich hätte die Abkürzung unsrer Reise wohl auch bedauert, wenn ich wie Crabb-Robinson ein Junggeselle wäre“ schreibt er und macht dann eine humorvolle Schilderung von dessen Junggesellen-Neigungen. „Es entzückt ihn, in Städten umherzuschlendern, hier und dort zu plaudern, in Lesezimmer und Kaffeehäuser zu gehen, an Table d'hôtes teilzunehmen, Deutsch oder auch jede andere Sprache zu reden — alles Arten und Gewohnheiten, die mir verhafst sind.“ Über Florenz, Venedig und München ging es heim. „Glücklich ist er doch nur, wenn er auf dem Lande ist“, schreibt der Gefährte; und ganz glücklich war er erst wieder, als er daheim die englischen Laute aus dem Munde seiner Lieben vernahm.

Die Erinnerungsgedichte an diese Reise tragen fast alle den Stempel des Unbehagens und des Alters — vielleicht ein Sonett, eine römische Erinnerung an Beaumont, zeigt etwas von der alten Kraft seiner Dichtung: Von dem Monte Pincio erblickte er am Horizont über der Peterskirche eine herrliche Pinie und erfuhr, dafs sie von Sir George Beaumont vor der Axt gerettet und angekauft worden war, um sie so lange zu erhalten, wie es der Natur gefiele: Als er kurz darauf auf dem Monte Mario unter dem machtvollen Baume stand, umfing er den Stamm und konnte sich kaum enthalten ihn zu küssen.

Bei seiner Rückkehr erwarteten Wordsworth zwei Briefe von Professor Henry Reed aus Philadelphia, der ihm ein Exemplar der ersten amerikanischen Ausgabe seiner Gedichte zusandte. Schon vorher hatte Wordsworth davon gehört. „Was sagen sie zu einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren meiner Gedichte in Boston, wovon ich aus guter Quelle erfuhr?“ schreibt er an Robinson. „Ein Autor in englischer Sprache, wenn er mit Geist schreibt, ist eine Macht im Guten und Bösen.“ Henry Reed, der leider frühzeitig bei einer Überfahrt über den atlantischen Ozean seinen Tod in den Wellen fand, ist die erste weitere Verbreitung der Schriften Wordsworths in Amerika zu danken. Er hatte die Ausgabe der sämtlichen Gedichte veranlafst und eine Vorrede dazu geschrieben. In seinen Vorlesungen über Litteratur hatte er Wordsworth besonders bevorzugt und seine Korrespondenz mit Sara Coleridge zeugt von seiner grofsen Verehrung für unseren Dichter.

Amerika hatte bereitwillig dem Ruhme ein Echo gegeben, der jetzt durch das Mutterland hallte. Zahlreiche

Besuche von Amerikanern empfing Wordsworth jetzt und immer mit besondrer Freude. Der Gedanke an die mächtigen weiten Reiche jenseits des Ozeans, die wenn sie auch die Zügel des Mutterlandes abgeworfen hatten, sich doch seiner geistigen Herrschaft willig beugten, und die Vorstellung, dafs auch er zu denen gehöre, die dort eine Macht auf Herz und Geist der Menschen ausübten, befeuerten ihn und er hörte gerne zu, wenn man ihm von Amerika sprach. Er hatte sich zudem für das Ausland einen klareren politischen Blick erhalten als für die Heimat. 1841 schreibt er an Reed, dafs er es für unmöglich halte, dafs der Frieden in Amerika auf die Dauer aufrecht erhalten bleibe. „Eure Regierung ist, fürchte ich, zu schwach. Auch wird eure tumultuarische Demokratie sich nicht eher mit der Subordination versöhnen, bis fremder oder Bürgerkrieg, vielleicht auch beides, sie daran gewöhnen wird.“

Emerson, der Wordsworth 1833 auf seiner ersten Reise nach Europa besuchte, nennt einen ähnlichen Ausspruch: dafs Amerika eines Bürgerkrieges bedürfe, um seine sozialen Bande fester zu knüpfen, ein Paradoxon. Doch war der Amerikaner, den Wordsworth einmal zusammen mit Carlyle sehr bezeichnend einen „esprit fort“ nennt, nicht unparteiisch. Zudem kam er nicht ohne persönliche Voreingenommenheit zu Wordsworth; er hätte sonst selbst als Amerikaner bereitwilliger anerkennen müssen, wie richtig jener den springenden Punkt des Übels der amerikanischen Gesellschaft erfafst hatte, wenn er immer wieder betonte, wie sehr dem Volke dort eine gewisse moralische Erziehung mangle, die ihm der Unterricht in den Schulen nicht geben könne; wie eine gewisse Roheit der Sitten mit der Pionierarbeit des amerikanischen

Volkes zwar zu entschuldigen sei, dafs es aber in der Hast nach Geld und politischen Auszeichnungen, die ihm nicht Mittel, sondern Zweck seien, seine besten Kräfte vergeude. Es mangle dort — meint er als torystischer Engländer — die Klasse der in Mufse lebenden Männer, kurz der Gentlemen, die der breiten Masse den Ton der Ehre angeben könnten. Emersons Endurteil ist ungerecht, wenn er uns erst den Bericht von der nichts weniger als beschränkten Unterhaltung giebt, um dann zum Schlufs von Wordsworth nur den Eindruck eines sehr engen und englischen Geistes zu haben, dessen Meinungen aufserhalb des eigenen Gebietes von keinem Wert seien. Auch die Schilderung des persönlichen Eindrucks des Dichters ist nicht frei von jener Befangenheit; sie zeigt ein Schwanken zwischen ehrerbietiger Bewunderung und Neigung zum Spott; und doch ist das anschauliche Bild, das der geistreiche Essayist entwirft, fast typisch für den Empfang der Gäste in Rydalmount. Wordsworth führte ihn gleich hinaus auf seinen Lieblingsplatz, die Terrasse, um ihm den Kiespfad zu zeigen, wo viele Hunderte seiner Verse entstanden waren, und da er gerade neue Gedichte gemacht hatte und Interesse dafür bei seinem Besucher voraussetzte, recitierte er ihm einige seiner Sonette. „Diese Recitation", erzählt Emerson, „war so unvorhergesehen und überraschend, er, der alte Wordsworth vor mir stehend und wie ein Schulknabe mir Gedichte deklamierend, dafs ich zuerst nahe daran war, zu lachen. Doch als ich mich erinnerte, dafs ich so weit hergekommen sei, um einen Dichter zu sehen, und dafs er mir nun seine Gedichte vorsang, sah ich, dafs er recht hatte und ich unrecht und gab mich froh dem Eindrucke des Gehörten hin."

In England wurde Wordsworths Name immer mehr zu einem Nationalgut. Je stiller es in ihm und um ihn wurde, um so häufiger und öffentlicher wurde er in allen Teilen seines Vaterlandes genannt, und jeder, der diesen Namen aussprach, war sicher begeisterten Widerhall zu finden. Es ist ein eigentümlicher Zufall, dafs zu einer Zeit, als jede Neuerung auf politischem Gebiete dem greisen Dichter nur ein Gefühl der Sorge erweckte und ihm wie ein drohender persönlicher Verlust erschien, gerade sein Name als eine Art Trumpf ausgespielt wurde, um die Notwendigkeit eines neuen Gesetzes zu beweisen. Als Sergent Talfourt im Jahre 1839 seine Bill über eine Regelung der Verlagsrechte, um das geistige Eigentum der Autoren besser zu schützen, als es bisher geschah, vor das Unterhaus brachte, da wufste er wohl, dafs er eines lauten Beifalls sicher war, wenn er mit beredten Worten eine Dichterlaufbahn schilderte, wie die, auf welche Wordsworth zurückblickte. „Ich denke an einen", heifst es zum Schlufs, „der uns eine neue Quelle des Gefühls und bisher unbekannter Gedanken eröffnet hat, der uns das edelste Gegengewicht gegen die frostige Wirkung des wissenschaftlichen Geistes unsrer Zeit gegeben, der, während er nachgewiesen hat, dafs die Dichtkunst die Wirkung der gröfsten Dinge ist, gerade die niedrigsten Stufen der Menschheit mit Glanz umkleidet und den zarten Banden nachgespürt hat, die sie mit den höchsten verbinden, an einen, dessen Namen jetzt ein Echo findet nicht nur im Herzen der zurückgezogenen Gelehrten, nein auch in dem der Geschäftigsten, die von dem Fieber der politischen Parteien ergriffen sind — an William Wordsworth!"

Wordsworth nahm natürlich lebhaften Anteil an einem Gesetz, das ihn so stark berührte. Mit Carlyle

und einigen andern Genossen reichte er eine Petition an das Unterhaus ein. Er führt in ihr wie immer, so viel als möglich, seine Ansichten und Ansprüche auf Prinzipien zurück, und bringt auch sein eignes Schicksal nur wie eine Art Typus als Beispiel an, während Carlyle seine ganze Persönlichkeit einsetzt und das Unrecht, das man ihm, Thomas Carlyle, angethan habe und wahrscheinlich noch anthun werde, in das Vordertreffen führt. Selbst in so kleinen Äufserungen zeigt sich der grofse Gegensatz dieser beiden Menschen. Für Wordsworth eröffnet sich anläfslich dieser Frage eine Korrespondenz, wie sie dieser säumige Briefsteller sein ganzes Leben nicht gekannt hatte. Man beeiferte sich von allen Seiten, ihm Unterstützung in dieser Sache zuzusagen, um ihm dadurch ein Zeichen der Verehrung zu geben. Der junge Gladstone, damals noch ein Vertreter des hochkirchlichen Torytums, ein Schüler von Wordsworths Bruder Christopher, nahm besonders regen Anteil und beeilte sich zu versichern, dafs er „geeicht auf die Unterstützung von Talfourts Bill sei.“ Seine politische Stellung, die ihre Entwicklung nach der entgegengesetzten Seite wie die von Wordsworth durchgemacht hat, läfst ihn jetzt auch hierin eine andre Ansicht aussprechen. „Ein freieres System der Verlagsrechte“, schreibt er an Mr. Knight, „würde vorteilhafter für die Autoren, den Buchhandel und das Publikum sein.“ Wordsworth stand mit Gladstone im freundschaftlichen Verkehr, wenn auch sein Buch über Staat und Kirche selbst ihm zu weit ging. „Aus Ihrem Sohne wird noch etwas“, hatte er einst glückwünschend zu Gladstones Vater geäufsert. Sie trafen sich häufig in London, und der greise Staatsmann erinnert sich noch heute mit Freude „an die Einfachheit, Güte und

den Mangel alles weltmännischen Wesens bei dem alten Dichter.“

Allen voran, die Wordsworth eine öffentliche Anerkennung zu teil werden liefsen, ging seine eigne Universität Cambridge. Schon im Jahre 1831 wurde er gebeten, sein Bildnis für St. Johns College malen zu lassen; es wurde von Pickersgill, von dem wie von seinem Sohne noch verschiedene Porträts von Wordsworth vorhanden sind, ausgeführt, und er sandte es mit einem Sonett zu der Stätte seiner glücklichen Jugendjahre. Beide sind dort noch heute kostbare Reliquienstücke. Das Bild, wenn auch von geringem Kunstwert, bringt den milden, nach innen gerichteten Ernst wohl zum Ausdruck, doch fehlt die frische Kraft, die Wordsworth damals noch zu eigen gewesen sein mufs.

Im Jahre 1837 verlieh ihm die Nachbaruniversität Durham den D. C. L. Grad. Es sollte die Huldigung sein, die der Norden seinem grofsen Sprölsling brachte. Wordsworth nennt es „erwähnenswert als ein Zeichen, dafs die schöne Litteratur trotz der Verehrung, die man heute der Wissenschaft darbringt, nicht völlig aufser Achtung ist.“ Zwei Jahre darauf, als dieselbe Ehre ihm in Oxford zu teil wurde, war sein Ruhm zu einer Höhe gestiegen, wie es Wordsworth selber bei seinen Lebzeiten nie erwartet hätte, wie aber auch vielleicht die heutige Generation in England es nicht mehr ganz begreift. Unter den Oxforder Studenten war Wordsworth in jenen Jahren der populärste Dichter. Das Studium der Philosophie Coleridges wurde damals an der Hochschule besonders gepflegt; es bereitete den Boden für das Verständnis der Werke Wordsworths vor. In dem Rundbau des Sheldonian-Theaters, dem Pantheon von Oxford empfing Words-

worth an demselben Tage und gleich nach Bunsen die höchste Ehre, die die Universität zu verleihen hat. Wurde schon Bunsen für einen Ausländer aufserordentlich gut empfangen, so wuchs die Begeisterung zu einem phrenetischen Jubel, als die ehrwürdige Gestalt des greisen Dichters erschien. Eine ungeheure Menge hatte sich versammelt; ein Bristoler berichtet, er sei nach Oxford gegangen mit dem Gefühl eines Toskaners des vierzehnten Jahrhunderts, der nach Rom pilgerte, um Petrarca auf dem Kapitol krönen zu sehen. Der Dichter John Keble, der in England eine grofse Popularität als Dichter des „christlichen Jahres" besafs und besitzt, hatte als Professor der Poesie Wordsworth einzuführen. Nicht Zufall hat die beiden Dichter auch nach dem Tode in nahe Nachbarschaft gebracht, als Kebles Büste in die kleine Kapelle in der Westminsterabtei, abseits vom Poetenwinkel neben die Statue von Wordsworth gesetzt wurde.

Mehr aber als alle diese äufseren Ehren galten Wordsworth auch jetzt die privaten Äufserungen von Zuneigung und Verehrung. Ein Geistlicher, der ihn bat, seine Werke auf gelbem Papier, so billig wie möglich, drucken zu lassen, um auch dem ärmsten Leser es zu ermöglichen, sich an seinen Gedichten zu erheben und zu reinigen, sagte ihm das Lob, das er am liebsten hören wollte, dafs er sich einen Platz im Herzen des Volkes errungen habe. Freilich ist der Teil seiner Dichtung, der einen abstrakten Charakter hat, gröfser als er meinte, und steht ihm heute noch im Wege um zu der Popularität, wie er sie sich wünschte, zu gelangen.

Im März 1843 starb auch Southey als der letzte aus des Dichters altem Kreise. Sein Tod war eine Erlösung; seit Jahren schon war von der alten einnehmen-

den Liebenswürdigkeit des Mannes nichts geblieben; es war in ihm alles Interesse aufser für Bücher abgestorben; seit mehr als einem Jahre war sein Geist vollständig umnachtet; und doch war es ein trauervoller Augenblick, als Wordsworth an einem dunkeln stürmischen Morgen hinüber nach Greta-Hall ging, um diesem Letzten die letzte Ehre zu erweisen. Southey hatte das Amt des poëta laureatus seit mehr als dreifsig Jahren bekleidet; man beeiferte sich nun, es Wordsworth zu übertragen; doch erst als Robert Peel, damals Premier, versicherte, dafs es nichts weiter als eine Ehre sein sollte, und dafs er dafür sorgen werde, dafs man ihn von allen Verpflichtungen befreien werde, willigte er ein. Es lag nichts in diesen Verpflichtungen, was damals nicht mit des Dichters Prinzipien, seiner tiefen Verehrung für den Thron übereingestimmt hätte; aber seine Muse hatte sich nie bereit zeigen wollen, einer äufseren Aufforderung zu gehorchen. So oft er auch früher gebeten worden war, Inschriften oder Widmungsgedichte zu verfassen, so war er selbst, wo es galt einen Freundschaftsdienst zu leisten, aufser stande es zu thun. Dem Dreiundsiebzigjährigen konnte man es vollends nicht mehr zumuten offizielle Gedichte zu machen. Als aber im Jahre 1847 der Prinz Albert als Kanzler der Universität Cambridge eingeführt wurde, erwartete man doch, dafs der greise Poet laureat das Fest verherrlichen werde. Wordsworth lehnte nicht ab, obgleich ihn damals häusliche Sorge tief niederdrückte, doch nahm er gern die Hilfe seines Neffen Christopher an. Man kann seinen eignen Anteil an der Ode, die zur Festfeier in Musik gesetzt wurde, nicht mehr feststellen; doch wie sie vorliegt, zeichnet sie sich vorteilhaft vor ähnlichen Gelegenheitsgedichten durch die edle Einfachheit,

die sich von jeder byzantinischen Übertreibung fern hält, aus, so dafs sie nicht unwürdig ist, den Abschlufs der Werke des Dichters zu bilden.

Ein merkwürdiges Schauspiel bot der alte Sänger der Berge dem Londoner Publikum, als er im Jahre 1845 dem Rufe des Lord Chancellor folgte, um einen Staatsball mitzumachen. Haydon schreibt darüber in sein Tagebuch: „Man denke sich den Hohenpriester der Berge und Ströme auf seinen Knieen in einem Kranz von Höflingen, in einem Kleid, das ihm nicht gehört, mit einem Schwert, das nicht sein eigen ist, in einem Mantel, den er geborgt hat.“ Was würde Hazlitt sagen? — fügt er hinzu. Wordsworth selbst findet, vielleicht um sich über das Gefühl des Seltsamen hinwegzutäuschen, etwas Grofsartiges in der Idee, dafs ein Dichtergreis auf der Höhe seines Ruhmes seiner sechsundzwanzigjährigen Königin mit einem Handkufs huldigte.

Alle solche äufsere Ehrenbezeugungen unterbrachen nur flüchtig das stille Leben auf Rydal-Mount — „Idle mount“, der Berg des Müfsiggangs, wie Mrs. Wordsworth ihn scherzend nennt. Nie haben sie auch die gleichmäfsige Gemütsruhe des Dichters gestört. „Ich stehe“, schrieb er 1839 an Reed, „am Rande des grofsen Ozeans, auf den ich so bald hinaussegeln mufs. Bald mufs ich den Blick auf die Küste verlieren. Ich hätte es einst nicht begreifen können, wie wenig mich der Gedanke beunruhigen würde, wie lange oder kurze Zeit mich die, welche am Ufer stehen, noch in Sicht behalten.“ Um so lieber aber liefs er sich die Huldigungen gefallen, die der kleine Hofstaat, der sich um den alten Herrn versammelte, ihm täglich darbot. Der Kreis, der sich jetzt auf Rydal-Mount zusammenfand, bestand aufser der Familie

und Crabb-Robinson aus Menschen, die dem Dichter erst spät, erst auf der Schwelle seines Greisenalters nahe getreten waren. Aufser Dr. Arnold, dem Rektor der Schule von Rugby, dem Vater des Dichters Matthew Arnold, waren es alles Frauen, die sich eifrig bemühten, die Worte des Meisters zu hören und in einem treuen Herzen ebenso wie in Tagebüchern zu bewahren.

Eine gewisse feierliche Würde trug er auch in den intimsten Verkehr hinein; er liebte es, auch das an sich Unbedeutende durch die Gedanken, die er daran knüpfte, zu erheben. Wenn er auf dem Spaziergang von der Überfülle der roten Beeren am Hollunder einige sorgfältig an der Seite, die vom Fenster aus nicht gesehen werden konnte, pflückte, und wenn er sie im Garten hinter dem Hause pflanzend, mit Ernst und Eifer die Stelle aufsuchte, wo ihre Schönheit sich künftig am besten entfalten könne, so knüpfte er sogar hieran die Bemerkung: „Ich thue das gerne für die Nachwelt; manche sind selbstsüchtig genug zu fragen: Was that die Vorwelt für mich? Doch die Vergangenheit thut viel für uns.“ Sein Interesse für die Nachwelt, wie sie uns in den Kindern sichtbar wird, zeigte er auch, als er seinen vierundsiebzigsten Geburtstag mit einem grofsen Kinderfeste feierte. Fast dreihundert der kleinen Gäste waren erschienen, wurden im Garten bewirtet und tummelten sich auf den Grashängen mit allerlei Spiel umher. „Es ist hier vielleicht der einzige Ort unsrer Insel“, bemerkt Lady Richardson, die Berichterstatterin, „wo solch eine Vereinigung ohne Geistlichkeit und Schuldirektion stattfinden kann.“ Vom Fenster aus schaute das mit einem Hochruf aus dreihundert Kinderkehlen gefeierte Geburtstagskind auf die Lust und sah in solchen Meetings eine freundliche Lösung der sozialen Frage.

Aus den anschaulichsten dieser Berichte, den Tagebüchern von Mrs. Fletcher und ihren Töchtern, lassen sich leicht solche Züge sammeln. Mrs. Fletcher war die Witwe eines schottischen Juristen, der in den Edinburgher liberalen Kreisen eine angesehene Stellung eingenommen hatte; sie selbst, eine Freundin von Brougham und Jeffrey, wurde um ihres Geistes und ihrer Schönheit willen hochverehrt; ihre anmutige, liebenswürdige Selbstbiographie wurde von ihren Töchtern Lady Richardson und Miss Davy, einer Schwägerin von Sir Humphrey herausgegeben, und führt sehr glücklich in die wigghistischen Cirkel von Edinburgh und ihre Interessen ein. Als Mrs. Fletcher sich nach den Seeen zurückzog, wo sie nahe bei Grasmere in Langrigg ein reizendes Häuschen besafs, suchte sie in erster Linie die Gesellschaft von Dr. Arnold, mit dem sie gleiche politische und religiöse Ansichten verbanden. Der Doktor, wie er allgemein hiefs, hatte durch ein seltenes pädagogisches Talent die Schule von Rugby zu einer der ersten Englands gemacht. Seine toleranten religiösen und politisch liberalen Grundsätze äufserte er stets mit einem Freimut, der selbst Crabb-Robinson in Erstaunen setzte. Er nennt es ein Zeichen der Zeit, dafs der Vorsteher einer so grofsen Anstalt sich so wenig Zwang aufzuerlegen brauche. Arnold war einer der Begründer des University College in London, dessen freie religiöse Tendenz er begünstigte. Allerdings dehnte sich seine Toleranz nur auf alles, was Christ hiefs, aus. Sein Hafs gegen die Juden ging so weit, dafs er sein Amt als Senator der Londoner Universität niederlegte, als man die Zulassung von Juden beschlofs, was ihm vielen und gerechten Tadel zugezogen hat.

Arnolds politische und soziale Anschauungen waren nun allerdings sehr verschieden von denen des Dichters, so sehr, dafs Mrs. Fletcher schreiben konnte: „Was uns und Arnold als der hoffnungsvolle Anbruch einer neuen Zeit der Abhilfe für die alten Übel, an denen das Land leidet, war, bedeutete für Wordsworth und seine Familie das Ende von Englands Glanzzeit.“ Auch auf das eigentliche Arbeitsgebiet des Doktors konnte der Dichter ihm nicht folgen. Arnold hatte, von Niebuhrs Forschungen in der römischen Geschichte begeistert, eine populäre Geschichte Roms geschrieben, die auch im Ausland mit Anerkennung aufgenommen wurde und seine in Rom begonnene Freundschaft mit Bunsen fester knüpfte. Wordsworth aber, der so fest an der Überlieferung in Kirche und Staat hielt, war doch ein ganz unhistorischer Kopf, und Niebuhr gegenüber kehrte er immer den Dichter heraus, der mit Bedauern eine Welt voll poetischer Gestalten aus der Wirklichkeit in das Fabelland zurückgedrängt sah. Doch trotz dieser Verschiedenheiten war die Fülle rein menschlicher Interessen, welche die beiden verband, grofs genug, um den Verkehr mit Arnold und seiner harmonischen Familie zu einem Bedürfnis und einem Genufs für den Dichter zu machen. Arnolds freie, heitre Natur zog ihn immer wieder an. Wie oft wanderten sie miteinander die verschiedenen Wege zwischen Keswick und Rydal, von denen Arnold mit Humor den schmalen Bergpfad „alte Korruption“, den neueren Weg „allmähliche Reform“ und die schöne neue Strafse am See „radikale Reform“ nannte. Der Dichter freute sich gutlaunig daran. Ihm war doch die „alte Korruption“, wenn sie auch schwer gangbar und im Dunkel gefährlich war, die liebste Wanderung. War aber Crabb-Robinson auf dem

Berg, so ging er häufig herunter zu Arnold oder Mrs. Fletcher, um sich über das, was man oben nicht gerne hörte, aussprechen zu können. Wordsworth empfing übrigens nicht nur Mrs. Fletcher sehr gern, er schlofs sich auch nicht gegen ihre liberalen Freunde ab. So hat er Mazzini, der während seiner Verbannung in Langrigg bei ihm war, bei sich gesehen und mit ihm voller Sympathie über die Leiden seines unglücklichen Vaterlandes gesprochen.

Am nächsten aber von allen Freunden des Alters stand ihm Miss Fenwick. Erst 1840 tritt sie der Familie Wordsworth nahe; doch schon kurze Zeit darauf hatten sich die drei Menschen, die alle nahe an siebzig waren oder das Patriarchenalter schon erreicht hatten, zu einer so innerlichen, warmen Freundschaft zusammengeschlossen, dafs Wordsworth bald erklärte nicht mehr ohne sie leben zu können. Sie siedelte zeitweilig ganz auf den Berg über. „Als ich vor zehn Jahren", schreibt sie darüber an ihren Verwandten Sir Henry Taylor, „zum erstenmal nach Rydalmount kam, sagte ich Dir, ich würde zufrieden sein, wenn ich Dienstmagd in diesem Hause sein könnte, um seine Weisheit zu hören; wie wunderbar, dafs es nun fast eine Notwendigkeit ist, dafs ich meinen Wohnsitz dort aufschlage." Hier half doch die vollkommene Übereinstimmung der Ansichten zu völligster Vertraulichkeit. So war es auch die Offenheit und Wahrheit, was sie im Wordsworthschen Hause besonders anzog: „Es giebt hier keinen Hausaltar." Sie hat ihren Namen auf eigne Weise mit dem des Dichters verknüpft, denn auf ihre Anregung und Bitte diktierte er jene oft citierten Einleitungen zu seinen Gedichten, in denen er sich selbst kommentierte und mit historischer Genauigkeit Zeit

und Ort, da die Muse ihn besuchte, mitteilte. Für den Biographen ein unschätzbares Material sind uns diese Noten auch ein Zeugnis, welchen Wert der Dichter diesen äufseren Umständen, die sein treues Gedächtnis ihm aufbewahrt hatte, beilegte; sie sollen seinen oft wiederholten Ausspruch bekräftigen, dafs lebendige Natur und Leben die Quellen sind, aus denen er schöpfte.

Doch Miss Fenwick hat sich nicht nur so um die Nachwelt verdient gemacht; sie, deren höchster Lebenszweck war, überall zu sein, wo man sie brauchte, — „ich bin zu Hause in einem Trauerhause", sagte sie von sich selbst —, sie fand auch hier in diesem Hause, das bisher nie eine lastende Disharmonie gekannt hatte, einen etwas verwirrten Knoten zu lösen vor. Es war ein seltsamer Schatten, der vorübergehend das ruhige Licht in dieser Familie trübte. Wordsworth, der lange Verwöhnte, konnte sich durchaus nicht mit dem Gedanken versöhnen, dafs seine Tochter Dora, die er mit einer eifersüchtigen Leidenschaft liebte, auch einmal Vater und Mutter verlassen wollte, um sich ein eignes Heim zu gründen. Edward Quillinan, ihr Erwählter, war ein langjähriger Freund der Familie; er hatte mit seiner ersten Frau, nachdem er den Abschied aus der Armee genommen, sich in ein Landhaus nahe Rydalmount aus Verehrung für den Dichter niedergelassen und wurde von diesem sehr geschätzt. Nach dem plötzlichen Tode seiner Frau hatte er sich jahrelang im Auslande, besonders in Portugal, wo er, von irischen Eltern abstammend, geboren war, aufgehalten. Er fand früher bei seiner militärischen Laufbahn noch Zeit selbst zu dichterischen Arbeiten, die sich im Stile Popes, von dem er ein grofser Bewunderer war, hielten, später hat er in stiller, beschei-

dener Arbeit aus dem Portugiesischen, besonders Camoens, übersetzt.

Quillinan war eine feine, heitere, durchaus bescheidene Natur; eine Neigung zu Scherz und Neckerei machen seine Briefe besonders anmutig. Er war katholisch; sehr möglich, dafs dies mitsprach in der Opposition, die Wordsworth mit solcher Heftigkeit gegen die Heirat zwischen Quillinan und Dora aussprach —, doch war dieser Katholizismus nur ein Zufall der Geburt; seine religiösen Ansichten waren durchaus tolerant.

Miss Fenwick gelang es endlich nach ziemlich hartem Kampfe den Widerstand des Vaters zu brechen; erst als er einsah, dafs er Glück und Gesundheit seiner Tochter zu untergraben begann, willigte er ein. Er selbst allerdings hatte eine so kraftvolle Natur, dafs er mehr als manch ein junger Mann aushielt. Er konnte eine Nacht in Sturm und Kampf zubringen bis zu dem Augenblicke, wo er zum Frühstück kam; wenn dann Fremde anwesend waren, konnte er so leicht und frisch bei der Unterhaltung sein, als wäre nichts passiert.

1841 fand die Heirat endlich statt, und zwar in Bath, wo Miss Fenwick ein Haus besafs. Von hier machte Wordsworth mit seiner Frau und dem jungen Paare einen Ausflug nach Somersetshire in die Quantoks, um nach mehr als vierzig Jahren die Stätten seiner Jugend, die Zeugen seiner ersten Dichterblüte, aufzusuchen. Von Menschen fand er nur noch wenige, darunter den alten Cottle wieder, Poole war tot; die anderen waren wie er nur Gäste in diesen Thälern gewesen. Zu dem Volke dort war sein Ruhm noch nicht gedrungen; man nannte ihn mit dem hier geläufigen Namen Wedgwood. Er selbst aber fühlte sich noch im Vollbesitz

seiner Kräfte, nur der Gedanke, was die Schwester ihm damals gewesen war, und wie er sie jetzt daheim wufste, bewegte ihn schmerzlich.

Kurz nur war das Glück, das Dora an der Seite ihres edlen Gatten beschieden war; nach sechs Jahren, 1847, mufste dieser seine zweite Frau begraben. — Härter aber noch als für ihn war dieser Schlag für den Vater; dafs sie vor ihm sterben mufste, hat die letzten Jahre dieses glücklichen Lebens traurig verdunkelt. „Eine Schweigsamkeit wie die des Todes", sagt Miss Fenwick, „befiel ihn, der bis dahin immer noch gedichtet und geschaffen hatte." Selbst Miss Fenwick und Crabb-Robinson, der ihn wie gewöhnlich Weihnachten besuchte, konnten ihn in der ersten Zeit nicht aus seiner tiefen Melancholie herausreifsen. Er floh auch seine Freunde und konnte bei der geringsten Gelegenheit in Thränen ausbrechen. Quillinans Haus wagte er lange Zeit nicht zu betreten. Die äufsere Welt schien ihm nichts mehr bieten zu können.

Seine Körperkraft und der Trost, den er jetzt wie immer in dem Leben mit der heilenden Natur empfand, überwand auch das Übermafs dieses Kummers. Noch drei Jahre lebte er in ungetrübter Gesundheit, bis er, der unermüdliche Spaziergänger, auf einem Gange in leichter Kleidung sich eine Erkältung zuzog, die ihm, nachdem er kurze Zeit lang apathisch aber schmerzlos zu Bett gelegen hatte, den Tod brachte. „Du gehst zu Dora", hatte ihm seine Frau wie zur Beruhigung zugerufen. Als einige Zeit später eine seiner Nichten eintrat, sagte er wie aus einem Schlafe erwachend: „Ist das Dora?", dann schlief er ein — am 23. April, dem Geburts- und Todestag von Shakespeare.

Er selbst hatte sich sein Grab neben dem seiner Tochter ausmessen lassen. Dort ruht er auf dem schönen, stillen, von ihm so sehr geliebten Kirchhofe im Schatten der Taxusbäume, die er selbst gepflanzt hat. Weit tiefer wirkt hier die Reliquie seines Grabes, hier inmitten der Schönheit seiner geliebten Berge, die sein eigen waren und die sein bleiben werden, so lange noch Menschen mit ihm die veredelnde Macht der Natur empfinden werden, besser als wenn seine Asche eine Steinplatte in der grofsen Ruhmeshalle Englands, in Westminster, decken würde.

Nun zeugt dort von ihm nur eine Statue; doch selbst hier hat er seiner Natur gemäfs einen Platz abseits von den andern gefunden; auch hier ist er nicht zugänglich, als wenn man sich durch Engen und Ecken zu seiner kleinen, stillen Kapelle gedrängt hat. Die Inschrift trägt seinen eignen Lobgesang auf die Dichter:

„O Segen ihnen, ewig Lob und Dank,
Die Leid und Liebe edler uns bescheren,
Den Dichtern, die uns hier gemacht zu Erben
Der Wahrheit, durch der Lieder Himmelsklang!
Dürft einst mein Name ihnen zugehören,
Wie gern, wie fröhlich wollte ich dann sterben!“

* * *

Die überlebenden Frauen hatten ihr Tagewerk gethan, als sie ihren Dichter begraben hatten; Dorothy mufste noch, glücklichweise nur eine kurze Zeit, ausharren; Mrs. Wordsworth aber lebte in dem vereinsamten Hause noch neun Jahre, zuletzt fast ganz erblindet, aber heiter und harmonisch bis zum Ende, von den alten Freunden häufig besucht, die dann immer das Gefühl eines besonderen Segens, den der Verkehr mit der alten Frau ihrem Leben

gegeben, mit fortnahmen. „Ich bin so glücklich und dankbar“ waren ihre Abschiedsworte an ihre Pfleger und die Welt. Am 17. Januar 1859 legte man sie an die Seite ihres Gatten in Grasmere Kirchhof.

„Ich statte meiner Familie im Kirchhof in Grasmere manch einen kleinen Besuch ab“, schrieb dreizehn Jahre später der alte treue Diener James Dixon an Crabb-Robinson; — er war der letzte Überlebende und hatte sich in dem patriarchalischen Hause immer als ein Glied der Familie betrachten dürfen.

* * *

Jeder grofse Dichter ist ein Lehrer. „Ich wünsche als ein Lehrer betrachtet zu werden, oder als gar nichts“, das war das Vermächtnis, das Wordsworth seinem Volke gelassen hat. Und bereitwillig haben gerade die bedeutenden Geister, die selbst wieder zu Führern ihrer Nation berufen waren, dies Vermächtnis aufgenommen.

John Stuart Mill schildert uns in seiner Autobiographie, diesem Meisterwerk analytischer Seelenzergliederung, wie ihm Wordsworths Dichtung zu einer Zeit, wo sich sein Lebenspfad in ein dunkles Labyrinth zersetzender Selbstkritik verirrt hatte, zu einer Leuchte geworden sei, deren ruhig klares Licht ihn wieder auf den Weg fruchtbaren Wollens und Empfindens geführt habe. „Was Wordsworths Gedichte zu einem Heilmittel für meinen Gemütszustand machte, war, dafs sie nicht nur äufsere Schönheit, sondern Zustände des Gefühls und des Gedankens durch das Gefühl gefärbt unter der Herrschaft der Schönheit ausdrückten. Von ihnen schien ich zu lernen, welches die unversiegbare Glücksquelle sein würde, wenn alle gröfseren Übel des Lebens entfernt sein wür-

den. Ich fühlte mich zugleich besser und glücklicher, als ich unter ihren Einfluſs kam.“ John Stuart Mill hat nie den Anspruch gemacht, ein kompetenter Richter über den ästhetischen Wert irgend eines Kunstwerkes zu sein; aber er war ein Mensch, der es ernst mit jeder Aufgabe, mit jedem Gedanken nahm, und wenn er gesteht, daſs er noch lange Zeit Wordsworths Gedichte nicht nach ihrem inneren Verdienst, sondern nach dem Maſse dessen, was sie für ihn gethan hatten, beurteilte, so wäre unser Dichter der erste gewesen, ihm die Billigung zu dieser Auffassung seiner Werke zu geben.

Doch auch ein viel feinerer, mehr ästhetischer Geist als Mill, George Elliot, findet in diesen Gedichten ihre Gefühle gerade so ausgedrückt, wie sie wünschte und im Vorspiel, das in seiner rein psychologisch entwickelnden Schilderung ihr besonderes Interesse erregte, findet sie eine Fülle Materials für eine tägliche Liturgie.

Unter seinen Augen sah Wordsworth den Knaben aufwachsen, dem man jetzt in der kleinen Kapelle einen Platz neben ihm eingeräumt hat: Mathew Arnold. „Nicht umsonst ist man in der Verehrung zu einem Manne, der so wahrhaft wert der Verehrung ist, groſs gezogen; nicht umsonst hat man ihn gehört, gesehen, in seiner Nachbarschaft gelebt und ist mit seinen Bergen vertraut gewesen.“ Mathew Arnold hatte den Vorzug vor vielen anderen, den Meister noch persönlich gekannt zu haben; er ist sein ganzes Leben sein begeisterter Herold gewesen und hat unermüdlich seinem Volke zugerufen: Vergeſst ihn nicht, der euch das Beste gab, sucht ihn und ihr werdet Schätze tiefer Weisheit bei ihm finden. Er hat ihm einen Abschiedsgruſs zugerufen, der zu bekräftigen scheint, daſs

man Wordsworth einst nicht den gröfsten Dichter, aber den gröfsten Menschen unter den Dichtern nannte:

Die Zeit in ihrem Laufe schafft
Neu Goethes Weisheit, Byrons Kraft,
Doch wann wird neu in späten Stunden,
Besänftigend, Wordsworths Macht empfunden?
Denn andre zeigen uns zu wagen,
Uns gegen schwache Furcht zu wehren,
Und andre stärken uns im Tragen;
Wer aber wird uns fühlen lehren?
Der Wolke unsrer Sterblichkeit,
Ihr trotzen andre kampfbereit,
Doch wer hat uns von ihr befreit?

Lafs, Rotha, deine feuchten Wellen
Auf seinem Grab die Gräser schwellen.
Sing ihm dein Bestes, denn wie er
Hört deine Stimme keiner mehr.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Register.

Addison, John 23.
Akinside, Mark 309.
Arndt, E. M. 160.
— Freundschaft mit C. Robinson 296.
Arnold, Dr., Rektor v. Rugby-Schule 358—361.
Arnold, Mathew 358.
— über Wordsworth 367. 68.
Augustinus 233.

Baillie, Joanna 50.
Beaumont, Francis, Dramatiker 180.
Beaumont, Sir George 163. 178—181. 184.
— Briefverkehr mit Wordsworth 192. 205. 230. 268. 275.
— Kirchenbau in Coleorton 279.
— über Haydon 307.
— Tod 323.
— W.'s röm. Erinnerungen 349.
Beaumont, Lady 120. 184. 256.
Beaupuis, Revolutionsgeneral 23. 25.
Bell, Dr., Madrassystem 262. 265.
Berkeley, George 54. 220.
Boethius 227.
Blome, Lord 182.
Bloomfield, Bischof 276.
Bowles, William, 282.
Brandl, Aloys 34, 220.
Brentano, Bettina 44. 291.
Brentano, Clemens 291.
Brentano, Christian 291.
Brentano, Familie 291.
Brockes 209.
Brougham, Lord 271. 272. 359.
Browning, Robert 320.
Burckhardt, Jacob 231. 283.
Burke, Edmund, „Reflektionen über die französische Revolution" 26. 27. 28. 31. 32.
Burns, Robert 83. 170. 213. 214.
— Wordsworth, über 300.
Bunsen, K. J. v. 348. 360.
— in Oxford 355.
Byron, Lord 266. 296. 325.
— über Cottle 74.
— über Beaumont 180.
— über James Hogg 127.
— über Rogers 310.
— über Southey 136. 141.
— Wordsworth, Shelley und 312—321.

Calvert, Raisley 38.
Calvert, William, Bruder d. V. 33. 38.

Campbell, Thomas 309. 310.
Canning, George 158.
Carlyle, Thomas 299. 337. 339. 350. 352. 353.
— über Wilson 128.
— über Heldenverehrung 164.
— über Burns 170.
— als Vermittler deutscher Litteratur 200. 298.
— über Wordsworth 303. 305.
Carter, John 255.
Chaucer, Geoffrey 207. 227.
Cellini, Benvenuto 231. 232.
Cervantes 7.
Cicero 227.
Clarkson, Thomas 142—144. 147. 302.
Clarkson, Mrs. 143. 144. 157. 289.
Collins, William 210. 211. 212.
Coleridge, Samuel, Tailor 1. 21. 29. 35. 51. 52—56. 58. 62. 63. 64. 71. 94. 99. 110. 120. 121. 131. 132. 135. 144. 145. 166. 171. 177. 179. 193. 194. 195. 196. 199. 200. 220. 252. 253. 273. 289. 314. 336. 344.
— und Beaumont 178. 180.
— und Bowles 282.
— und Mrs. Coleridge 131.
— und Sara Coleridge 335.
— und Cottle 74.
— und Davy 100.
— und Hazlitt 66. 67.
— und Lamb 68. 70.
— und Landor 321.
— und Poole 60. 61.
— und Southey 137.
— und Thelwall 65.
Coleridge, Samuel, Tailor und Wordsworth 12. 19. 59. 68. 107. 133. 189. 196. 203. 217. 223. 231. 234. 235. 236. 247. 259. 298. 303. 306. 309. 325. 326. 345.
— und Dorothy Wordsworth 42.
Coleridge, Mrs. 57. 58. 62. 99. 193. 194. 197.
Coleridge, Hartley, Sohn 256. 257.
Coleridge, Sara, Tochter 334 bis 340. 349.
— über das Fest auf Broughamschloſs 187.
— über Dorothy W. 333.
— über Dreigestirn 332.
Coleridge, J., Neffe 2.
Cottle, Joseph 74. 75. 97. 363.
Cowper, William 81—84. 94. 212—214. 219.
Crabbe, George 83—85.
— Tod 343.

Darwin, Erasmus 247.
Davy, Sir Humphrey 100. 177. 244. 347.
Davy, Mrs., Tochter von Mrs. Fletcher 359.
De Quincey, Thomas 64. 158. 159. 197. 198. 199. 202. 268.
— über Dorothy Wordsworth 42. 43.
— über Wordsworth 137.
— über Mrs. Wordsworth 147. 148.
— über deutsche Litteratur 200. 298.

De Quincey, Thomas über Sara Coleridge 339.
De Vere, Aubrey 330. 331. 335.
— über Scott 175.
— über Wordsworth 130. 175. 225.
— über Sara Coleridge 306. 337. 339.
De Vere, Miss 334.

Eckermann 277.
Edgeworth, F. Beaufort 330.
Edgeworth, Maria 329.
Elliot, George 367.
Emerson, R. W. 323. 350.
— über Wordsworth 225. 351.

Fenwick, Miss 11. 361 bis 364.
Fielding, Henry 7.
Flaxmann, John 250.
Fletcher, John 180.
Fletcher, Mrs. 359. 360.
Fox, James 26. 29.
— und Wordsworth 116 bis 118. 119. 140.

Gellius 126.
Gefsner 34.
Gibson, John 181. 348.
Gifford, Redakteur d. Quarterly Review 248.
Gladstone 353.
Godwin, William 266. 270.
Goethe, J. Wolfgang 184. 233. 239. 343. 345.
— an Jacobi 219.
— und De Quincey 201.
Goethe, über Katholikenemanzipation 277.
— und Crabb Robinson 292. 293. 294. 295. 296.
— und Coleridge 299.
— und Wordsworth 295. 300.
Goethe, Ottilie 296.
Goldsmith, Oliver 80. 81. 246.
Graves, Perceval 327.
Gray, Thomas 210. 211. 212. 222.
— über die Seegegend 2. 245.
Greville, Algernon, Frederick 272.

Hamilton, Sir Rowan 244. 321. 326—330. 344.
— über Dora Wordsworth 334.
Hamilton, Miss, Schwester 327. 343.
Hamilton, Lady 163.
Hartley, David 54. 66. 220.
Haydon, Benjamin, Robert 180. 268. 306—308.
— über Wordsworth 357.
Hazlitt, William 66—68. 86. 266. 307. 357.
Hegel 343.
Helwig, Amalie v. 296.
Herder, Gottfried 201.
Horaz 222. 258.
Houghton, Lord 225. 229.
Hunt, Leigh 252. 315.
Hutchinson, Familie 109.
Hutchinson, Sara (Schwester v. Mr. W.) 114. 184. 195. 196.

Jeffrey, Lord 128. 248. 303. 304. 313. 359.
Jones, Robert 20.

Kant, Immanuel 104. 133. 223. 293.
Keats, John 307.
Keble, John 355.
Klopstock 101—102.
Knebel 294. 296. 302.
Knight, William 49. 353.
Körner, Theodor 160.

Lamb, Charles 64. 67. 68. 69 bis 74. 137. 144. 244. 252. 306. 309. 345.
— an Southey 94.
— über Coleridge 131.
— über Wordsworth 157. 248. 249. 261.
Lamb, Mary, 73. 74.
Lancaster, John 262.
Landaff, Bischof v. 30.
Landor, Walter Savage 74. 138. 321—323.
Landseer, John 181.
Laroche, Sophie 290.
Laurence 180.
Lessing 201.
Lewis, „Monk“ 50. 77.
Lillo, Sir George 50.
Lloyd, Charles 63 bis 64. 71. 74.
Locke, John 247.
Lonsdale, Lord, der ältere 5.
Lonsdale, Lord Lowther 145. 146. 192. 255. 259.
— Einfluſs auf Wordsworth 268. 271.
Lovell, James Russell über Wordsworth 92. 120. 155.
Lukrez 258.

Macauley, Lord, über Byron 96. 314.
— Lord, über Southey 139. 141.
Macchiavelli 271.
Mackenzie, Miss 348.
Mackintosh, Sir James 54.
Mazzini 361.
Mill, John Stuart 366. 367.
Milton, John 207. 208. 249. 271. 295. 309.
— und Wordsworth 16. 17.
Mittermaier 297.
Monkhouse, Thomas 286. 326.
Montague, Basil 46. 197.
Montgommery 211.
Moore, General 158.
Moore, Thomas 311. 312.
Morley, John 230.

Nelson 162. 163. 164. 165.
Newman 336.
Newton, Isaak 15. 307.
Niebuhr 325. 343. 360.

O'Connell 278.

Paine 26. 27. 33.
Peel, Robert 356.
Petrarka 322.
Pickersgill 354.
Pinney, Mr. 45.
Pitt, William 24. 26.
Plato 220. 226. 227.
Plutarch 261.
Poole, Thomas 59—62. 66. 70. 74. 100. 102. 195. 256. 262. 264. 363.

Poole, Thomas über Cottle 75.
— über Wordsworth 158.
Pope, Alexander 79. 208—210. 247. 362.
Price 26.
Priestley 26. 27. 28. 55.
— und Coleridge 54.

Quillinan, Edward 298. 362. 363.
— über Wordsworth 341.

Ratcliffe, Mrs. 50.
Redpath 47.
Reed, Henry 349. 350. 357.
Reynolds, Sir Joshua 180.
Ridchardson 80.
Richardson, Lady 358. 359.
Robinson, Henry Crabb 66. 144. 196. 201. 252. 268. 276. 278. 288—303. 309. 311. 346. 347. 348. 358. 360.
— über Hazlitt 67.
— und Wordsworth 92. 247. 252. 270. 283. 284. 285. 286. 304. 306. 323. 340. 364.
— über Wilson 128.
— und Clarkson 143.
— über De Quincey 148. 198.
— über Byron 313.
— über Aubrey de Vere 330.
— über Arnold 359.
Rogers, Samuel 171. 309. 310. 311.
— über Wordsworth 283.
— über Dorothy Wordsworth 172.
Rousseau, J. J. 180. 233.
Rückert, Friedrich 160.

Saint Albyn, Mrs. 98.
Saint Beave 212.
Sandfords, Mrs. 59. 61.
— über Sara Coleridge 131.
Schelling 293.
Schiller, Friedrich 51. 201. 259.
Schleiermacher, Friedrich 343.
Schlegel, J. Friedrich 291. 292. 325.
Schenkendorf, Max v. 160.
Scott, Sir Walter 128. 180. 325. 342. 343. 347.
— und James Hogg 126.
— und Southey 138.
— und Wordsworth 175—177. 185.
Seume 272.
Shakespeare, William 51. 207.
Shelley, Bysshe 220.
— und Wordsworth 266.
— Wordsworth und Byron 314 bis 321.
Sheridan 26. 51.
Siddons, Mrs. 51.
Southey, Robert 1. 29. 52. 54. 55. 94. 134. 137—142. 170. 180. 253. 256. 266. 268. 273. 280. 296. 314. 323. 355.
— und Lloyd 64.
— an Cottle 74.
— und Sara Coleridge 335. 336.
— über Beaumont 181.
— über Coleridge 195.
— über Jeffrey 248.
— und Landor 321. 322.
Southey, Edith 332. 335.
Spencer, Edmund 190. 291.
Staël, Mde. de 293.

Stein, Karl v. 343.
Strauſs, D. F. 209.

Talfourt 352. 353.
Taylor, Sir Henry 303. 361.
— über Carlyle 299.
— über Aubrey de Vere 331.
Taylor, William 7.
Thakeray, W. M. 71.
Thelwall, John, 64—66. 98.
Thomson, 208. 209. 213.
Tieck, Ludwig 291.
Turner 310.
Tyson, Mrs. 9.

Virgil 230. 258.
Voigt 294.
Voltaire 244. 307.

Warton, Thomas 210. 212. 309.
Wakefield, Gilbert 33.
Wedgwood, Th. 100. 133.
Wedgwood, Gebr. 99.
Wieland, Ch. Martin 292.
Wilberforce 81. 142. 143.
Wilkie 180. 181. 268. 307.
Wilkinson, John 205.
Wilson, John, „Christopher North“ 123. 125—129. 198. 202. 304.
— an Wordsworth 88. 122. 124—125.
Wordsworth, Christopher, Bruder des Dichters 5. 39. 324.
Wordsworth, **Christopher, Neffe** 6. 356.
Wordsworth, **Dora, Tochter** 177. 179. 325. 332. **333. 334. 343.** 362. 364.
Wordsworth, Dorothy, **Schwester** 4. 18. 38—45. **46. 57. 58. 76.** 86. 100. 101. **103. 109. 111.** 112. 113. **129. 130. 145.** 146. 148. 149. **171. 172.** 177. 184. 193. **286. 287.** 288. 297. 311. **334. 340.** 341. 365.
— über William **21. 155. 192.** 225. 342.
— über Coleridge **51. 52. 53.** 131. 132. 133.
— über Wilson 127.
— über **Mrs. Clarkson 143.**
— über John **Wordsworth 166.**
— über De **Quincey 198.**
Wordsworth, John, **Vater 5.**
Wordsworth, John, **Bruder 5.** 130. 165. 166.
Wordsworth, John, **Sohn 177.** 258.
Wordsworth, **Mrs. Mary, Gattin** 5. 145. 146—**148. 166. 171.** 232. 286. 348. **357. 366.**
— über Crabb **Robinson 288.**
Wordsworth, Richard, **Bruder** 5. 20. 145.

Young 211.

Aus dem Verlag von Max Niemeyer in Halle a. S.

Cloetta, Wilh., Beiträge zur Litteraturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. I. Komödie und Tragödie im Mittelalter. 1890. 8. ℳ 4,00.

— —, Band II. Die Anfänge der Renaissancetragödie. 1892. 8. ℳ 6,00.

Creizenach, Wilh., Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust. 1878. 8. ℳ 4,50.

— —, Z., Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels. 1878. 8. ℳ 1,00.

Diede, Charlotte, die Freundin von W. v. Humboldt. Lebensbeschreibung u. Briefe, herausg. von A. Piderit u. O. Hartwig. 1884. kl. 8. ℳ 4,00.

Heine, Carl, Johannes Velten. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im XVII. Jahrh. 1887. 8. ℳ 1,60.

— —, Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched. 1889. 8. ℳ 2,00.

— —, Der Unglückseelige Todesfall Caroli XII. Ein Drama des XVIII. Jahrhunderts. 1888. kl. 8. ℳ 2,80.

— —, Der Roman in Deutschland von 1774—1778. 1892. 8. ℳ 3,00.

Kawerau, W., Culturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung. Bd. I. II. 1886—88. kl. 8. ℳ 12,00.

I. Aus Magdeburgs Vergangenheit. 1886. ℳ 6,00.

II. Aus Halles Litteraturleben. 1888. ℳ 6,00.

Langguth, A., Goethe's Pädagogik historisch-kritisch dargestellt. 1886. kl. 8. ℳ 6,00.

— —, Goethe als Pädagog. 1887. kl. 8. ℳ 4,00.

— —, Goethe als pädagogischer Schriftsteller und seine Stellung zu den Erziehungs- und Unterrichtsfragen der Gegenwart. 1888. kl. 8. ℳ 0,80.

Loebe, M., Altdeutsche Sinnsprüche in Reimen. 1883. kl. 8. eleg. geb. ℳ 2,25.

Müller-Fraureuth, Carl, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen dargestellt. 1881. 8. ℳ 3,00.

Thümmel, J., Shakespeare-Charaktere. 2 Bde. 1887. kl. 8. ℳ 6,00.

Tille, A., Die Deutschen Volkslieder von Dr. Faust. 1890. 8. ℳ 5,00.

Vogt, Fr., Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter. Vortrag. 1875. 8. ℳ 0,80.

Der Weinschwelg, Ein altdeutsches Gedicht aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Mit einer Uebersetzung von K. Lucae. 1886. kl. 8. ℳ 1,60.

Wolfram von Eschenbach, Parcival. Rittergedicht. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von San Marte (A. Schultz). 3. Aufl. 2 Bände. 1886. 8. ℳ 10,00.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

WILLIAM WORDSWORTH

SEIN LEBEN,

SEINE WERKE, SEINE ZEITGENOSSEN

VON

MARIE GOTHEIN.

BAND II.

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER.
1893.

WILLIAM WORDSWORTH

SEIN LEBEN,

SEINE WERKE, SEINE ZEITGENOSSEN

VON

MARIE GOTHEIN.

BAND II.

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER.
1893.

Inhaltsverzeichnis der Gedichte.

		Seite
I.	Aus dem Abendspaziergang	1
	1. Einst lehrte ich dem Echo eurer Hänge	1
	2. Im eignen Reiche sanft und wild zu schauen	1
II.	Die arme Susanne	2
III.	An Dorothy Wordsworth	3
IV.	Umschwirrt von tausendstimmigem Lied	5
V.	Auf, Freund, und kläre deinen Blick	6
VI.	Wir sind sieben	8
VII.	Ihr Blick ist wild, ihr Haupt ist bar	11
VIII.	Tintern Abbey	15
IX—XII.	Lucy-Lieder.	
IX.	1. Oft bringt seltsamer Ahnung Spiel	20
X.	2. Sie wohnt vom breiten Wege fern	22
XI.	3. Bei fremden Menschen wandert ich	23
XII.	4. Sie wuchs heran in Sonn und Regen	24
XIII.	Des Dichters Grabschrift	26
XIV.	Die Brüder	29
XV.	An Johanna	44
XVI.	Ellen Irvin	47
XVII.	An einen Schmetterling	49
XVIII.	Mein Herz wallt auf, wenn es erschaut	50
XIX.	Der Glühwurm	50
XX.	Im März	51
XXI.	An Hartley Coleridge	52
XXII.	Der grüne Hänfling	54
XXIII.	Eibenbäume	55
XXIV.	An ein Hochlandmädchen	57
XXV.	Die einsame Schnitterin	60

Seite

XXVI. An den Kuckuck 61
XXVII. Sie war ein Elfe licht und leicht 63
XXVIII. Narzissen 64
XXIX. Die Einsamkeit von Binnorie 65
XXX. Ode an die Pflicht 68
XXXI. Ode. Andeutungen über die Unsterblichkeit, aus Erinnerungen der frühesten Kindheit 70
XXXII. Schlofs Peel im Sturm 78
XXXIII. Zum Gedächtnis meines Bruders John Wordsworth 81
XXXIV. Der glückliche Krieger 84
XXXV. Im Wald traf ich Luisen heut 87
XXXVI. Kind der Natur, lafs sie dich necken 88
XXXVII. Schlummerlied von Dorothy Wordsworth 89
XXXVIII. Am Todestage von James Fox 89
XXXIX. Das Fest von Schlofs Brougham 91
XL. Garteninschrift in Coleorton 97

XLI—LXI. Sonette der Freiheit gewidmet.

XLI. Du schöner Abendstern, des Westens Pracht 99
XLII. Vergebens härmt' ich mich um Bonaparte 100
XLIII. Beim Untergange der venetianischen Republik 101
XLIV. Milton! o lebtest du in dieser Stunde 102
XLV. Es kann nicht sein, dafs Englands freier Geist 103
XLVI. Die Männer von Kent 104
XLVII. Ein neues Jahr, ein neuer Todesschlag 105
XLVIII. An Thomas Clarkson 106
XLIX. Gedanken eines Briten bei der Unterwerfung der Schweiz . . 107
L. Prophezeiung 108
LI. Nicht in der Welt voll eitler Prahlereien 109

LII—LVI. Tiroler-Sonette.

LII. Hofer 110
LIII. Tritt vor, o Freiheit, aus Tirolerland 111
LIV. Das Land, das uns vererbt vom Ahngeschlecht . . . 112
LV. Was ward mit all' der langen Müh' erreicht 113
LVI. Bei der Unterwerfung der Tiroler 114

Seite

LVII. Was ist die Ehre? Die Gerechtigkeit 115
LVIII. An Schill 116
LIX. Unwille eines edlen Spaniers 117
LX. Nach der Schlacht von Waterloo 118
LXI. Halt an! Der Dichter fordert seinen Dank 119

LXII—LXXXV. Vermischte Sonette.

LXII. Die Nonne liebt des Klosters enge Zelle 120
LXIII. Auf der Westminsterbrücke 121
LXIV. Welch schöner Abend, alles ist befreit 122
LXV. Auf einer Reise durch die Hamilton-Hügel in Yorkshire . . 123
LXVI. „Vergebens sucht die himmlischen Gebilde
Das irdische Gedächtnis festzuhalten“ 124
LXVII. Wie traurig, Mond, dein Schritt zum Himmel steigt 125
LXVIII. Warnung 126
LXIX. An den Schlaf 1 127
LXX. An den Schlaf 2 128
LXXI. Zu viel ist mit uns spät und früh die Welt 129

LXXII—LXXV. Persönliche Plaudereien.

LXXII. 1. Ich lieb es nicht, mir am Kamin zu würzen . . 130
LXXIII. 2. Doch leben, leben lassen, wie ihrs heifst . . . 131
LXXIV. 3. Wir haben Schwingen und soweit wir gehen . . 132
LXXV. 4. Und grofs, so glaube ich, ist mein Gewinn . . 133

LXXVI. An Lady Beaumont 134
LXXVII. An den Maler Haydon 135
LXXVIII. Der Handeckfall 136
LXXIX. Aus den Duddon-Sonetten 137
1. Nicht Latiums kühlen Schatten kann ich neiden . . . 137
LXXX. Nachgedanken aus den Duddon-Sonetten 138
2. Ich dachte dein, mein Freund 138
LXXXI. Aus den kirchlichen Sonetten 139
1. Ich, der versucht, dich Duddon, zu geleiten 139
LXXXII. Aus den kirchlichen Sonetten 140
2. Wicliffe 140

		Seite
LXXXIII.	Bei der Abreise Walter Scotts nach Neapel	141
LXXXIV.	Vor einem Bilde 1	142
LXXXV.	Vor einem Bilde 2	143
LXXXVI.	Euch Heimatfluren gilt mein Gruſs	144
LXXXVII.	Aus dem Vorspiel	145
	1. Ihr Heimatfluren! wo auch immer ende	145
	2. Es war ein Sommerabend und ich fand	145
	3. Ihr kennt den Knaben wohl, ihr Felsenriffe	147
	4. Kind meiner Eltern, Schwester meiner Seele	148
	5. O froher Schwung der Hoffnung und der Freude	151
LXXXVIII.	Aus dem Ausflug	152
	1. Heil, wenn die ruhmesvolle Zeit erscheint	152
	2. In unsrer Seele wohnt die Fähigkeit	154
	3. Mit jeder Form des Daseins ist verknüpft	155
	4. Schon hat die Sonne	156
LXXXIX.	Laodamia	157
XC.	Einsiedlersprüche	164
XCI.	Cäcilia	166
XCII.	Aus dem Dreigestirn	167
XCIII.	Elegische Verse auf Beaumonts Tod	169
XCIV.	Airy-Force Thal	171
XCV.	Inschrift in Rydalmount	172

Anhang.

I.	Sonett an Wordsworth von Shelley	173
II.	Einleitung zu Shelleys Alastor	174
III.	An ein Tausendschönchen von Burns	176

I.

Aus dem Abendspaziergang.

1787—89.

1.

Einst lehrte ich dem Echo eurer Hänge,
Ein glücklich Kind, die wilden frohen Sänge;
Nicht fand der Geist in selbsterschaffnem Leide
Den Trost für das, was ihm gebrach an Freude.
Der Jugend scharfem Auge lag nicht ferne
Des Morgens Sonne, und des Nachts die Sterne;
Es lauscht der Dommel dumpfem Ruf im Rohr,
Der Schnepfe Pfiff im Mondenlicht mein Ohr.
Gedankenlos und froh strich ich durchs Land,
Die Hoffnung nur war mir als Schmerz bekannt.

2.

Im eignen Reiche sanft und wild zu schauen,
Steht der Monarch inmitten seiner Frauen,
Den sporngeschmückten Fuſs fest eingedrückt,
Sein Kriegerhaupt vom Purpurkamm geschmückt.
Das dunkle Auge rollt, schieſst Blitze nieder,
Er sträubt und schlieſst das prächtige Schwanzgefieder,
Auf Zehenspitzen schickt er hellen Ruf
Hin zu dem fernen Hof, der Furcht ihm schuf.
Zurück tönt ihm der schrille Laut vom Hügel,
Da hebt er selbstbewuſst und stolz die Flügel.

II.

Die arme Susanne.

1797.

An der Ecke von Woodstreet, wenn's Tageslicht graut,
Da singt eine Amsel hellschmetternd und laut;
Susanna führet vorüber ihr Gang,
Sie hört durch die Stille des Vogels Gesang.

Ein Ton ist's voll Jubel! Da — gleich wie im Traum
Erhebt sich der Berg ihr mit Busch und mit Baum,
Durch Lothbury kräuselt der Rauch sich empor,
Von Cheapside schimmert der Bach ihr hervor.

Und grünende Wiesen erblickt sie am Hang,
Die sie einst mit dem Eimer hinunter sprang,
Und ein einziges Hüttchen, ein Taubennest —,
Dort, dort nur hält sie die Liebe fest.

Sie schaut und ihr Herz ist im Himmel! Doch ach,
Schon schwindet der Nebel, der Hügel, der Bach,
Der Berg will nicht steigen, der Flufs nicht mehr ziehn,
Die strahlenden Farben — ach alle entfliehn. —

III.

An Dorothy Wordsworth.

1798.

S'ist März, ein Tag wie Frühlingstraum,
Da milder jedes Lüftchen weht,
Rotkehlchen singt vom Lärchenbaum,
Der vor der Thüre steht.

Es geht ein Segen durch die Luft,
Die von der Freude Ton geschwellt
Dem kahlen Baum und Berge ruft,
Dem Gras im grünen Feld.

Komm Schwester — gerne sei's gewährt —
Lafs alle Morgenarbeit sein;
Mach schnell, das Frühstück ist verzehrt,
Komm, fühl den Sonnenschein.

Edward kommt mit, und bitte trag
Auch heut dein rüstig Wanderkleid,
Und bring kein Buch! Sei dieser Tag
Dem Müfsiggang geweiht.

Nicht knechtisch soll und freudenlos
Uns der Kalender quälen;
Von heut ab will ich, mein Genofs,
Des Frühlings Anfang zählen.

Die Liebe, aller Schöpfung Lust,
Trägt ihre holde Kunde
Von Erden auf zur Menschenbrust.
Dies ist des Fühlens Stunde!

Mehr giebt uns heut ein Augenblick
Als Jahre voll Gedanken;
Es trinkt des Frühlings Geist voll Glück
Die Seele frei von Schranken.

Was heute sich das Herz erschafft,
Ein still Gesetz zum Handeln,
Giebt für das künftige Jahr uns Kraft
Und Lust danach zu wandeln.

Weil von der Macht, die segensreich
Das ganze All durchdringt,
Durch unsre Seelen rein und weich
Ein Ton der Liebe klingt.

Drum Schwester komm, und bitte trag
Auch heut dein rüstig Wanderkleid,
Und nimm kein Buch; sei dieser Tag
Dem Müfsiggang geweiht!

IV.

1798.

Umschwirrt von tausendstimmigem Lied
Lag ich im Grase hingestreckt,
Mit sanfter Freude im Gemüt,
Die leicht in uns die Trauer weckt.

Ihr stolzes Werk verknüpft Natur
Der Menschenseele, die hier wacht;
Drum schmerzt es mich, zu denken nur,
Wozu der Mensch den Menschen macht.

Durch Primelbüsche jener Laube
Schlingt seinen Kranz das Immergrün,
Und jede Blume — ist mein Glaube —
Freut sich der Luft in ihrem Blühn.

Ich hört der Vögel frohes Singen,
Ihr Denken war mir nicht bewufst.
Der kleinste doch von ihren Sprüngen
Erschien mir jauchzend helle Lust.

Der Baum schwillt knospend in den Zweigen
Und trinkt die Luft, die ihn umspielt,
Und nie will meine Ahnung schweigen,
Dafs alles dies die Freude fühlt.

Kann den Gedanken ich nicht hindern,
Der diesen Glauben mir gebracht,
Wie soll die Klage sich vermindern,
Wozu der Mensch den Menschen macht?

V.

1798.

Auf Freund, und kläre deinen Blick.
Wozu die Müh' und Plage!
Auf, lafs die Bücher hier zurück.
Die Rast macht matt und zage.

Die Sonne sieh vom Bergeshaupt
Mit vollem Glanze strahlen,
Durch Feld und Wälder, grün belaubt,
Des Abends Schatten malen.

In Büchern — endlos Kampf und Streit!
Komm, hör des Hänflings Weisen!
Das ist Musik voll Süfsigkeit;
Das nur kann Weisheit heifsen.

Und horch, die Amsel singt so weich;
Sie predigt jedem Hörer:
Komm in der Wirklichkeit Bereich;
Natur, sie sei dein Lehrer.

Hier wird von Reichtum eine Welt
Dem Geist zum Heil gewähret,
Hier wird dir Weisheit kraftgeschwellt,
Und Wahrheit liebverkläret.

Vom Frühlingswald ein Pulsschlag lehrt
Mehr von der Menschheit Licht,
Was sittlich gut und was verkehrt,
Als wenn ein Weiser spricht.

Süfs ist dein Unterricht Natur!
Wir auf der Forschung Bahn
Mifsstalten deine Schönheit nur
Und morden selbst nach Plan.

Genug von Kunst und Wissenschaft
Schliefs diese Blätter ein,
Und bring ein Herz, das voller Kraft
Empfänglich weifs zu sein!

VI.

Wir sind sieben.

1798.

Ein einfach Kind, das froh erblüht,
Von Sorgen frei und Not,
Das Leben fühlt in jedem Glied,
Was weifs es wohl vom Tod?

Ich traf im Dorf ein Mägdelein;
Sie sagt: sie sei acht Jahr.
Ums Antlitz wie ein heller Schein
Kraust sich ihr Lockenhaar.

So waldesfrisch traf mich ihr Blick,
Sie trug ein bäurisch Kleid;
Gern denke ich an sie zurück,
So lieblich war die Maid.

„Wie viel Geschwister mögt ihr sein?
Du liebe Kleine, sprich."
„Ei sieben" ruft das Mägdelein,
Schaut wundernd dann auf mich.

„Wo sind sie jetzt? an welchem Ort?"
Sie spricht „'S sind sieben, Herr.
„Es zogen zwei nach Conway fort,
Und zwei sind auf dem Meer.

„Und auf dem Kirchhof liegen zwei,
„Er ist nicht weit von hier;
„Und in der Hütte nebenbei
„Wohnt Mütterchen mit mir.“

„Du sprichst, dafs zwei in Conway sind,
„Zwei auf dem Meer zur Zeit,
„Wie kann's denn sein, mein süfses Kind,
„Dafs ihr doch sieben seid.“

Das Mägdlein aber spricht auf's neu:
„Doch Herr, ja, wir sind sieben,
„Denn auf dem Kirchhof liegen zwei
„Am Kirchhofsbaum dort drüben.“

„Du springst umher mit frohem Sinn;
„Lebendig bist du doch,
„Trug man schon zwei zum Kirchhof hin,
„Dann bleiben fünf euch noch.“

„Ihr Grab ist grün; man kann es sehn“,
Sie mir zur Antwort gab,
„Von Mutters Thür zwölf Schritt zu gehn,
„Da ruhn sie Grab an Grab.

„Oft nehme ich mein Strickzeug hin,
„Und säume dort mein Tuch,
„Setz' mich dann, wenn ich müde bin,
„Sing ihnen einen Spruch.

„Und oftmals, Herr, beim Abendrot,
„Wenn es so licht und schön,
„Nehm ich den Milchnapf und mein Brot
„Und darf zum Grabe gehn.

„Das Hannchen starb, als es noch klein,
„Es war so krank und bleich,
„Gott löste es von seiner Pein,
„Nahm es ins Himmelreich.

„Und als es auf dem Kirchhof lag,
„Da gab es Spiel und Tanz
„Rund um ihr Grab am Sommertag
„Von mir und Bruder Hans.

„Und als es kahl und weifs da draus,
„Lief ich in Schnee und Wind;
„Doch Bruder Hans trug man hinaus,
„Wo sie nun beide sind."

„Und wie viel seid ihr?" frug ich drauf,
„Wenn zwei im Himmel blieben."
Das Mägdlein blickte zu mir auf
„O Herr, wir sind doch sieben."

„Doch sie sind tot, die zwei sind tot,
„Sie sind im Himmel drüben."
Das war gesprochen in den Wind,
Denn seinen Willen hat das Kind
Und spricht: „Wir sind doch sieben!"

VII.

1798.

Ihr Blick ist wild, ihr Haupt ist bar,
Die Sonne sengt ihr kohlschwarz Haar,
Rostfarben sind die dichten Brauen,
Das Meer bracht sie aus fernen Gauen,
Den Säugling trägt sie auf dem Arm,
Sonst wär sie ganz allein.
Beim Schober Heu, geschützt und warm,
Und auf dem grünbewachsenen Stein,
So singt sie rund im Waldesgrund
Und Englands Zunge spricht ihr Mund:

„Sie sagen Kind, ich wäre toll.
„Doch nein, mein Herz ist freudenvoll,
„Und ich bin glücklich, wenn ich singe
„So traurig schmerzensreiche Dinge.
„Drum Liebling fürchte nichts von mir,
„Du darfst vor mir nicht ängstlich sein,
„Wie in der Wiege sicher hier
„Bist Herzblatt du im Arme mein.
„Dir schuld ich Dank mein Lebelang
„Wie wäre dir vor mir denn bang?

„Ein Feuer brannt in meinem Hirn,
„Ein dumpfer Schmerz drückt meine Stirn,
„Und teuflische Gesichter hingen
„An meiner Brust, mich zu bezwingen.

„Da kam ein erster Strahl der Freude,
„Er kam, und ach — er that mir gut.
„Ich wachte — sah an meiner Seite
„Mein süſses Kind von Fleisch und Blut.
„O welch ein Glück war mir dein Blick!
„Du bliebst mir und nur du zurück.

„O sauge Kind, wie wohl das thut!
„Es kühlt mein Hirn, es kühlt mein Blut.
„Ich fühle: deine Lippen ziehen
„Von meinem Herzen Schmerz und Mühen.
„Oh drück die kleinen Finger fest
„Auf dieses tödtliche enge Band,
„Das sich um meinen Busen preſst,
„So löst es deine zarte Hand.
„Ein sanfter Wind umweht uns lind,
„Er kommt und kühlt mich und mein Kind.

„O lieb mich, lieb mich, kleiner Knabe,
„Du deiner Mutter einzige Habe.
„O fürchte nicht der Wogen Brausen,
„Gehn wir am Felsenstrand, dem grausen;
„Der wilde Strom thut uns nicht Harm,
„Die Klippe nicht, die finstre Höhle.
„Ich trag das Kind in meinem Arm,
„Es rettet mir ja meine Seele.
„Sanft bett ich dich —, beglückt bin ich,
„Du stürbest Kind ja ohne mich.

„Oh fürchte nichts, dich trifft kein Schmerz,
„Für dich hab ich ein Löwenherz.
„Ich bin dein Führer allezeit,
„Durch tiefen Schnee, durch Flüsse breit,

„Ich bau dir ein Indianerzelt,
„Mach dir ein Bett von Laub und Heu.
„Läfst du mich nicht auf dieser Welt,
„Und bleibst mir bis zum Tode treu,
„Dann Liebchen klein darfst du dich freun
„So wie im Lenz die Vögelein.

„Dein Vater fragt nichts nach der Brust,
„Die dein nun ist zu Ruh und Lust;
„Dein eigen nur! Ist sie so schön
„Wie einstmals nicht mehr anzusehn,
„Für dich mein Täubchen schön genug.
„Ist Lieblichkeit nicht mehr zu schaun,
„Du bleibst doch bei mir ohne Trug.
„Was thut's, ist meine Wange braun?
„'Sist gut für dich, du sorgst dich nicht,
„Warum sie sonst so ganz verblich.

„Fürcht nicht den Spott und ihren Hohn.
„Bin deines Vaters Weib, mein Sohn!
„Und in des Waldes Dunkelheit
„Da leben wir in Ehrbarkeit.
„Konnt er sein süfses Kind verlassen,
„Oh niemals bei mir blieb er dann!
„Mein Kind soll er nun nicht mehr hassen,
„— Doch er ist schlecht, der arme Mann;
„Und täglich fleht mein heifs Gebet
„Für ihn, der ferne von uns geht.

„Ich lehr mein Kind von süfsen Dingen,
„Ich lehr es, wie die Eulen singen. —
„Nun thun die Lippen keinen Zug,
„Nun bist du satt und hast genug. —

„Wo bist du hin mein ganzes Glück,
„Welch bösen Blick mufs ich erspähn?
„O weh, das war ein wilder Blick —
„So hab ich nie auf dich gesehn.
„Ach! wärst du toll! Dann kummervoll
„Wüfst ich nicht, wie ich leben soll.

„Drum lächle mir, mein Lämmchen klein;
„Ich bin dein liebes Mütterlein.
„Für dich ist Liebe stets bereit.
„Den Vater sucht' ich nah' und weit.
„Ich kenn das Giftkraut, tief versteckt,
„Die guten Wurzeln find ich bald.
„Drum liebes Herz sei nicht erschreckt.
„Den Vater finden wir im Wald.
„Lafs uns lachen, uns freun! In den Wald hinein!
„Da wollen wir immer und ewig sein.

VIII.

Zeilen, wenige Meilen von Tintern Abbey geschrieben.

1798.

Fünf Jahre gingen hin, fünf Sommer wechselnd
Mit soviel langen Wintern! Nun aufs neue
Hör ich die Wasser von den Bergen rollen
Mit süfs eintöngem Murmeln, sehe wieder
All diese steilen, luft'gen Klippen ragen,
Die in der wilden tiefen Einsamkeit
Noch tiefer einsamer das Sinnen prägen
Und Himmelsruhe an die Erde knüpfen. —
Gekommen ist der Tag: Ich ruhe wieder
Im Schatten dieser dunklen Sykomore
Schau auf die Hütten und den Obstbaum nieder,
Der mit des Frühjahrs unscheinbaren Früchten
In Wäldern und in Büschen sich verlierend,
Mit der bescheidnen Farbe kaum den Eindruck
Der wilden, grünen Landschaft unterbricht.
Die Hecken seh ich, Hecken kaum zu nennen,
Nein Streifen lust'gen Waldes, dort die Farmen
Mit grünen Wiesen bis zur Thüre, kräuselnd
Seh ich den Rauch aus Busch und Bäumen steigen
Mit ungewisser Kunde von den Menschen,
Die obdachlos im wilden Forste hausen
Und Ruhe suchen, oder von der Höhle
Des Eremiten, der bei seinem Feuer
Dort einsam sitzt. —
Wohl war ich lange fern,
Doch war mir alle diese Schönheit nicht,
Was eine Landschaft einem Blinden ist.

Nein oft im stillen Zimmer, im Getöse
Der Städte, hab ich ihr allein zu danken,
Wenn mir ein süfs Gefühl in müden Stunden
Die Adern schwellte und das Herz erfüllte
Und einen reinern Geist in mir erweckte
Voll tiefer Ruhe: Die Erinnerung
An lang vergessene Freuden, deren Macht
Und Einfluſs nicht gering ist auf das Beste,
Was eines guten Menschen Leben zeigt,
Die kleinen Handlungen von Lieb und Güte,
Die namenlos und ungebucht geblieben.
— Noch eine andre Gabe dank ich ihr
Erhabner noch: die segensvolle Stimmung,
Wo uns die Bürde der Geheimnisse,
Und wo uns die ermüdend schwere Last
All dessen, was unfaſsbar auf der Erde,
Erleichtert wird: Die reine hohe Stimmung,
Wo uns die Liebe sanft und still geleitet,
Bis, wenn der Odem in des Körpers Hülle,
Der Pulsschlag selbst in uns zu stocken scheint,
Den Körper Schlaf umfängt, doch unsre Seele
Zum Leben erst erwacht, und wir mit Augen,
Die von der Freude und der Harmonieen Macht
Beruhigt sind, ins Sein der Dinge schauen.
Und dieses wär ein eitler Glaube? Oft
In Dunkelheit, in mitten der Gestalten
Des öden Tageslichts, wenn lautes Tosen
Mir unfruchtbar im Fieber dieser Welt
Den Schlag des Herzens dumpf beengen wollte,
Wie oft bin ich im Geist zu dir geeilt
O schatt'ger Wye! Du Wandrer durch die Wälder,

Wie oft hat sich mein Geist zu dir gesellt! —
Nun seh ich mit Gedanken, halb verloschen,
Und mit Erinnerungen, schwach und blafs,
Mit Staunen, das mich traurig fast berührt,
Aufs neue sich des Geistes Bild beleben.
Und so geniefse ich jetzt nicht allein
Die gegenwärt'ge Freude, nein ich hoffe,
Dafs ich jetzt Nahrung hier und Leben finde
Für künft'ge Jahre. Dieses darf ich hoffen,
Wenn ich auch zweifellos ein andrer bin,
Als da zuerst ich diese Hügel sah
Und flüchtig wie das Reh auf Bergen sprang
An tiefen Flüssen an verborgnen Strömen,
Wohin der Pfad mich führte, mehr wie jemand,
Der etwas was er fürchtet flieht, als wer
Das suchet was er liebt. Denn die Natur,
(Als meiner Kinderjahre frohes Leben,
Die niedre Lust am Laufen, Springen schwand)
War alles mir in allem. Wie beschreib ich
Das, was ich war? Der Ton des Wasserfalls
Verfolgte mich wie eine Leidenschaft;
Der hohe Fels, der Berg, der dunkle Wald
All jene Formen, Farben waren mir
Begierde, waren Liebe und Empfindung,
Die mehr entlegner Reize nicht bedurften,
Wie sie das Denken leiht, noch eines Anteils,
Der nicht durchs Auge kommt. Das ist vorbei;
Die schmerzensreichen Freuden sind dahin,
Dahin ist all das unbesonnene Glück.
Doch darum klage ich und murr' ich nicht;
Denn andre Gaben folgten, und sie waren

Ein reichlicher Ersatz für das Verlorne.
Ich lernte dich Natur voll Ernst betrachten,
Nicht wie zur Zeit gedankenloser Jugend.
Oft lauschte ich der süßen, schwermutvollen
Musik der Menschheit, die nicht herb und schrill,
Nein, machtvoll rein'gend und besänft'gend wirkt.
Dann fühlt ich um mich, was mir selbst die Freude
Erhabnen Denkens störte, hohen Sinn
Von etwas, das ins tiefste Wesen dringt,
Das in dem Licht der Abendsonne wohnt,
Im großen Weltmeer, der belebten Luft,
Dem blauen Himmel und des Menschen Seele:
Ein Antrieb und ein Geist, der alles zwingt,
Was der Gedanke sich als Vorwurf wählt,
Und der durch alle Dinge ewig rollt. —
So lieb ich heute noch die Wiesen, Wälder,
Die Berge und was auf der grünen Erde
Wir rings erschauen, jene mächt'ge Welt
Von Ohr und Auge, die sie halb sich schaffen,
Wahrnehmen halb. Und froh erkenne ich
In der Natur und in der Sinne Sprache
Den Anker reinsten Denkens, die Ernährer,
Die Führer und die Wächter meines Herzens,
Die Seele meines ganzen Innenlebens.
Doch selbst, wenn ich dies nicht so tief empfände,
So wär mein Genius vor dem Fall bewahrt;
Du weilest bei mir hier an diesem Ufer
Des schönen Flusses, du mein liebster Freund.
O liebster Freund; aus deiner frohen Stimme
Hör ich die Sprache meines jungen Herzens
Und lese frühe Freuden in dem Blitz

Der wilden Augen! Oh recht lange noch
Möcht ich in dir, was einst ich war, erblicken.
O teure Schwester! Betend fleh ich dies,
Wohl wissend, dafs Natur den nie betrügt,
Der treu sie liebt; denn ihr gehört das Vorrecht,
Uns durch die ganze Lebenszeit zu führen,
Von Lust zu Lust; denn sie allein vermag
Den Geist, der in uns wohnt, so zu belehren,
Der Ruh und Schönheit Siegel aufzudrücken
Mit edleren Gedanken ihn zu nähren,
Dafs nie der üblen Zungen rasches Urteil
Und nie der gift'ge Hohn selbstsücht'ger Menschen
Und nie der Gruſs, der ohne Güte ist,
Der traurige Verkehr im Alltagsleben
Uns je bewältigt und den frohen Glauben
In uns zerstört, dafs alles, was wir schauen,
Voll Segen sei. — So lafs den vollen Mond
Dir auf die einsam stillen Pfade scheinen,
Und lafs den neblig feuchten Bergeswind
Dich frei umspielen! Und nach Jahren einst,
Wenn all die wilde Freude ausgereift
Zu stillerem Genufs, und wenn dein Geist
Der Schönheit liebliche Gestalten birgt,
Und die Erinnerung dir zur Heimstatt wird
Für aller süssen Töne Harmonieen,
Dann, wenn dir Einsamkeit, Schmerz oder Furcht
Beschieden wär — welch heilende Gedanken
Voll weicher Freude werden dich erinnern
An mich und meine Worte. Bin ich dann
Dort, wo mein Ohr dich nicht mehr hören kann,
Wo ich nicht mehr aus deinen wilden Augen

Den Glanz vergangner Zeit auffangen darf,
Wirst du dann nicht vergessen wie zusammen
Wir einst am Ufer dieses Flusses standen
Und ich, schon lang ein Priester der Natur,
Hierher im Dienste unermüdet kam,
Mit wärmrer Liebe noch, ja mehr durchglüht
Von heil'gem Eifer! Wirst du nicht vergessen,
Wie nach viel Wanderungen, vielen Jahren,
Die fern ich war, mir diese steilen Klippen
Die grüne Landschaft rings noch teurer waren
Um ihrer selbst, mehr noch um deinetwillen?

IX.

Lucylieder.

1799.

1.

Oft bringt seltsamer Ahnung Spiel
Die Leidenschaft hervor,
Doch sag ich nur, was mich befiel,
In des Verliebten Ohr.

Einst, da ich noch die Liebste mein
Sah wie die Rose blühn,
Durft ich gar oft im Mondenschein
Nach ihrem Hüttchen ziehn.

Dann flog so sehnsuchtsvoll hinauf
Der Blick zum stillen Mond,
Es eilt das Pferd mit schnellem Lauf
Den Pfad, den es gewohnt.

Schon war erreicht der Gartengrund,
Und von den letzten Höhn
Sah ich des Mondes volles Rund
Bei Lucys Dache stehn.

Ein süßer Traum umfing mich ganz,
Wie nur Natur ihn schenkt,
Da wie gebannt zum hellen Glanz
Die Blicke ich gelenkt.

Laut schallt des Rosses Huf hinaus,
Fort ging's in schnellem Trab;
Da sinket hinter Lucys Haus
Der lichte Mond hinab.

Wie spielt das Denken wunderlich
Mit der Verliebten Not:
„Barmherz'ger Himmel" rufe ich
Und wäre Lucy tot!

X.

1799.

2.

Sie wohnt vom breiten Wege fern,
Wo scheu die Taube baut,
Das Mädchen hatten wenige gern,
Weil wenige sie geschaut.

Ein Veilchen an dem moosigen Stein,
Wohin der Blick nicht dringt;
Schön wie der Stern, wenn er allein
Am Abendhimmel blinkt.

Sie lebte still, und unbekannt
Hört Lucy auf zu sein;
Doch seit sie Ruh im Grabe fand —,
Erwachte meine Pein.

XI.

1799.

3.

Bei fremden Menschen wandert ich,
Sah Fremder Brauch und Land,
Da hab ich noch die Lieb für dich,
Mein England, nicht gekannt.

Nun ist vorbei der düstre Traum;
Ein Thor, der dich verläßt,
Und deiner Meeresküste Saum;
Mich hält die Liebe fest!

Ich habe, da ich dir genaht,
Manch frohen Wunsch genährt,
Denn meines Liebchens emsig Rad
Dreht sich an Englands Herd.

Dein Morgen, deine Sonn' erhellt
Des Liebchens kleines Haus,
Und auf dein fernstes grünes Feld
Blickt Lucys Aug' hinaus.

XII.

1799.

4.

Sie wuchs heran in Sonn' und Regen,
Da sprach Natur: Kein reichrer Segen
Ward einer Blume je gewährt;
Dies Kind will ich mit Anmut zieren,
Und es sei mein, ich will es führen,
Daſs es nur mir gehört.

Ich selbst will meinem Liebling sein
Gesetz und Sporn; mit mir allein
Soll sie in Thal und Hügel,
In Erde, Himmel, Waldesgründen,
Die allgewalt'ge Macht empfinden
Als Stachel wie als Zügel.

Und sie sei lustig wie das Reh,
Sie folge ihm zur Bergeshöh
Mit ungehemmten Sprüngen,
Ihr sei des Balsams Duft zu eigen,
Gleichwie die Stille und das Schweigen
Von unbeseelten Dingen.

Die Wolken sollen ihr sich neigen,
Die Wogen sollen ihr sich beugen,
Ich lehre sie die Kenntnis:
Selbst in des rauhen Sturms Gewalt
Formt Anmut einer Maid Gestalt
Durch stilles Einverständnis.

Sie liebe Nachts die lichten Sterne
Und weile sinnend, träumend, gerne
Im lauschigen Verstecke,
Wo sie des Baches frohe Welle,
Den murmelnden Gesang der Quelle
Für sich allein entdecke. —

In Lebenskraft und Frohgefühl
Entfalte sich der Glieder Spiel,
Der zarte Busen schwelle.
Solch hohen Sinn will ich ihr geben,
Wird sie im Thale bei mir leben,
Mein fröhlicher Geselle. —

So sprach Natur — es ward vollendet.
Doch schnell war Lucys Lauf beendet,
Sie starb — liefs mir allein
Das stille Thal, der Blumen Schar
Und die Erinnerung des, was war
Und nimmermehr wird sein.

XIII.

Des Dichters Grabschrift.

1799.

Bist du ein Staatsmann und geübt
Klug der Geschäfte Lauf zu lenken,
Lern erst wie man die Menschen liebt,
Dann magst du dieses Toten denken.

Ein Richter bist du? Nahe nicht:
Denn anderwärts mag besser taugen
Das harte, bleiche Angesicht,
Die Schärfe der geübten Augen.

Bist du ein Mann im Amtstalar,
Mit rosigen Wangen, wohlgenährt?
Herbei! doch Doktor — dir fürwahr
Wird auf dem Grab kein Pfühl gewährt.

Bist du Soldat voll Tapferkeit,
Ein Mann, der seinen Wert erkannt?
Willkommen! doch erst leg bei Seit
Dein Schwert, nimm einen Stab zur Hand.

Bist du ein Forscher der Natur,
Den sklavisch bloſs das Auge führt,
Der auf der Mutter Grabe nur
Neugierigen Blicks botanisiert?

O wende dich von diesem Ort,
Du, ganz verstrickt in deine Sinne.
Trag die verschrumpfte Seele fort,
Dafs Frieden, der hier ruht, gewinne.

Ein Philosoph, der sich verlor
Zu diesem Rasen, wie zum Spott?
Oh, er hat weder Aug noch Ohr,
Er ist sich selber Welt und Gott,

In dessen Seele ohne Mark
Nicht Form, nicht Fühlen Eingang fand,
Vernünftelnd, selbstgenügsam, karg
Ein welterbauender Verstand!

Schliefs hinter dir die Thüren zu,
Spinn dich in deinem Intellekt;
Doch lasse dein System in Ruh
Bei ihm, den dieser Hügel deckt.

Doch wer ist er in Bauerntracht?
Mit stillem Blick scheint er zu lauschen.
Der Sang, den murmelnd er erdacht,
Ist süfser als des Baches Rauschen.

Er birgt wie Tau zur Mittagszeit,
So wie die Quelle sich im Hain.
Und Liebe wurde ihm geweiht
Eh er der Lieb scheint wert zu sein.

Er lebt im Himmel und auf Erden
In Thal und Hügel, weit und breit.
Den Lebensquell, ein tiefres Werden
Enthüllte ihm die Einsamkeit.

Selbst in den Dingen um uns lernte
Die Wahrheit er, die alles lenkt.
Des stillen Auges reiche Ernte
Hat sich ihm tief ins Herz gesenkt.

Doch er ist schwach. Dem Mann, dem Kinde
Mocht müfsig gern der Tag vergehn.
Er ist beglückt, dafs er empfinde,
Das was die anderen verstehn.

Komm her in deiner starken Stunde;
Schwach bist du wie am Strand die Welle,
Ruh aus auf diesem stillen Grunde
Und bau ein Haus an dieser Stelle.

XIV.

Die Brüder.

1800.

„O die Touristen, wahre uns der Himmel;
Wie unnütz ist das Leben, das sie führen!
Die einen schau'n umher, vergnügt und munter,
Als wär die Erde Luft, sie Schmetterlinge,
Zu gaukeln nur, so lang der Sommer dauert;
Die andern kleben auf der Felsenspitze,
Den Stift in Händen, auf den Knien das Buch
Und schaun und kritzeln, kritzeln fort und schauen.
Ein Mensch könnt unterdes vier Meilen laufen,
Könnt unterdes des Nachbars Korn einernten.
Doch dort, des Müfsiggangs vertrauter Sohn
Warum nur zögert er? — Auf unserm Friedhof
Giebt es ja Inschrift nicht, noch Monument
Nicht Grabstein, Namen nicht, allein den Rasen
Und wenig Gräber nur."
Zu seinem Weibe
Sprach dies von Ennerdale der würdge Priester.
Es war ein Juliabend, und er safs
Auf einem Steinsitz unterm Dachgesims
Der Hütte — jenen Tag von ungefähr
Mit Winterwerk beschäftigt. — Auf dem Steine
Safs neben ihm sein Weib die Wolle zupfend;
Und er, vom Doppelkamm mit Draht gezähnt
Versorgte seines jüngsten Kindes Spindel,
Das draufsen unterdes mit schuldiger Hilfe,
Mit flinken Füfsen und geschäftigen Händen

Ein grofses Rad umdrehte. — Nach dem Felde,
In dem die Dorfkapelle einsam stand,
Ringsum von mosigen Mauern eingeschlossen,
Warf schon seit mehr als einer halben Stunde
Der Priester manch verwundert langen Blick.
Zuletzt erhob er sich vom Sitz und legte
Zu dem schneeweifsen Berg gekämmter Wolle,
Die er schon aufgestapelt, noch das Werkzeug,
Mit Sorgfalt zugeklappt, und auf dem Pfad,
Der von der Hütte zu dem Kirchhof führte,
Schritt eilends er dahin, voll Ungeduld
Den Fremden anzureden, der dort zaudert.
's war einer, den er früher wohl gekannt,
Ein Hirtenbube, der sein Dorf verliefs
Als junger Knabe noch, und der sein Glück
Den unbeständigen Winden anvertraute,
Den trügerischen Wassern. Als Matrose
Fuhr er durch zwanzig Sommer durch die Meere
Mit den Gefährten. — Doch in diesen Bergen
War er erwachsen, und im Herzen blieb er
Ein halber Hirte auf den stürmischen Wellen.
Und pfiff es durch die Segel, hörte er
Den Ton des Wasserfalls und Heimatlaute
Von Fels und Baum; und blähte in den Tropen
Der Wind beständig auf das pralle Segel
Und blies mit gleichem Atem Tag und Wochen
Den wolkenlosen Horizont entlang,
So hing er in den Stunden schlaffer Mufse
An Bord des Schiffes oft und starrt' hinaus;
Und wenn die Wogen und des Schaumes Funkeln
Ihm Bild auf Bild vor seine Seele zaubern

Von seines Herzens Sehnsucht unterstützt,
Sah er in fieberhafter Leidenschaft
Mit seinen Sinnen, seines Leibes Augen
Weit unter sich im Schofs der dunkeln Tiefe
Die Berge, sah die Schafe friedlich grasen
Auf grünen Hügeln, Hütten unter Bäumen
Und Hirtenbuben in derselben Tracht
Wie er sie einst getragen. —
Und nun endlich
Nach manchem Unglimpf, kehrt mit kleiner Habe,
Die er auf Indiens Inseln sich erworben,
Zurück er in das väterliche Heim
Mit dem bestimmten Plan, aufs neu zu leben
Das Leben, das er einstmals hier geführt,
Um all' der lieben alten Freuden willen
Und um der Liebe zu dem einzigen Bruder,
Die er in aller Not für ihn gehegt,
Seit sie in guten wie in schlechten Tagen
Zusammen Hirten auf den Bergen waren. —
Die letzten ihres Stammes waren sie.
Und nun da Leonhard der Heimat nahte,
Sank ihm das Herz, er wagte nicht zu fragen
Nach ihm, den er so lang und tief geliebt.
So lenkt er seinen Schritt zum stillen Friedhof,
Dafs dort, da ihm die Stelle wohlbekannt,
Wo man die Seinen hingelegt, er sehen möge,
Ob ihm der Bruder lebe, ob der Reihe
Ein neues Grab hinzugefügt —. Er fand
Das neue Grab, und eine volle Stunde
Verweilte er; doch wie sein Auge starrte,
Fühlt er, wie sein Gedächtnis sich verwirrte,
Und er begann zu zweifeln — ja, zu hoffen,

Er hätte diesen Hügel schon gesehn,
Es wäre nicht ein neues Grab, nein eines,
Das er vergessen. Hat er doch den Pfad
Verloren, als im Thal er heut gewandert
Durch Felder, die ihm einst so wohl bekannt.
O welche Freude die Erinn'rung nun
Ins Herz ihm senkte! Er erhob die Augen
Und rings im Umkreis glaubte er zu sehen
Seltsame Änderung auf allen Seiten
In Wald und Feldern; selbst die Felsen, schien ihm,
Die ew'gen Berge schauten anders drein.
In diesem Augenblick erschien der Priester,
Der ungesehn von Leonhard durchs Feld
Gewandert und am Kirchhof halt gemacht.
Von hier betrachtet er mit Mufse ihn
Verschränkten Arms und heiteren Gemütes.
„Ah", meint der Pfarrer, bei sich selber lächelnd,
„'s ist einer, der der Weltgeschäfte Lauf
Verlassen hat, um Einsamkeit zu suchen.
Sein Arm hat einen ew'gen Feiertag;
Der Mann schweift in den Feldern hier umher,
Den Phantasieen des Augenblicks zu folgen,
Läfst Thränen seine Wange jetzt benetzen,
Zeigt jetzt im Antlitz ein verlornes Lächeln,
So dafs ihn noch der Sonne letzter Strahl
Als Narren findet." — Also hätte wohl,
An einem Schutzdach lehnend, das das Thor
Des Friedhofs überragte, bis zum Sternenschein,
Der gute Mann so zu sich selbst gesprochen,
Wenn nicht der Fremde, der das Grab verlassen,
Sich ihm genähert. Er erkannt' den Priester.

Nachdem sie gegenseit'gen Gruſs getauscht,
Den Leonhard dem Pfarrer bot, wie einem
Der fremd ihm war, entspann sich dies Gespräch:

Leonhard: Ihr lebt im Thale hier ein stilles Leben,
Vereint wie eine friedliche Familie.
Wer wollte murren, wenn sie, die willkommen
Dereinst begrüſst, nun auch willkommen gingen.
Sie sind so gleich einander, warum sollte
Man ihrer hier gedenken. Kommt zum Kirchhof
Doch kaum ein Leichenzug in achtzehn Monden.
Und doch, selbst hier giebt es Veränderung,
Und Ihr, die Ihr in diesen Bergen wohnt,
Ihr folgt dem Fingerzeig der Sterblichkeit.
Ihr seht, wie wir mit unsern siebzig Jahren,
Wir nicht allein, vergehen. — Ich gedenke
(Vor vielen Jahren zog ich dieses Wegs)
Daſs dort ein Fuſspfad durch die Felder führte
An Baches Rand; er fehlt. — Die dunkle Kluft
Scheint auch das gleiche Aussehn nicht zu haben
Als dazumal.

Priester: Doch Herr, ich meine wohl
Die Kluft blieb gleich.

Leonhard: Nein, sicher nicht, schaut hin.

Priester: Ah dort, gewiſs! Euch ist Erinnerung
Ein Freund, der Euch nicht trügt! Von jenem Zinken
(Es ist der einsamste im ganzen Thale),
Da rieselten zwei Quellen einst hinab,
Als wenn sie zu beständigen Gefährten
Geschaffen wären! Doch den mächtigen Fels
Zerriſs der Blitz — die eine ist verschwunden,

Die andre rieselt noch wie einst hinab.
Am Zufall, der uns Wechsel schafft wie diesen,
Fehlt es hier nicht. — Ein einziger Wolkenbruch
Bringt oft den halben Berg mit sich herab.
Ein Fest ist's wohl für Leute eures Schlages,
Wenn Ihr den wilden Strom in Ackerbreite
Vom Riff mit lautem Brausen stürzen seht.
Ein scharfer Maisturm kommt mit seiner Last
Von Winterschnee und fegt in einer Nacht
Wohl achtzig Schafe fort als Rabenfutter;
Ein Hirte findet unverhofften Tod
In diesen Felsen; eine Brücke reifst
Der Eisgang fort, — ein Wald wird umgehauen.
Und dann daheim! Ein Kind wird uns geboren
Und dann getauft —, ein Feld gepflügt, die Tochter
Zum Dienst entsendet, ein Geweb' gesponnen,
Die Hausuhr schmückt ein neues Zifferblatt.
So wenig mangelt es bei uns an Wechsel,
Dafs wir, um von der Zeit hier zu berichten
Ein Paar von Tagebüchern führen — eines
Fürs ganze Thal und eins für jedes Haus.
Nein, Herr, Ihr habt das Urteil eines Fremden;
Denn selbst Gelehrte rühmen diese Thäler.

Leonh.: Auf eurem Kirchhof aber scheint ihr doch
(Wenn ich mir Freiheit nehmen darf zu sprechen)
Sorglos nicht der Vergangenheit zu achten.
Die Waise fände nicht der Mutter Grab,
Hier giebt es weder Stein noch fromme Inschrift,
Nicht Kreuz und Schädel, Zeichen des Verfalls,
Kein Hoffnungssinnbild, und der Totenacker
Ist ein Gefährte nur der grünen Triften.

Priester: Herr, der Gedanke kommt mir gänzlich neu.
Der Steinmetz wahrlich könnte betteln gehn,
Wenn jeder Friedhof wie der unsre wäre.
Doch Euer Schluſs weicht von der Wahrheit ab.
Wir brauchen keine Namen, keine Inschrift,
An unserm Herde denken wir der Toten.
Und gar für die Unsterblichkeit bedürfen
Wir nicht Symbole, die uns überzeugen.
Die Todgedanken wiegen leicht dem Menschen,
Der in dem Thal geboren wird und stirbt.
Leonhard: So lebt ihr eine Art von zweitem Leben
In den Gedanken andrer. Zweifellos
Könnt Ihr, Herr, von der Hälfte dieser Gräber
Mir die Geschichte sagen.
Priester: Hundert Jahre
Und mehr, was ich erlebt, was ich gehört,
Könnt' ich es wohl — und einen Winterabend,
Wenn wir zusammen am Kamine säſsen,
Da könnten wir auf diesen Hügeln allen
Seltsame Rundschau halten, könnten doch
Stets auf des Lebens breiter Straſse bleiben. —
Hier dieses Grab, — halb tretet Ihr darauf —
Sieht allen andern gleich — doch starb der Mann
Gebrochnen Herzens.
Leonhard: 's ist kein seltner Fall.
Lasst uns ein anders nehmen: wer liegt dort
Am Rand, in letzter Reihe von drei Gräbern?
Das seine schmiegt sich dicht an jenen Felsen,
Der in der Mauer stehn blieb.
Priester: Walter Ewbank.
Er hatte weiſses Haar und frische Wangen,

Wenn jemals Alter sich und Jugend eint
In der gesunden Kraft von achzig Jahren.
Durch fünf Geschlechter hatte sich der Sinn
Von Walters Ahnen nicht bezwingen lassen.
Ihr schmales Erbe war für sie zu klein:
Die Hütte dort, die wenigen grünen Felder.
Sie mühten sich vom Vater auf den Sohn;
Ein jeder kämpfte, jeder mufste weichen
Ein wenig —; wenig nur, und doch als Walter,
Der ihren Sinn ererbt, das Land erhielt,
Da trug es Last mehr als es Ernte gab.
Und Jahr auf Jahr hielt sich der Alte frisch,
Schlug sich herum mit Wechseln und mit Zinsen,
Um doch vor seiner Zeit ins Grab zu gehn.
Ob es die Sorge war, die ihn erdrückte,
Gott weifs es nur; doch bis zum allerletzten
Hatt' er in Ennerdale den schnellsten Schritt.
Ich seh ihn noch, wie er den Pfad herablief,
Mit seinen Enkeln hinter sich. — Doch Ihr,
Wenn unser Wirt euch heute nicht beherbergt,
Habt weit zu wandern, rauh sind unsre Wege
Selbst an dem längsten Tag zur Sommerwende —

Leonh.: Und jene Waisen?

Priester. Waisen? — ja sie waren's
Doch nicht, solange Walter lebte, wenn die Eltern
Auch beieinander dort begraben lagen.
Der alte Mann war Vater für die Knaben
Zwiefach in einem, und wenn seine Thränen,
Mit denen er so oft von ihnen sprach,
Wenn solch ein Übermafs von grofser Liebe
Das ausmacht, was ein Mutterherz bewegt,

Dann war der gute Mann in seinem Alter
Auch Mutter ihnen. — Herr, wenn Ihr hier weint,
Wo nur ein Fremder Fremdes Euch berichtet,
So möge Gott am eignen Herd Euch segnen.
Ach wendet Euch dorthin, das ist ein Grab,
Das anzuschauen lohnt.

Leonhard: Die Knaben, hoff' ich,
Sie liebten diesen guten alten Mann.

Priester: Sie thaten es, doch fast mußt' man's vergessen,
So innig hing der eine an dem andern.
Und lebten sie auch von der Wiege an
Mit diesem ihrem einzigen Verwandten,
Der sie um seines Alters willen schon
Mit ganz besondrer Zärtlichkeit umschloß;
So hatten sie doch so viel Liebe übrig;
Und alle diese gaben sie einander. —
Leonhard, der älter war um achtzehn Monde,
War groß und stark. 's war Freude sie zu sehen,
Zu hören und zu treffen! Von dem Hause
Lag ihre Schule eine kurze Stunde,
Und wenn es stürmt' und taute, jedes Rinnsal,
Die Bächlein alle, die, wie ihr bemerkt,
Wohl alle hundert Schritt den Weg durchkreuzen,
Zu wilden Bächen angeschwollen waren,
Trug Leonhard den Bruder ohne Zagen,
Wenn ältere Knaben wohl zu Hause blieben,
Auf seinem Rücken durch die Furt. Ich sah
Ihn oft an solchem rauhen Tag den Bach
Knieetief durchwaten. Ihre Bücher lagen
Auf einem trocknen Stein. Da sprach ich wohl,
Indem ich rings auf diese Felsen schaute,

Die Hügel, wo wir alle ja geboren,
Daſs Gott, der dieses Buch der Welt geschaffen,
Den frommen Sinn der Kinder segnen möge.

Leonhard: So mag es sein —

Priester: Nie gab es bess're Bursche,
Der schönste Sonntagmorgen, wenn im Herbst
Die dicken Büschel brauner Nüsse reiften,
Hielt von der Kirche nie zurück die Knaben,
Verführt' sie nie den Sabbat zu entheil'gen,
Leonhard und James! Ich bürg' für jeden Winkel
In diesen Felsen, jede tiefe Schlucht,
Wohin ein kühner Fuſs zu dringen wagt,
Daſs beiden sie vertraut war wie den Blumen,
Die dort erwuchsen. Wie die jungen Rehe,
So jagten sie sich auf den Hügeln rings
Und spielten wie die Raben um die Felsen.
Und lesen konnten sie und schreiben auch
So gut und besser noch als fein're Knaben.
Und an dem Abend, eh' er von uns ging,
Gab ich dem Leonhard noch eine Bibel;
Und ich wollt' Haus und Hof darauf verwetten,
Sie hat ihn nicht verlassen, wenn er lebt.

Leonhard: Es scheint, die Brüder blieben nicht beisammen
Zu gegenseitigem Trost.

Priester: O daſs sie durften
Zu solchem Ende bei einander bleiben.
Das war ein Wunsch von jung und alt im Thal.
Was mich betrifft, wie oft hab' ich gebetet!
Doch Leonhard —

Leonhard: So lebt noch James mit euch?

Priester: Ich spreche von dem älteren der Brüder.
Ein Onkel lebte, der zu jener Zeit
Zur See gedeihlich einen Handel trieb.
Denn ohne jenen Onkel — bis zur Stunde
Hätt' Leonhard nicht Mast noch Tau gesehn.
Der Knabe liebte ja sein Leben hier,
Und wenn auch unreif noch, ein junger Schofs
Hing seine Seele doch am Heimatboden.
Der alte Waltor aber war zu schwach
Mit solchem Strom zu kämpfen; als er starb
Ward Haus und Hof verkauft; all' ihre Schafe
Die hübsche Herde die, ich kann wohl sagen,
Die Ewbanks tausend Jahr' bekleidet hatte, —
Nun alles hin. Sie waren ganz entblöfst,
Und Leonhard, wohl um des Bruders willen,
Beschlofs, sein Glück anf ferner See zu suchen.
Zwölf Jahre sind's, seit Botschaft zu uns kam.
Wenn einer käme und uns Nachricht brächte,
Dafs Leonhard Ewbank wieder zu uns käme,
Von jenen Höhen bis zu Leezas Ufer
Herab zur Enna, weit bis Egremont,
Wär' das ein Tag voll Jubel und voll Freude;
Und jene Glocken, Herr, die Ihr dort seht
Am Turm in freier Luft —, doch, guter Herr,
Zu traurig ist's, sie läuten nie für ihn
Im Leben oder Tod! — Da wir zuletzt
Von ihm gehört, war er ein Maurensklave
In Afrika. — O, es war nichts Geringes,
Was seinen Geist bezwang; und ohne Zweifel
Hat man im wilden Lande ihn gekreuzigt.
Der arme Bursch, als wir uns damals trennten,

Nahm er mich bei der Hand und sagte mir,
Würd' er je reich, zur Heimat wollt' er kehren
In Frieden auf der Väter Land zu sitzen,
Sein Grab bei uns zu finden.

Leonhard: Käm' der Tag,
Es müfst' ein Tag des Glückes für ihn sein,
Er würde zweifellos so glücklich sein,
Wie einer, der ihn träfe.

Priester: Glücklich? Herr —

Leonhard: Ihr sagt, die Seinen ruhen all' im Grab
Und dafs er einen Bruder —

Priester: Ach, das ist
Nur eine gleiche traurige Geschichte.
James, wenn nicht kränklich, war doch immer zart,
Und Leonhard war immer ihm zur Seite
Und that so viel für ihn, dafs wenn auch jener
Nicht schüchtern war, der Trotz des Hirtenbuben
In ihm gedämpft war; als der Bruder
Zur See gegangen und ihn einsam liefs,
Da schwand die Farbe ihm von seinen Wangen.
Er grämte sich und wurde matt und still.

Leonhard: Doch dies sind alles Gräber von Erwachsnen

Priester: Das ging vorüber, Herr, er kam zu uns;
Er war ein Kind des Thales und er lebte
Drei Monde hier und sechs mit einem andern.
Es fehlt ihm nicht an Nahrung, noch an Liebe,
Und viele frohe Tage sah er noch.
Doch war er traurig oder froh, ich glaube,
Der ferne Bruder war ihm stets im Herzen.
Und wenn er bei uns wohnte, fand ich ihn
(Gewohnheit war's ihm unbewufst geworden),

Wie er vom Bette aufstand und im Schlaf
Den Bruder suchte. — Herr, Ihr seid bewegt.
Verzeiht, dafs ich nicht freundlich von Euch dachte,
Eh' ich Euch sprach.

Leonhard: Doch dieser Jüngling, sagt,
Wie starb er nur.

Priester: An einem Maienmorgen,
Zwölf Jahre sind's im nächsten Frühling wohl,
Ging er inmitten seiner jungen Lämmer,
Mit einigen Gefährten, die der Weg
Und ihr Geschäft auf jene Höhen führte,
In Sonnenhitze — so dafs er zuletzt,
Vielleicht ermüdet, doch vielleicht auch nur
Der Laune folgend, zaudernd rückwärts blieb.
Ihr seht den Absturz dort; er hat die Form
Von einer Burg von Felsen aufgetürmt,
Inmitten aller dort ein steiler Felsen,
Der aus dem Thal wie eine Säule steigt,
Weshalb die Hirten ihn den Pfeiler nennen,
Mit Heide ist die luftige Stirn bekränzt.
Der Zaudrer, wohl bemerkt von den Gefährten,
Streckt sich dort nieder; da sie wiederkehrten,
So fanden sie ihn nicht; doch niemand war,
Der etwas Böses ahnte; bis aus Zufall
Von ihnen einer spät am Abend noch
Das Haus betrat, das damals James bewohnte;
Dort hatte niemand ihn am Tag gesehn.
Der Morgen kam, noch immer blieb er aus.
Die Nachbarn wurden ängstlich, einer lief
Zum Bach, zum See der andre, und vor Mittag noch
Entdeckten sie ihn an dem Fufs des Felsen

Tot mit zerquetschten Gliedern. Man begrub
Am dritten Tage ihn — hier ist sein Grab.
Leonhard: Dies ist sein Grab! Ihr sagt: vor seinem Tod
Hat er gar manchen frohen Tag gesehn.
Priester: Ah sicherlich!
Leonhard: Und jeder wollt' ihm wohl?
Priester: Der Jüngling hatte zwanzig Heim für eines.
Leonhard: So glaubt Ihr, dafs sein Herz voll Frieden war?
Priester: Ja lang, bevor er starb, fand er, dafs Zeit
Ein treuer Freund für allen Kummer ist,
Und wenn er nicht an Leonhards Schicksal dachte,
So sprach er stets von ihm mit heit'rer Liebe.
Leonhard: So konnte er kein böses Ende nehmen?
Priester: Nein, Gott verhüt! Erinnert Euch: ich sprach
Von der Gewohnheit, die ihm Leid und Kummer
Dereinst gebracht; wir alle glauben nun,
Er legte sich dort in dem Schatten nieder
Auf weiche Heide, der Gefährten harrend.
Da war er eingeschlafen, und im Schlaf
War er zum Rand des Abgrunds hingewandelt
Und war vom Gipfel dann herabgestürzt.
So kam er um; beim Fallen hat er noch
Den Schäferstab in seiner Hand gehalten;
Denn auf des Pfeilerfelsens Mitte hing er
Noch Jahre lang. —
Hier endete der Priester.
Der Fremde wollt' ihm danken, doch er fühlte,
Wie ihm das Herzensweh die Worte nahm,
Der Rede Kraft. Und beide gingen schweigend.
Und Leonhard, als sie das Thor erreichten,
Das ihm der Priester öffnete, sah rückwärts,

Sprach nach dem Grabe schauend leise: Bruder.
Der Pfarrer hörte nicht das Wort und bat,
Auf seine Wohnung zeigend, nun den Fremden,
Sein Gast an dem bescheidnen Herd zu sein.
Der andre dankte ihm mit ernster Stimme,
Doch da der Abend schön und ruhig sei,
Wollt er noch weiterziehn. — So schieden sie.
Nicht lang' danach kam Leonhard zum Wald,
Der seinen Weg begränzt'; hier hielt er an,
Und unter einem Baume ruhend, schaut' er
Zurück auf das, was jener ihm erzählt.
Er dacht' der frühen Jahre, langer Trennung,
Der Hoffnung, die vor einer Stunde noch
Ihn so beglückt! Das alles drückt ihn nieder.
Im Thale, wo er einst so glücklich war,
Erschien es ihm unmöglich nun zu leben,
Und alle Pläne gab er wieder auf.
So wandert er nach Egremont. Von dort
Noch in derselben Nacht schrieb er dem Priester,
Rief ihm zurück, was sie zusammen sprachen,
Und bat, dafs ihm vergeben werden möge,
Dafs in der Rührung jenes Augenblickes
Er seinen Namen nicht gewagt zu nennen. —
Als dies geschehn, ging er aufs neu an Bord,
Ist nun ein alter, wettergrauer Seemann.

XV.

An Johanna.

1800.

In rauchgeschwärzter Stadt verlebtest du
Die Zeit der ersten Jugend, lerntest dort
In Jahren stillen Fleifses die zu lieben,
Die deinen Platz am Herde mit dir teilten,
Mit solcher Kraft und Inbrunst, dafs dein Herz
Die Sympathieen derer schwer versteht,
Die auf die Berge schaun mit Zärtlichkeit
Und Freundschaft schliefsen mit dem Strom, dem Hain.
Doch wir, die gerne solch Vergehn bekennen,
Und hier in Einfalt still verborgen leben
So zwischen Wald und Feld, wir lieben dich
Johanna! Und ich glaube, seit du nun
Entfernt von uns zwei lange Jahre lebtest,
Wirst du den Worten gern und freundlich lauschen,
Die dir, wenn unbedeutend auch, erzählen,
Dafs jene, die einst glücklich mit dir waren,
Von dir und alter Zeit vertraulich plaudern.
— Ich safs allein, vor wen'gen Tagen erst,
Dort wo die luftgen Tannen ihren Nachbarn
Den alten Glockenturm noch überragen,
Da trat aus seinem düstern Haus daneben
Der Pfarrer grüfsend auf mich zu und fragte:
„Wie geht's Johanna, dem hochherz'gen Mädchen,
Und wann kehrt sie zurück?“ Hier schwieg er still.
Nach kurzem Austausch dann von Dorfgeschichten

Fragt er mit ernstem Blick, seit wann ich denn
Vergessnem Götzendienste huldigend diente,
Dafs ich den alten Runenpriestern gleich
Mit Riesenlettern in den rauhen Felsen
Seltsame Worte eingemeiselt habe,
Hoch überm Rotha an dem waldgen Hang.
Von seiner frohen Herzlichkeit bewegt,
Die zwischen Scherz und treuer Liebe schwankte,
War mir's nicht unlieb so befragt zu werden;
Und gerne gab ich Antwort auf die Frage:
„An einem Sommermorgen noch vor Tag,
Da stiegen wir empor, ich und Johanna;
's war jene frohe Zeit, da überreich
Der Ginster jeden Hang mit Blüten schmückt
Und durch das Buschwerk goldne Adern zieht.
Am Rothaaufer hin führt uns der Pfad.
Als wir zu jenem steilen Felsen kamen,
Der gegen Osten schaut, da hielt ich still
Und mafs die stolze Schranke mit den Augen
Vom Fufs zum Gipfel; es entzückte mich
In Busch und Baum in Gras und Stein zu sehn,
Wie köstlich sich die Farbentöne mischten,
Die auf der weiten Fläche rings verstreut
In einem Bilde doch zusammenflossen,
Als kennten sie der eignen Schönheit Macht.
— Wie ich minutenlang versunken schaute,
Da sah Johanna, die ins Aug mir blickte,
All mein Entzücken — und sie lachte laut.
Der Fels, wie jemand der aus tiefem Schlafe
Auffährt, nimmt ihre Stimme auf und lacht,
Und aus den Höhlen, wo die Alte haust

Am Helmriff tönt es wieder; Hammer — Skar,
Das Silberhorn mit seinem steilen Abhang
Schlägt ein Gelächter auf, und Langhrigg hört's,
Und Fairfield giebt mit Bergesstimme Antwort.
Helvellyn trägt zum Himmelsblau empor
Des Mädchens Stimme; Skiddaw bläst sein Horn,
Zurück aus seinen Wolken schickt darauf
Der Glaramara südwärts ihre Stimme,
Von Kirkstones Nebelhaupt tönt sie herab.
„Wohlan" rief ich der Freundin fröhlich zu,
Die vor Erstaunen ganz und gar verwirrt
Ich lächeln sah: Das war ein Werk, in Wahrheit
Vollendet von der edlen Bruderschaft
Der alten Berge, oder war's ein Traum,
Ein geisterhafter Spuk? o ich bin sicher,
Ein lauter Aufruhr tobte in den Hügeln.
Und da wir lauschten, schmiegte sich Johanna
Scheu mir zur Seite hin, als wünschte sie
Vor etwas, was sie fürchtet, sich zu bergen. —
— Viel später dann, nach achtzehn langen Monden,
Als mich der Zufall zu dem Felsen führte,
Auf einsam stiller Morgenwanderung,
Safs ich dort nieder, und ich meiselte
In alter treuer Liebe ihrer denkend
Johannas Namen in lebendgen Stein.
Und uns, die wir an einem Herde wohnen,
Heifst jetzt der stolze Fels „Johannas Felsen".

XVI.

Ellen Irvin.

1800.

Schön Ellen Irvin saſs, wo lind
Zum Bach sich Bäume neigen,
So lieblich wie ein Griechenkind,
Geschmückt mit Myrtenzweigen.
Jung Adam Bruce zur Seite lag,
Und dort betrügen sie den Tag
Mit Scherzen, Plaudern, Kosen
Bei Veilchen und bei Rosen.

Aus der Verliebten groſser Schar
Ward Adam Bruce erkoren.
Für Gordon, der der Schönste war.
Ist Ellen so verloren.
Das war dem Jüngling trübe Mär;
Er liebte Ellen gar zu sehr,
Und war sie Brucen teuer,
Liebt Gordon sie mit Feuer.

Doch was gilt Gordons schön Gesicht?
Was gelten Rang und Orden?
Ihm, der ihr Blütenkränze flicht,
Ist alles Heil geworden.
O daſs er nie geboren wär!
Denn Gordon lauscht vom Walde her,
Sieht sie ans Herz sich drücken,
Sieht sie beglückt beglücken.

Er trägt nicht der Gedanken Schmerz,
Die ihm das Hirn verwirren,
Auffahrend läfst nach Brucens Herz
Den Todesspeer er schwirren.
Schön Ellen sieht ihn schrecklich nahn,
Und will, zu wehren seiner Bahn,
Mit eignem Leib und Leben
Schutz dem Geliebten geben.

Sie fiel an ihres Freundes Brust.
So mufst schön Ellen enden.
Von seinem Herz hat sie gewufst
Des Mörders Speer zu wenden.
Drauf Bruce den Gordon jäh erschlug,
Ein Schiff ihn schnell nach Spanien trug,
Wo er in tapfern Kriegen
Den Halbmond half besiegen.

Es brach so mancher Tag ihm an,
Manch Jahr sah er verrinnen,
Nie konnt' der kummervolle Mann
Ersehnten Tod gewinnen.
Da wandt er heimwärts seinen Stab,
Und seufzerlos auf Ellens Grab
Sank er zu ewigem Schlummer;
So endete sein Kummer.

Wenn ihr euch an der Mär erbaut,
Die ich euch hier berichtet,
In Kirkonell den Kirchhof schaut,
Wo Ellens Grab geschichtet.

Sie senkten Bruce zur Seite ein
Und ihm zu Häupten steht ein Stein:
„Hier ward ihm Ruh beschieden,
„O gönnt ihm seinen Frieden!“

XVII.

An einen Schmetterling.

1802.

O bleibe, warum willst du eilen?
Du mußt noch etwas bei mir weilen!
Erzählst du mir doch stets bereit
Geschichten aus der Kinderzeit!
Komm näher, sei nicht scheu und wild;
Vergangne Zeit rufst du zurück:
Du zauberst, Gaukler, mir ein Bild,
Bei dem das Herz im Busen schwillt,
Des Vaterhauses Glück!

In jenen frohen, frohen Tagen
Seh ich im Kinderspiel uns jagen
Die Schwester Emelin und mich
Den Schmetterling, der stets entwich.
Ich stürzte mich nach Jägerart
Auf ihn, folgt ihm mit raschen Sprüngen
Durch Dorn und Busch, bis mein er ward:
Doch sie, die Gute, schonte zart
Den Staub selbst auf den Schwingen.

XVIII.

1802.

Mein Herz wallt auf, wenn es erschaut
Sich Iris Bogen färben!
Wie einst das Leben mir begann,
So ist es jetzt, da ich ein Mann,
So wird es sein, bin ich ergraut,
Sonst laſst mich sterben. —
Des Mannes Vater ist das Kind!
Und wie mir Tag auf Tag verrinnt,
Soll Ehrfurcht der Natur ein jeder erben. —

XIX.

Der Glühwurm.

1802.

Mit allem Schönsten ist mein Lieb vertraut,
Sie kennt die Sterne, kennt der Blumen Blühn,
Doch nie, das wuſst ich, hatte sie geschaut
Den kleinen Wurm des Nachts im Grase glühn.

Ich ritt nach ihrem Heim in Sturmesnacht,
Als plötzlich einen Glühwurm ich erblickt;
Willkommen war mir solcher Fund, und sacht
Sprang ich vom Pferd und fing ihn ein beglückt.

Dann legt' ich leis' ihn auf ein Blättchen nieder
Und liefs durch Sturm und Nacht ihn mit mir ziehn,
Er leuchtet ohne Furcht wie vordem wieder,
Nur schwächer schien mir seines Lichtes Glühn.

Bei Liebchens Haus vollendet' ich die Reise,
Ging schnell zum Garten, ohne ihr's zu sagen,
Und liefs den Glühwurm dort, beschwor ihn leise
Am Baum zu harren, wohin ich ihn getragen.

Der nächste Tag war Furcht und Hoffnung schwer.
Doch sieh! der Glühwurm leuchtet durch die Nacht,
Ich führte Lucy hin und sprach: Schau her.
O wie aus ihr und mir die Freude lacht!

XX.

Im März.

1802.

Der Hahn kräht bedächtig,
Der Strom rauscht mächtig,
Die Vögelchen zwitschern,
Die Wellen erglitzern,
Das Feld schläft, die Sonne bescheint's.
Die Jungen und Alten
Der Arbeit walten.
Das Vieh grast gedrängt
Die Häupter gesenkt,
Und tausend grasen wie eins.

Gleich dem Heer, das vernichtet,
Ist der Schnee rings gelichtet.
Auf den kahlen Höhn
Nur läfst er sich sehn.
Hallo, ruft der Hirte hinüber.
Voll Freude schwellen
Die Berge, die Quellen.
Kleiner Wolken Gewimmel
Am tiefblauen Himmel,
Der Regen ist fort, ist vorüber.

XXI.

An Hartley Coleridge
in seinem sechsten Jahre.

1802.

O du! den ferne Fantasieen erfüllen,
Und dessen Worte neckisch sich verhüllen,
Dem unaussprechlich der Gedanke sprüht
Aus leichtem Tanz, aus selbsterschaff'nem Lied.
Du Wanderer im Wunderland! Dein Kahn
Zieht durch krystallne Wasser seine Bahn,
Es scheint, er ruht
Auf Luft mehr als auf einer irdischen Flut,
In einem Strom, klar wie das Himmelszelt,
Wo es zusammen mit der Erde fällt. —

O glücklich Kind! O strahlend Bild!
Du bist so eigenartig wild;
Mit Furcht und Bangen denk ich dein;
Was wird dein Los in künftigen Tagen sein?
Ich dacht' der Zeiten, da der Schmerz dein Gast,
Als Herr des Hauses dir befreundet lebt,
Wenn Not mit unbequemer Liebe Hast
Nach einem Platz an deiner Seite strebt.
O Thorheit, zu geschäftig,
O Schwermut, eitel, nutzlos heftig!
Es wird Natur dich lieber ganz vernichten,
Kann sie das Leben dir nicht freundlich lichten.
Sie wahret dir als Recht auf dieser Erde
Des Lammes Herz in voll erwachsener Herde.
Was hast du zu thun mit Sorgen,
Mit dem Leid, dem Kampf von morgen!
Du bist ein Tropfen Tau der Frühe,
Schlecht passend, dafs unfrohe Mühe
Auf harten Boden fort ihn ziehe,
Ein Edelstein, der glitzert all sein Leben,
Der ohne eine Warnung zu erheben
Schon bei des ersten Unrechts herbem Stofs
Ganz ohne Kampf sich löst vom Leben los.

XXII.

Der grüne Hänfling.

1803.

Hier unter schwanken Obstbaumzweigen,
Umtanzt von weifser Blüten Reigen,
Die schneeig zu mir niedersteigen,
Vom Sonnenschein umflossen,
Wie süfs ist's, alles zu genieſsen,
Wenn Frühlingsdüfte um mich fliefsen,
So Blumen, Vögel zu begrüfsen
Des letzten Jahrs Genossen!

Dich merk' ich, fröhlichster der Gäste,
Ich grüfse dich! Zum Frühlingsfeste
Vor allen sonst bist du der beste
In Freude, Sang, Gefieder.
Du Hänfling in dem grünen Kleide,
Den Vorsitz übernimmst du heute
Beim Jubel und der Maienfreude
Im Reich des Frühlings wieder.

Um Vögel, Blumen, Schmetterlinge
Scheint's, dafs nur eine Lust sich schlinge,
Doch du willst, dafs die leichten Sprünge
Dir ganz allein genügen.
Die Luft scheint Leben dir zu hauchen,
In Glück magst du dich sorglos tauchen,
Zu froh, um einen Freund zu brauchen,
Bist du dir selbst Vergnügen.

Dort auf der Hasel braunen Spitzen,
Die in dem frischen Westwind blitzen,
Seh ich ihn lustverloren sitzen,
Und doch scheint er zu schweben.
Sieh auf den Flügeln flatternd schimmern
Bald Schatten und bald Sonnenflimmern,
Sieh all das Glitzern und das Glimmern
Sich zitternd um ihn weben.

Jetzt will's den Blick mir gar verwirren,
Ein tanzend Blatt scheint er zu irren.
Dann seh ich ihn zum Dache schwirren;
Dort strömen Liederwogen,
Als wollt' mit überfrohen Tönen
Die Form, die stumme, er verhöhnen,
Die ich ihn sah dem Blatt entlehnen,
Als er vom Busch geflogen.

XXIII.

Eibenbäume.

1803.

Ein Eibenbaum, der Stolz von Lortonthal,
Steht bis zu diesem Tag allein, inmitten
Des eignen Schattens, wie vordem er stand,
Als er den Scharen Umfravilles und Percys,
Eh sie nach Schottlands Heide zogen, willig
Die Waffen lieh; vielleicht auch jenen Scharen,

Die kühn dereinst das wilde Meer durchkreuzten
Und die bei Azincourt die Bogen spannten,
Und früher noch bei Crecy, Poitiers.
Welch mächtger Umfang, welch ein tiefer Schatten,
Ein Baum der Einsamkeit! Ein lebend Wesen
Zu langsam wachsend, um je zu verfallen,
In Form und Anblick von zu hehrer Pracht,
Um je zerstört zu werden. — Doch noch stolzer
Ist jene Bruderschaft von Borrowthal,
Zu einem feierlichen Hain verbunden,
Gewaltge Stämme! Jeder ein Gewächs
Von Fasern, die wie Schlangen sich verflochten,
Aufstrebend, unzertrennlich in sich wurzelnd,
Phantastisch anzuschaun, mit düsterm Blick,
Der den Entweiher schreckt! Ein Säulendom,
Auf dessen kahlem, rötlich braunem Grund
Vom fallenden und welken Laub gefärbt
Und in dem düsteren Gewölb von Zweigen
Gleich wie zum Fest geschmückt mit dunkeln Beeren,
Zur Mittagszeit sich Geisterschatten treffen,
Hoffnung, die zitternde, und Furcht und Schweigen,
Tod das Skelett, der Schatten Zeit — sie feiern
In diesem Dome der Natur, bestreut
Mit ewigen Altären mosger Steine,
Gemeinsam Gottesdienst; dann liegen sie
In stummer Ruh, der Bergesflut zu lauschen,
Die Glenamaras Felsenleib durchrieselt.

XXIV.

An ein Hochlandmädchen.

1803.

Du Hochlandmädchen, welche Flut
Von Schönheit ward dein irdisch Gut!
Dir wanden zweimal sieben Lenze
Im Überflufs die reichen Kränze.
Der graue Fels, der stille Weiher,
Der Bäume halb gelüpfter Schleier,
Der Wasserfall, der leise rauscht,
Am See, der ihm verschwiegen lauscht
Die kleine Bucht, der schmale Pfad,
Der wie zum Schutz dem Hause naht,
Geheimnisvoll scheint euer Walten,
Als wär't ihr eines Traums Gestalten,
So wie sie leis hervor sich wagen,
Wenn wir zur Ruh die Sorgen tragen. —
Doch, holdes Kind, du zeigst dem Licht
Des Tags dein lieblich Angesicht,
Du Traumbild, all mein reichster Segen
Begleite dich auf deinen Wegen.
Mög Gottes Sonne lang dir scheinen,
Ich kenne dich nicht, nicht die Deinen,
Doch mufs mein Auge um dich weinen.

Wie ernstlich will ich für dich beten,
Mufs ich auch fernen Pfad betreten.
Nie hab ein Antlitz ich erblickt,
Auf dem so offen ausgedrückt:

Häuslicher Sinn, ein rein Gemüt,
In voller Unschuld aufgeblüht.
Dem Samenkorne gleich verstreut,
Trifft dich, von Menschen fern, kein Leid,
Dafs scheue Furcht den Blick dir lenke
Und schüchtern mädchenhaft ihn senke.
Auf deiner klaren Stirne thront
Die Freiheit, die auf Bergen wohnt,
Ein Antlitz, das ein Lächeln schmückt,
Aus dem die echte Güte blickt.
Und welchen edlen Anstand zeigt
Dein Haupt, wenn es zum Gruſs sich neigt!
Ganz frei von Zwang. — Nur wenn Gedanken
Dir lebhaft auf und niederschwanken,
Die nicht die wenigen Worte fassen,
Die deiner heimischen Mundart passen,
Dann zeigen sie den holden Streit,
Der Anmut den Gebärden leiht.
So sah ich mit bewegter Brust
Die Vögel, die den Sturm voll Lust
Bekämpften ihrer Kraft bewuſst. —

Wer wird den Kranz einst für dich pflücken,
Dein schönes Haupt damit zu schmücken?
O ihm wird Glück und Freude lohnen,
Der hier im Thal bei dir darf wohnen
In deinem Kleid, mit deinem Sinn —
Ein Schäfer — du die Schäferin.
Jedoch mein Wunsch, der dir geweiht,
Ist näher ernster Wirklichkeit.

Du bist mir nur wie eine Welle
Der wilden See: Nur eine Stelle,
Nur einen Anspruch möcht ich haben,
An deiner Nähe mich zu laben,
O Freude dich zu sehn, zu hören,
Als Bruder lafs mich hier gewähren,
Lass mich als Vater dich belehren.

Nun Dank dem Himmel seiner Gnade,
Der mich geführt auf diesem Pfade,
Mein ward die Freude, — den Gewinn
Trag ich als Lohn mit mir dahin.
Hier preise ich den hohen Wert,
Der der Erinnerung gehört.
Drum zögernd nicht von ihr geschieden,
Für sie nur ist des Thales Frieden,
Um immer neues Glück zu geben,
Das lange währt, so wie ihr Leben. —
So will ich länger nicht vermeiden,
Du holdes Kind von dir zu scheiden,
Denn deucht mir, bin ich alt und grau,
Gleich schön wie jetzt vor mir erschau
Das kleine Hüttchen ich am Wall,
Den See, die Bucht, den Wasserfall
Und dich, den Geist von diesem all.

XXV.

Die einsame Schnitterin.

1803.

Sieh bei der Ernte dort im Feld,
Im stillen Thal, die Hochlandmaid.
Sie schafft, und singt fern aller Welt.
Stör' nicht die Einsamkeit!
Sie mäht das Korn mit emsigem Fleifse,
Und schwermutvoll klingt ihre Weise.
O lausche, denn das tiefe Thal
Durchflutet ihrer Stimme Schall.

Nie sang die Nachtigall so hell
Willkommnen Gruſs im fremden Lande
Den Wandrern an dem Schattenquell
Im heifsen Wüstensande,
Und nie durchbrach so voll und weit
Ein Kuckucksruf zur Frühlingszeit
Das Schweigen auf dem stillen Meer
Von der Hebriden fernster her.

Wer meldet mir, was sie mag singen,
Was dieser Töne Klage schuf?
Gilt's trüben, längst vergangnen Dingen?
Ist es ein Schlachtenruf?
Erklingt die Weise nicht so groſs?
Singt sie vom engen Alltagslos,
Ist's Menschensorge, Schmerz und Pein,
Wie einst es war und heut mag sein?

Wovon die Töne ohne Ende,
Das Lied des Mädchens auch gezeugt,
Sie singt zur Arbeit ihrer Hände,
Zur Sichel tief gebeugt.
Ich lauschte still und unbewegt;
Doch nun zu Berg mein Fuſs mich trägt,
Summt mir der Ton im Herzen, lang
Als schon verklungen der Gesang.

XXVI.

An den Kuckuck.

1804.

O Kuckuck! muntres Frühlingskind,
Dein Ruf klingt mir vertraut;
Bist du ein Vogel, trägt der Wind
Nur einer Stimme Laut?

Im Grase lag ich sinnend da
Und lauschte deinem Sang,
Wie er am Hügel hin, bald nah,
Bald ferne wiederklang. —

Und plauderst du auch nur voll Glück
Zum sonnigen Blüthenthal,
Mir bringst du Stunden doch zurück
Voll Träumens ohne Zahl.

Willkommen auch im neuen Jahr,
Den sich das Herz erschuf
Geheimnisvoll und unsichtbar,
Nur einer Stimme Ruf.

Dieselbe, die wohl tausend Mal
Als Knaben mich geneckt;
Ich suchte sie dann überall
In Busch und Wald versteckt.

Dir folgend liefs ich oft mein Spiel,
Durchstreifte Wald und Höhn
Du warst mir Hoffnung, warst ein Ziel,
Das ich niemals gesehn.

Und wieder lausche ich dir heut,
Du lockst mich nicht aufs neu,
Nur jene goldne Jugendzeit,
Die zauberst du herbei.

So scheint die Erde heut für mich
Ein wesenloser Raum,
Ein Aufenthalt, gemacht für dich,
Wie du nichts als ein Traum.

XXVII.

1804.

Sie war ein Elfe licht und leicht,
Da sie zuerst mein Blick erreicht,
So lieblich und voll reinen Glücks,
Die Zierde eines Augenblicks.
Ein dunkler Stern ihr Auge war,
Wie Dämmerlicht das dunkle Haar,
Doch alles sonst an ihr gemacht,
Wie wenn ein Maienmorgen lacht,
Ein Schatten, der uns tanzend neckt,
Jetzt huscht und flieht, und tändelnd schreckt.

Nun trat sie näher meinem Reich,
Ein Geist und doch ein Weib zugleich.
Sie schafft im Hause frisch und frank,
Jungfrauenanmut zeigt ihr Gang.
Es spiegelte ihr Angesicht
Erinnrung süfs und Hoffnung licht,
Und doch kein Wesen, das zu hehr
Für dieses Lebens Nahrung wär,
Für leichte Sorge, leichten Scherz,
Lob, Tadel, Liebe, Kufs und Schmerz.

Jetzt nimmt mein Auge rein und klar
Den Pulsschlag ihres Wesens wahr.
Gedankenvoll seh ich sie gehn,
Ernst nach des Lebens Ziele sehn.
Ihr Wille fest wie der Verstand,
Duldsam und streng, geschickt die Hand.

Ein Weib gemacht ohn Falsch und Hehl,
Zum Trost, zur Warnung, zum Befehl,
Und doch ein Geist so ruhig, schlicht,
Umstrahlt von einem Engelslicht.

XXVIII.

Narzissen.

1804.

Ich zog allein der Wolke gleich,
Die über Thal und Hügel flieht,
Als plötzlich unermeſslich reich
Ein Heer Narzissen vor mir blüht;
Am Seestrand unter Baum und Strauch
Da tanzten sie im Windeshauch. —

Wie unabsehbar Stern an Stern
Hoch von der Nebelstraſse glänzt,
So haben endlos, nah und fern,
Das Seegestade sie bekränzt.
Viel Tausende hab ich erblickt,
Und jedes Köpfchen winkt und nickt.

Die Wogen tanzten, doch ihr Schein
Beschämte noch der Wogen Glanz!
Ein Dichter muſste fröhlich sein
Bei ihrem übermütgen Tanz;
Ich schaut' — und habe nicht gedacht,
Wie reich dies Schauen mich gemacht. —

Denn oft wenn ich auf meinem Pfühl
Halb sinnend, halb zum Traum bereit,
Tritt vor den innern Blick ihr Spiel
In segensreicher Einsamkeit;
Dann ist mein Herz an Wonne reich
Und tanzet den Narzissen gleich.

XXIX.

Die Einsamkeit von Binnorie.

1804.

Sieben Töchter hat Lord Archibald
Von einer Mutter geboren,
Thät ich euch kund, wie eng ihr Bund,
Die Mühe wär verloren,
Dem frischen Lilienkranze gleicht
Die holde Schwesterschar,
Doch er, an Kühnheit unerreicht,
Ihr Vater nahm die Sorge leicht,
Krieg liebt er und Gefahr! —
O singe klagend spät und früh
Die Einsamkeit von Binnorie.

Frisch weht der Wind von Westen her. —
Von Irlands fernen Küsten,
Nach Binnorie den Räuber sieh
Zur Abfahrt stolz sich rüsten;

Und graden Wegs nach Schottlands Strand
Lenkt er des Schiffes Kiel,
Die Krieger springen an das Land,
Vom Hifthorn schnell ein Ton entsandt,
Verkündete ihr Ziel.
O singe klagend spät und früh
Die Einsamkeit von Binnorie.

Indes in einer Grotte traut,
Versteckt von grünen Bäumen,
Dicht angeschmiegt, sanft eingewiegt
Die sieben Schwestern träumen;
Jetzt schreckt sie auf der laute Ton
Von Waffen, Rofs und Mann;
Voll Angst und Furcht sind sie entflohn;
Mich dünkt, dafs Vater schlechten Lohn
Dein Leichtsinn dir gewann.
O singe klagend spät und früh
Die Einsamkeit von Binnorie.

So flohn die sieben Campbells hin
Und über Hügel, Thäler
Mit stolzem Drohn und lautem Hohn
Verfolgten sie die Quäler,
„Schweift euer Vater stets umher,
So mag er selber sehn,
Trifft er das Haus zur Heimkehr leer,
Nach euch steht unser heifs Begehr,
Für uns seid gut und schön. —“
O singe klagend spät und früh
Die Einsamkeit von Binnorie.

Und aneinander dicht gedrängt,
Wie Wolken sturmgetrieben,
„O stürben wir zusammen hier,
O daſs vereint wir blieben;“
Ein See war nah, das Ufer jäh,
Die Heide öd und leer,
Sie stürzten in Verzweiflungsweh
Hinunter in den tiefen See,
Und niemand sah sie mehr.
O singe klagend spät und früh
Die Einsamkeit von Binnorie.

Ein Flüſschen, das dem See entströmt
Mit murmelndem Geflüster,
Erzählt die Not, den schnellen Tod
Der lieblichen Geschwister;
Und sieben Inselchen gebar
Der See aus seinem Schoſs,
Man sagt, daſs dort der Schwesterschar
Ein Grab von Feen gegraben war,
Das alle sie umschloſs.
O singe klagend spät und früh
Die Einsamkeit von Binnorie.

XXX.

Ode an die Pflicht.

1805.

Der Gottesstimme strenges Kind,
Pflicht, wenn du diesen Namen liebst,
Du Stern, der du durch Nacht und Wind
Dem Irrenden den Kompafs giebst.
Du wirst als Sieg und Recht erkannt,
Wenn leere Furcht uns übermannt,
Von eitler Lockung machst du frei
Und legst den müden Kampf der schwachen Menschheit bei.

Wohl manchem ward das hohe Glück,
Dafs er nie ernst dein Auge schaut,
Dafs zweifelsfrei mit sichrem Blick
Der Jugend frohem Geist er traut.
Kein Vorwurf trübt die reine Brust,
Er thut dein Werk, doch unbewufst.
Mag Freude durch sein Leben wehn!
Und du, wenn er einst wanket, lehr' ihn fest zu stehn.

Klar fliefst das heitre Leben hin,
Das Glück erhöhet unsern Mut,
Ist Liebe unsre Leiterin,
Arglose Freude sichres Gut.

Heil, wen vom Zweifel unberührt
Durchs Leben solch ein Glaube führt,
Den solch ein Geist so ganz durchdringt,
Der doch nach deinem Wort dein strenges Werk vollbringt.

Ich, der ja nur nach Freiheit strebt,
Den schrankenlos kein Wunsch verführt,
Sah, dafs, wer eigner Leitung lebt,
Den rechten Pfad zu leicht verliert.
Oft wenn mich dein Befehl erreicht,
Nahm ich's mit deinem Wort zu leicht,
Verschob die That von Tag zu Tag,
Wohl dient' ich besser dir, wenn ich es nun vermag.

In keines Seelenkampfes Pein,
Nicht in der Leidenschaften Drang
Sollst du mir Hort und Stütze sein,
Nein in der Ruhe trägem Zwang.
Die unverbriefte Freiheit quält
Den Müden, der sie sich erwählt.
Was schütz ich neue Namen vor?
Die Ruhe war es stets, die ich als Ziel erkor.

Du ernste Richterin, wie hold
Schmückt Gottes schönste Anmut dich.
Wer fände wohl, wenn er auch wollt,
Was deines Antlitz' Lächeln glich!
Die Rose lacht dir zu vom Beet,
Von Duft ist deine Spur umweht.
Du bist Gesetz der Sternenwelt
Und Kraft und Jugend giebst du selbst dem Himmelszelt.

Zu niedrem Dienst, ehrwürdige Macht,
Ruf ich dich heut! Mein Leben sei
Als Leiterin dir dargebracht.
Mach mich von aller Schwachheit frei,
Gieb mir den opferwill'gen Geist,
Der auf sich selbt verzichten heifst;
Zu der Vernunft gieb mir Vertraun,
Dafs in der Weisheit Licht ich nur auf dich mag schaun.

XXXI.

Ode.

Andeutungen über die Unsterblichkeit aus Erinnerungen der frühsten Kindheit.

1803 — 1806.

I.

Einst war die Zeit, da schien mir Strom und Baum,
Die Erde, jedes grüne Feld,
Der Weltenraum
Von Himmelslicht erhellt,
In Glanz und Frische wie ein Traum.
Jetzt ist es nicht wie einstmals um mich her,
Wohin ich gehen mag
Bei Nacht und Tag,
Die Dinge, die ich sah, ich sehe sie nicht mehr.

II.

Des Regenbogens Pracht
Erglänzt, die Rose lacht,
Des Mondes Antlitz blickt
Sanft von des Himmels Blau;
In Sternennacht entzückt
Der Wiese lichter Tau;
Ein herrlich Schauspiel ist der Sonnenschein;
Doch ach ich seh, wohin ich geh:
Der Erde Glanz mufs mir verschwunden sein.

III.

Nun da die Vogelstimmen sich erheben,
Die jungen Lämmer springen
Wie zu der Flöte Klingen,
Kam mir nur ein Gedanke voller Trauer:
Ich sprach ihn aus und sah ihn ohne Dauer.
Neu fühl' ich Kraft und Streben;
Die Wasser stürzen mit Posaunenschall,
Nicht soll mein Gram mehr Unrecht thun dem Leben,
Ich hör' der Berge Echo Antwort geben,
Vom Feld des Schlafes braust der Winde Hall,
Die ganze Erde lacht;
See und Land
Umschlinget einer Freude Band,
Sieh wie zum Lenz erwacht
Die Kreatur ein Fest sich macht,
Du Kind der Freude,
O Hirtenknabe lafs dein Jauchzen schallen in die Weite.

IV.

Glückselige Geschöpfe, ja ich höre
Den lauten Zuruf, euren hellen Schrei,
Und eurem Jubel stimmt der Himmel bei.
Mein Herz ist bei des Festes Tanz,
Mein Haupt trägt seinen Kranz,
Die Fülle eures Glücks, ich fühl', ich **fühl' sie ganz.**
O übler Tag, sollt' ich heut düster blicken!
Die Erde schmückt sich ohne Sorgen,
Dem süfsen Maienmorgen,
Die Kinder pflücken
Auf jeder Seite
Von tausend Thälern in Näh und Weite
Sich Blumen; sieh die Sonne scheint **warm,**
Und der Säugling hüpft auf der Mutter **Arm:** —
Ich höre, ich höre — mit Freuden hör' **ich!**
— Doch hier ein Baum zu vielen gesellt,
Vor meinen Blicken ein einzeln Feld,
Sie sprechen mir von der vergangnen **Welt.**
Das Veilchen hier im Moos
Erzählt vom gleichen Los.
Wohin entfloh der überird'sche Schimmer?
Wo ist der Glanz, der Traum? — ich **seh' sie nimmer.**

V.

Geburt ist nur ein Schlaf und ein **Vergessen,**
Die Seele in uns, unsres Lebens Stern,
Hat anderswo ein Heim besessen
Und kommet her von fern:

Nicht gänzlich in Vergessenheit,
Und nicht in nackter Blödigkeit,
Umhüllt von lichter Wolkenschar,
Kommt sie von Gott, der ihre Heimat war:
Der Himmel liegt um uns in Kindertagen,
Der Schatten des Gefängnisses umzieht
Das Wachstum schon des Knaben,
Jedoch er schaut das Licht, wenn es auch flieht,
Noch in der Freude Gaben;
Dem Jüngling winkt der Ost von ferne nur,
Doch ist er noch ein Priester der Natur,
Er sieht den Glanz gebreitet
Auf Wegen, die er schreitet;
Doch endlich mufs der Mann ihn sterben sehn,
Im Lichte des gemeinen Tags vergehn.

VI.

Der Erde Schofs füllt sich mit eignen Freuden,
Und sie hat eigne Sehnsucht, eignen Schmerz,
Und fast mit etwas, wie ein Mutterherz
Zu einem Ziel nicht ohne Wert
Sorgt unsre Amme, dafs ihr Pflegekind,
Der Mensch, vergesse — ach nur zu geschwind
Den Glanz, den er noch sah beim Scheiden
Aus jenem Königssitz, der ihm gehört.

VII.

Sieh hier das Kind, wie froh es um sich blickt,
Sechs Jahre zählt des Kleinen Zwergenmafs,
Rings liegt sein Spielzeug um ihn her im Gras,
Von Mutters Küssen wird er fast erdrückt,

Des Vaters Auge ruht auf ihm beglückt!
Und ihm zu Füssen, sieh, ein kleiner Plan,
Ein Bruchstück, wie ein Traum vom Menschenleben,
Das er mit neuerlernter Kunst ersann:
Ein Hochzeits- oder Festeszug,
Hier einen, den zu Grab man trug;
Sein Herz hängt ganz daran;
Das sagt er uns mit seinem Liede:
Dann soll ein Zwiegespräch von Kampf und Friede,
Geschäften, Liebe, Hafs ein Bild uns geben.
Doch bald ist er es müde,
Schon wirft er es bei Seite;
Mit neuem Stolz und neuer Freude
Fängt unser kleiner Bursch von neuem an;
Füllt seine „lustige Bühne" mit Personen,
Will selbst das schwache Alter nicht verschonen,
Holt sie aus allen Lebensregionen;
Als wär endloses Spiel
Sein einzig Lebenziel.

VIII.

Du dessen äufsere Unscheinbarkeit
Belügt der Seele Unermessenheit,
Du Weiser, in dem noch die Erbschaft wirkt,
Der schweigend, stumm, ein Auge unter Blinden
Liest, was die ewige Tiefe uns verbirgt,
— Sie wird der ewige Geist uns nie verkünden —
Beglückter Seher, mächtiger Prophet,
Bei dem allein die Wahrheit steht,
Die wir uns lebenslang bemühn zu finden,
In Dunkelheit der tiefen Nacht entschlafen;

Du, über dem Unsterblichkeit
Thront gleich dem Tag, dem Herrn gleich überm Sklaven
Allgegenwärtig, allbereit —
Du schwaches Kind, doch stolz in deiner Macht,
Dem wie der Himmel frei das Dasein lacht,
Warum nimmst du vorweg die Jahre doch?
Sie bringen unvermeidlich dir das Joch.
Warum willst du dich deines Glücks begeben?
Zu bald trägt deine Seele ird'sche Fracht,
Bald hat Gewohnheit Lasten dir gebracht,
Schwer wie der Frost und tief fast wie das Leben!

IX.

O Freude, daſs ein Funken
In unsrer Asche lebt,
Nicht ganz in uns versunken,
Was flüchtig uns durchbebt!
Vergangner Zeit zu denken zeugt in mir
Beständ'gen Segen; wahrlich nicht dafür,
Was ich des Segens immer wert gewuſst:
Die Freude, Freiheit und der Kindheit Zier
Den schlichten Glauben, der in Schmerz und Lust
Mit immer neuer Hoffnung füllt die Brust.
Nicht ertönt mein Sang
Dafür in Lob und Dank;
Nein um der steten Zweifel willen,
Die ob der Dinge Dasein uns erfüllen,
Die von uns schwinden, sich vor uns verhüllen,
Verblaſste Schemen für ein Wesen nur,
Das einzig in der Welt der Träume lebt,

Erhabne Ahnungen, drob die Natur,
Die sterbliche, wie schuldbewufst erbebt,
Um früher Liebe Keime,
Erinnrung halb und Träume,
Die doch, was immer sein es mag,
Des Lichtes Quelle sind für unsern Tag,
Der Leitstern, der all unsre Blicke eint,
Uns stützt und pflegt, dafs unter seiner Macht
Der Jahre Lärm uns nur ein Pulsschlag scheint
Im ewigen Schweigen; Wahrheit, die stets wacht,
Um nie zu fliehn,
Die weder Unlust noch ein toll Bemühn,
Nicht Kind noch Mann,
Noch was der Freude Feindschaft sann,
Verderben und zerstören kann!
So kann, wenn hell der Himmel tagt,
Wie weit wir auch im Inland stehn,
Die Seele doch das ewige Meer erspähn,
Das uns hierher gebracht —,
Es steht in ihrer Macht,
Aufs neu dem Kinderspiel am Strand zu lauschen,
Und auf der mächt'gen Wogen ewiges Rauschen.

X.

Drum singt ihr Vögel eure frohen Sänge,
Und lafst die Lämmer springen,
Wie zu der Flöte Klingen!
Mischen gern uns ins Gedränge,
Die ihr pfeifet, die ihr spielt,
Eure Lust im Busen kühlt,
Maienfreude in euch fühlt!

Ist auch der Glanz, der einst so schön entglommen,
Für immer unsern Blicken jetzt genommen,
Kann nichts zurück die Stimmen rufen,
Die auf der Wiese Glanz und Pracht den Blumen schufen,
Schmerz nicht, Freude lafst uns künden,
Kraft im Bleibenden uns finden;
In den ersten Sympathieen,
Die uns nie mehr ganz entfliehen;
Den Gedanken, ernst geweiht
Von der Menschenseele Leid,
Im Glauben, der den Tod bezwingt,
Im Geist der Weisheit, den die Zeit uns bringt.

XI.

Und o ihr Quellen, Wiesen, Waldesgründe,
Glaubt nicht, dafs meine Liebe zu euch schwinde,
Im tiefsten Herzen fühl' ich eure Macht!
Um eine Freude nur ward ich gebracht:
Euch nur zu leben, eurer Herrschaft ganz. —
Noch liebe ich den Bach, der brausend schwillt,
Mehr als da ich ihm glich im leichten Tanz,
Noch ist der junge Tag in seinem Glanz
Ein lieblich Bild!
Die Wolken aber, bei der Sonne Sinken,
Sie zeigen ernstre Farben meinem Blick,
Der tief geschaut ins menschliche Geschick.
Ein neu Geschlecht entsteht und andre Palmen winken.
Doch Dank dem Menschenherz, durch das wir leben,
Es mag in Schmerz, in Freude, Furcht sich wiegen,
Mir kann die niedrigste der Blumen geben
Gedanken, die zu tief für Thränen liegen.

XXXII.

Schlofs Peel im Sturm.

Nach einem Bilde von Sir George Beaumont.

1805.

Dein Nachbar war ich einst du Felsennest,
Vier Sommerwochen sah ich jeden Tag
Dein Bild, wie unverändert, schlafend, fest
Es auf der glatten Meeresfläche lag.

Wie rein der Himmel und wie still die Luft,
Wie gleich des Tages stetes Einerlei!
Wenn ich auch schaute, lag's in seinem Duft,
Es zitterte, doch ging es nie vorbei.

Vollkommne Ruhe! — nein, das war kein Schlaf,
Nicht Stimmung, wie sie Jahreszeiten bringen;
Die mächtige Tiefe, die das Auge traf,
Erschien das sanfteste von allen Dingen.

Und hat ich dazumal des Malers Hand,
Zu deuten, was ich sah, und ihm zu leihen
Das Licht, das niemals war auf Meer und Land:
Des Dichters Traum und seine heil'gen Weihen,

Ich hätte dich gestellt, du graues Schlofs,
In eine Welt, von dieser wie verschieden,
An eine See, die lächelnd dich umflofs,
Und unter eines Himmels stillen Frieden!

Du solltest mir ein göttlich Schatzhaus sein
Der stillen Jahre, solltest mir erzählen
Von Himmelsruh; von allem Sonnenschein
Den allersüſsesten müſst' ich dir wählen.

Ein Bild wärst du, das friedlich in sich ruht,
Fern aller Mühe, fern des Kampfes Brodem,
Wo nichts sich regt, als leis die stille Flut
Und der Natur verschwiegner Lebensodem!

So war dein Bild mir in das Herz gesenkt,
So hätt' ich dich gemalt in jenen Jahren,
Der Wahrheit Seele hätt' ich dir geschenkt,
In ihr den vollen Frieden dir zu wahren.

So war es einst, doch ach es ist nicht mehr!
Ein anderes Gesetz hat mich bezwungen,
Und jene Macht ging ohne Wiederkehr,
Und tiefe Not hat mir das Herz durchdrungen.

Des Meeres Lächeln hat nicht mehr Gewalt,
Nie bin ich wieder, was ich einst gewesen,
Und mein Verlust, er wird mir niemals alt,
Das weiſs ich, wenn die Seele auch genesen.

Drum Beaumont, Freund! Der Freundschaft ihm[1] gewährt,
Wenn er noch lebte, den wir jetzt beklagen,
Nicht Tadel, Lob hat mich dein Werk gelehrt:
Der Strand, an den die zornigen Wogen schlagen.

1) John, Wordsworths Bruder, der bei einem Schiffbruch 1805 umkam.

Ja, das ist Leidenschaft, doch weise, gut,
Recht wähltest du den Geist in dem Getümmel:
Das Wrack, das tötlich kämpft auf grauser Flut,
Des Aufruhrs Schauspiel, diesen düstern Himmel.

Dies mächt'ge Schlofs bewehrt von alter Zeit,
Mit starren Waffen und mit stolzen Türmen,
Ich lieb den Blick, mit dem es Trotz hier beut
Dem Blitz, der Brandung und den wilden Stürmen.

Leb' wohl, du Herz, das einsam Obdach fand,
Fern aller Welt in Träumen nur zu wohnen;
Ein solches Glück, war jemals es bekannt,
Ist wahrlich blind, nur Mitleid kann ihm lohnen.

Willkommen Kraft, Geduld und Fröhlichkeit,
Du Anblick des, was uns bestimmt zu tragen,
Willkommen Anblick, wie er hier sich beut! —
— Nicht ohne Hoffnung leiden wir und klagen.

XXXIII.

Zum Gedächtnis meines Bruders John Wordsworth.

1805.

Wie laut der Hirtenbube ruft.
Im Augenblick, erschreckt vom Schrei,
Hebt sich vom Felsen auf der Weih
Bedächtig in die Luft.
Der Wolken König steigt zum Licht!
Konnt er dir teurer Bruder nicht
Die Schwinge leihn in Unglücksnacht?
Nur einen Augenblick — und allen,
Die ihr dem Element verfallen,
War Rettung leicht gebracht!

So klagt ich in der Herzensnot;
Mein Blick verfolgt des Vogels Flug,
Den frei sein Fittig aufwärts trug,
Nach eigenem Gebot.
Doch stille segne ich die Macht,
Die diese Blume mir gebracht,
Ein Sinnbild des, um den ich klagen,
Um den ich leiden mufs und glauben,
Mir darf der Schmerz den Mut nicht rauben,
Mufs ich auch einsam tragen.

Hier standen wir und sahn uns an,
Ein jeder in sich selbst versenkt,
Wo man der Abschiedsstunde denkt,
Das Wort nicht finden kann.

Verdeckt war Grasmeres Thal dem Blick,
Sein Heim und unsres, all sein Glück,
Die Heimat, die sein Herz erkor.
Ihm schmilzt die Zeit, die kommen mag,
Und er empfindet nur den Tag
Des Wiedersehns zuvor.

Ich weint, in Sorge ganz verstrickt,
Da alle Hoffnung Staub nur war,
In Kummer, alles Trostes bar,
Von Schmerzen tief bedrückt.
Ach! alles schwand in einem Wort!
Ein Athemzug! ein Ton! — und fort
See —! Schiff —! Es sinkt —! ein Wrack nur treibt.
Der Tapfre, Gute ist nicht mehr.
Der Platz, den er gefüllt, ist leer.
Nichts als ein Name bleibt.

O das war eine Abschiedszeit!
Dafs sie vorüber, dank ich Gott
Um die, für die sie solche Not
Gebracht, solch tiefes Leid.
Doch ihnen fliefst wie mir der Born,
Wo für des Schmerzes scharfen Dorn
Erleichtrung, milde Hoffnung winkt.
Ich fühl's, dafs selbst die Pflanze hier
In ihrer zarten Schönheit Zier
Mir Trost und Frieden bringt.

Dein Anblick wär' ihm reine Lust.
Ihm, zarte Blume, könnt ich sagen:
„Sie darf der Heimatboden tragen,
„Von dem du scheiden mufst.

„Sie breitet sich gedrängt am Grund,
„Und schmückt mit Purpuraugen bunt
„Ein moosiges Kissen, dicht und grün.
„Einst werden wir sie wiedersehn
„In voller Pracht der Blüten stehn,
„Wenn wir zum Berge ziehn."

Freund, Bruder, wenn die Macht mir war,
Zum Preise dir dies Lied zu weihn,
So steh als Denkmal hier ein Stein,
Geheiligt als Altar.
Die wenigen, die vorübergehn,
Hirt, Wandrer, sollen hier verstehn
Lang, wie die mächtigen Felsen währen:
O häng an Erdenhoffnung nicht,
Wie gut sie sei, wie hell und licht,
Zu heifs dein Herz und dein Begehren!

XXXIV.

Der glückliche Krieger.

1806.

Wer ist der Krieger, den ihr glücklich heifst,
Den jedermann im Heer als Vorbild preist?
Es ist der edle Geist, der fest im Leben
Der Arbeit auferwuchs, und dessen Streben
Den Knabenträumen Wirklichkeit gegeben,
Durch dessen Thun es wie ein innres Licht,
Das seinen Lebenspfad erleuchtet, bricht,
Der sich mit sichrem Takt zu eigen macht,
Was Fleifs und Wissenschaft ihm dargebracht.
Dem Vorsatz bleibt er treu; doch ihn erfüllt
Die Sorge ganz, die seiner Seele gilt.
Ihm ist bestimmt, dafs Schmerz ihn mufs begleiten,
Dafs Furcht und Blut in seinen Spuren schreiten,
Doch weifs dies Übel er zum Heil zu deuten.
Er ist's, der eine Macht trotz ihrer übt,
Die höchste Gabe, die Natur uns giebt,
Der zügelt, unterwirft, dem Übel wehrt,
Zum Guten seinen bösen Einflufs kehrt,
Der dort, wo mancher ungerührt sich zeigt,
Nur mehr zum Mitleid und zur Milde neigt.
Er ist versöhnlich, wenn Gelegenheit,
Die dieses Opfer fordert, sich ihm beut,
Mehr noch geübt in Selbsterkenntnis, reiner,
Je mehr versucht, im Dulden stark wie keiner,

Da mehr der Not, dem Leiden ausgesetzt,
Und den doch milde Sanftmut nur ergötzt.
Ihm ist Vernunft Gesetz, indefs es scheint,
Als wäre dies Gesetz sein bester Freund.
Er ist's, der da, wo sich die Menschen quälen,
Ob sie ein Übel für ein schlimmres wählen,
Wo selten das, was man am Besten thut,
Auch auf der richtigsten Begründung ruht,
Zum Guten Gutes fügend niemals wankt,
Und der der Tugend nur die Ehren dankt,
Der nur durch offne Mittel aufwärts steigt
Zum höchsten Range, der weit lieber weicht,
Als dafs er nicht auf Rechtlichkeit sich stützt,
Der dann Befriedigung in sich besitzt,
Der das Vertraun, das ihm geschenkt, versteht,
Und der ihm treu nach einem Ziel nur geht.
Er beugt sich nicht mit unterthänigem Mut
Vor Macht, vor Ehre oder Erdengut.
Sie fallen auf ihn nieder, ihm zum Frommen,
Wie Mannaschauer, wenn sie jemals kommen.
Er ist's, aus dessen Wesen, sei's im Streit,
Sei es im milden Lauf der Alltagszeit,
Besondre Wirkung, eigne Anmut fliefst,
Doch der, wenn er den stolzen Ruhm geniefst,
Dafs Gott zu hohen Thaten ihn bestellt,
Wenn er der Menschheit Los in Händen hält,
Sich wie ein Liebender am Glücke labt,
Als würde mit Erleuchtung er begabt.
Wenn er im Kampfe sich zur Richtschnur macht
Den Plan, den er in Ruhe ausgedacht,
So weifs er doch, auch in des Zufalls Walten,

Er komme, wie er will, sich hoch zu halten.
Er ist's, der so begabt mit starkem Sinn,
Dafs Sturm und Aufruhr ihm nur scheint Gewinn,
Doch eine Seele hat, die heifs begehrt
Das sanfte Glück im Haus, am stillen Herd.
So süfse Bilder trägt er, wo er geht,
Im Herzen mit; zu solcher Treue steht
All seine Leidenschaft; sie wird er üben;
Denn tapfrer ist, wer besser weifs zu lieben.
Der Mann ist's endlich, der, ob hochgestellt,
Wo sichtbar jedes Auge auf ihn fällt,
Ob ihn in Dunkelheit sein Schicksal hält,
Im Spiel des Daseins einer Rolle lebt:
Dafs er allein den höchsten Wert erstrebt;
Den keinerlei Gefahr jemals betrügt,
Und den kein schmeichelnd süfses Glück belügt,
Der nie befriedigt auf dem Lorbeer ruht,
Nein, vorwärts drängt mit immer neuem Mut,
Sich übertreffend noch das Bessre thut,
Der, ob die Welt von seinem Ruhm erklingt,
Ob unfruchtbar und tot sein Name sinkt,
Den Trost empfindet, den die Sache bringt,
Und wenn der Erde Nebel um ihn braut,
Doch auf des Himmels Beifall fest vertraut.
Das ist der Krieger, den ihr glücklich heifst,
Den jeder Mann im Heer als Vorbild preist.

XXXV.

1805.

Im Wald traf ich Luisen heut,
Als ich sie sah die frische Maid,
Ich sag es frank und frei:
Wie sie so rüstig, leicht gewandt
Den Weg von Fels zu Felsen fand,
Dem Bächlein gleich im Mai.

Sie hat ein Lächeln wunderhold,
Ein Lächeln, das wie Sonnengold
Jetzt kommt und scheint und geht,
Dafs ihr, ob es sie froh umspielt,
Ob es sich leise von ihr stiehlt,
Stets aus den Augen späht.

Sie hat den Herd, ihr Hüttchen gern,
Doch lieber auf der Heide fern
Streift sie im Wetter dort.
Wenn sie mit Macht den Sturm bezwingt,
Die Wange ihr vom Regen blinkt,
Wie gerne küsst ich's fort!

Nehmt alles, was auf Erden mein,
Könnt ich nur einmal bei ihr sein,
Hier sitzen an dem Wall:
Von moosigen Steinen halb verdeckt,
Wenn sie sich mit dem Bache neckt,
Spielt mit dem Wasserfall.

XXXVI.

1805.

Kind der Natur, lafs sie dich necken!
Siehst du im Wald sich dort verstecken
Ein Nestchen grün und weich?
Dort sollst als Freund und Weib du schalten
Und herzerfrischend sollst du walten,
Ein Licht für alle gleich!

Gesund und fröhlich wie die Hirten
Wirst du mit Blumen dich umgürten
Taufrisch zu jeder Frist.
Du zeigst, wenn Kinder um dich springen,
Wie göttlich doch vor allen Dingen
Das Weib geschaffen ist!

Nicht stirbt dein Frohsinn mit den Jahren,
Er läfst dich nicht in grauen Haaren,
Den Boten dunkler Zeit;
Und eines Alters frohe Wonne
So lieblich wie die Nordlandsonne
Giebt dir ins Grab Geleit.

XXXVII.

Schlummerlied von Dorothy Wordsworth.

1809.

Der Tag ist kalt, die Nacht ist lang,
Der Nordwind singt den düstern Sang.
Nun stille hier an meiner Brust,
Längst schläft, was froh ist und voll Lust.
Nur du nicht kleines Lieb.

Das Kätzchen schlief am Herde ein;
Das Heimchen läßt das Zirpen sein,
Und nichts bewegt sich mehr im Haus
Als eine winzige Knappermaus.
Was schaffst nur du allein?

Nein, schau nicht nach dem hellen Schein,
Der Mondenstrahl blickt nur herein
Zum Fenster, das der Regen näßt,
Drum kleiner Liebling schlafe fest.
Erwache erst am Tag.

XXXVIII.

Am Todestage von James Fox.

1806.

Das Thal erbraust! die Stimme spricht,
Die nach der Stürme Wut erwacht,
Der Einklang aller Ströme tönt
Mit einer Stimme Macht.

Das Thal erbraust! Der tiefe Strom
Rauscht in den Frieden wie die See!
Doch ruhig leuchtet jener Stern
Von seiner Bergeshöh. —

Betrübt war ich bis in den Tod
Von unerträglich schwerer Last,
Auf einsam stillem Pfad hat hier
Die Seele Trost erfafst.

Und viele Tausend sind betrübt,
Die ihrer Furcht Erfüllung sehn;
Er stirbt, der ihre Stütze ist,
Ihr Ruhm, er mufs vergehn.

Von Erden sinket jede Macht
Ins stumme, dunkle Grabverlies;
Und schwindet der Gewaltge hin —
Was ist es mehr, als dies? —

Der Mann, den Gott hierher gesandt,
Kehrt er zu Gott nicht heimatwärts!
Solch Ebb und Flut mufs immer sein,
Was soll dann unser Schmerz. —

XXXIX.

Das Fest von Schlofs Brougham.

1807.

Hoch safs der Sänger in dem stillen Saal.
Des Emonts Murmeln mischt sich in den Sang.
Das alte Lied erzähl ich noch einmal,
Das lange schwieg, und einst so festlich klang:
„Von Burg zu Burg mit neuer Macht
Ersteht der roten Rose Pracht.
Ihr langer Winter ist vorbei,
Die rote Rose blüht aufs neu.
In ewigem Lenz hebt sich ihr Haupt
Mit frischen Blüten, neu belaubt.
Sie blühen beide, rot und weifs,
Nun schwesterlich an einem Reis.
Sie reichten sich geeint die Hände,
Und aller Kampf hat nun ein Ende.
Doch höchste Freude sei ihr Teil,
Lancasters Blume! Dreimal Heil!
Schaut, wie sie lächelt durch die Menge
Des Volks im festlichen Gedränge,
Und frohen Gruls schickt sie an alle
Bis zu dem fernsten Sitz der Halle.
Doch ihm zumal, der stattlich thront,
Ein Clifford, dem die Treue lohnt,
Der heut sein Erbe neu bewohnt!

Sie kamen her mit Schild und Schwert,
Die sich in Bosworths Feld bewährt.
Nichts widersteht des Rächers Wut;
Die Erde schreit mit ihm nach Blut;
Und Sankt Georg hilft im Gefecht,
Die Engel schützen unser Recht.
Laut ist der Ruf im Land geworden,
Am lautesten im treuen Norden.
Die Felder jauchzen, Berge klingen,
Die Ströme ihm Willkommen bringen,
Die Festen und die Burgen sehen
Den Ruhm der Treue neu erstehen.
Wie freut sich Skipton[1] solcher Kunde,
Wenn einsam auch in dieser Stunde!
Nicht Ritter, Knecht will ferne sein,
An Broughams Fest will sich jeder freun.
Und Pendragon[1] — wenn auch der Schlaf
Von Jahren auf ihm liegt — es traf
Ein Strahl der Freude, denn es schaut,
Wie neu sein Traum sich auferbaut.
Es sendet Brough[1] den freudigen Gruſs
Von dem bescheidnen, kleinen Flufs,
Mit ihm die Burg, die dort voll Macht
Des stolzen Edens Lauf bewacht.
Sie alle freuen sich der Kunde,
Wenn einsam auch in dieser Stunde.
Doch Stolz und höchste Lust ward ihr,
Der schönen Burg, des Emonts Zier,
Vor allen ward sie heut geehrt,

1) Schlösser in Cumberland.

Da ihr der Fürst sich zugekehrt,
Ihr seiner Mutter Gruſs gehört.

O das war ein düstrer Tag,
Da ihr Kind im Arm ihr lag
Vaterlos —! Gott leih ihr Schwingen,
Rettung ihrem Kind zu bringen!
Schwerter sieht sie, wild von Schlachten,
Die nach Kind und Mutter trachten.
Wer verbirgt sie vor dem Licht?
Sieh — dort ist ein Mensch in Sicht —
Dort ein Haus! Doch nein, ach nein,
Nimmer darf sie dort hinein.
Bächen nicht, noch Höhlen traut sie,
Nach des Himmels Wolken schaut sie
Sprachlos; doch das Auge fleht
Todesbang ein heiſs Gebet:
„O Maria, sanft und lind,
Jungfrau Mutter, hochgesinnt,
Rette Mutter du und Kind!“

Doch wer ist er, der dort voll Freude
Am Berge springt im Hirtenkleide,
Den nur Gedanken leicht bewegen,
Wie sich im Wind die Halme regen?
Kam er zu dieser Hütte nicht
Verborgen, ein verlöschend Licht,
Für den die Dankesthräne floſs,
Als er der Armut Brot genoſs?
Gott liebt das Kind. Nach Gottes Willen
Soll sich das Wort an ihm erfüllen,

Der Mutter Wort, ihr letzter Dank,
Als man von ihrem Kind sie zwang:
„Mein Kind, mein Kind! Ich mufs nun eilen.
Doch du magst bei den Hirten weilen.
Dies beste Leben wirst du teilen."

Doch ach! Vor böser Menschen Neide
Währt nichts, was gut ist, keine Freude.
Er mufs aus Mosdales Wäldern ziehen,
Mufs Blencatharas Höhen fliehen,
Die Blumen, die sich froh gesellen
Zu Glendramakins luftigen Quellen.
Er mufs. — Statt ungetrübter Lust
Füllt Furcht und Schwermut seine Brust. —

Singt Sir Lancelot Threlkeld Preis!
Hör' es, edler guter Greis,
Du Baum, der Schutz und Ruhe bot
Dem Vögelchen in seiner Not.
Auf deinem Ast fand er den Pfühl,
Und er war frei zu Jagd und Spiel,
Gleich wie der Falke stöfst aufs Ziel.

Mattherzige Harfe, die mit Schmerz
Und Furcht bestürmt des Clifford Herz!
Ich sprach: Vor böser Menschen Neide
Währt nichts, was gut ist, keine Freude.
Doch unwahr ist dies feige Wort.
Voll Glück flofs Cliffords Jugend fort.
Er dankt der Zeit, so schwer sie wog,
Dafs sie zum Manne ihn erzog.

Er wandert fort von Thal zu Thal,
Der Herde Hirt zum zweiten Mal.
Nie sah man so bescheidnes Kleid
Von solchem edlen Blick geweiht.
Wenn er auch nicht bei Hirten fand
Genossen, wert für seinen Stand,
Nicht mangelt es ihm an Gesellen,
Die seine Einsamkeit erhellen.
Ihm zur Seite ruht das Reh,
Fürchtet's doch von ihm kein Weh.
Der Adler, König nah und fern,
Neigt sich huldigend dem Herrn.
Dem Blick gehorchend stellt sich dar
In Bowskales Teich der Fische Paar;
Ward ihnen auch Unsterblichkeit,
Auf seinen Wink sind sie bereit,
Ihn zu erfreuen durch die Wellen,
Mit Glitzern auf und ab zu schnellen.
Er kennt die Felsen, wo die Reinen,
Die Engel, Wanderern erscheinen,
Fühlt die Berührung ihrer Schwingen.
In Höhlen, wo die Feeen singen,
Tritt er ein und läſst sich deuten,
Wie man gelebt vor alten Zeiten.
Es thut dem Blick des Himmels Rund
Gestalten künftiger Tage kund.
Und täuschet uns nicht das Gerücht,
Hat Macht, was seine Zunge spricht.

Doch nun kam ein ander Spiel,
Höher Hoffen, edler Ziel.

Fort warf er den Schäferstab
Und verbarg sein Buch im Grab.
Waffen, rostend lang im Saal,
Stellen Clifford sich zur Wahl.
„Tod den Schotten“, ruft der Speer.
„Trag nach Frankreich unsre Wehr“
Sehnt das Schwert sich, das er hält.
Sprich: Wie heiſst das grause Feld?
Wo es sei, voll Tod und Krieg,
Seufze auf bei unsrem Sieg!
Tag des Glückes und der Macht,
Da der Hirt in voller Pracht,
Stolz geziert mit Schild und Schwert,
Gleich den Ahnen hoch geehrt,
Neu erscheinend wie ein Stern,
Wie ein Ruhmesglanz von fern
Zeigt den Kriegern ihren Herrn.“

Der Sänger, voll von Leidenschaft, vergaſs
Wie Cliffords Herz erschuf des Himmels Huld,
Wie er, der lang an niedrem Tische saſs,
Sich bildete zu Sanftmut und Geduld.

Dort fand er Liebe, wo der Arme wohnt,
Und seine Lehrer waren Wald und Fluſs,
Das Schweigen, das am Sternenhimmel thront,
Der Schlaf in Einsamkeit, am Bergesfuſs.

Er war nicht rauh und wild wie sein Geschlecht.
Die Rache und der Zorn war in ihm tot.
So blieb er, und es war sein höchstes Recht
Die Weisheit, die im Unglück ihm gebot.

Sein Name ward in jedem Thal gehegt,
Weit war der Schäferfürst geliebt, bekannt;
Und lang, nachdem man ihn ins Grab gelegt,
Ward er „der gute Clifford“ noch genannt.

XL.

Garteninschrift in Coleorton.

1808.

Akazien, Tannen, Rosen an der Pforte,
Sie alle schwinden einst von diesem Orte;
Wenn nur die Ceder ausharrt, wo sie stand,
Gepflanzt von Beaumonts und von Wordsworths Hand.
Der eine schafft in stiller Künste Kreise,
Der Hain erlauscht des andern tiefe Weise;
Dem hingegeben ward ihr Geist verbunden
In Arbeit und der Freude Wechselstunden.
Mög' eine gütige Macht den Baum erhalten,
Und möge Liebe schützend um ihn walten!
Wenn mächtig sein Geäst in künftigen Zeiten
Sich über den Erinnerungsstein wird breiten,
Mag diesen Sitz ein Maler lieb gewinnen,
Ein künftiger Poet hier Verse sinnen,
Nachdenkend jenen fernen, stolzen Jahren,
Wo alle Musen hier willkommen waren,

Bei ihm, der uns von Bürgerkriegen sang,
Wie Schwert auf Schild im Feld von Bosworth drang,
Und ihm dem edlen Jüngling, früh beweint,
Der Shakespeare selber ebenbürtig scheint,
Fletchers Gefährten, Johnsons liebsten Freund.

Sonette
der Freiheit gewidmet.
XLI—LXI.

XLI.

1802.

Du schöner Abendstern, des Westens Pracht,
Stern meines Heimatlands, ich seh' dich winken
Vom Rand des Horizonts, geneigt zu sinken
An Englands Busen, doch jetzt noch bedacht

Ihr Diadem zu sein, weit durch die Nacht
Den Völkern sichtbar! Du, so will mich dünken,
Bist meiner Heimat Sinnbild, solltest blinken
Von ihrem Banner, lachend in der Macht

Der frischen Schönheit! Sieh' die dunkle Stelle
Tief unter dir, das ist mein Engeland.
Gesegnet seid ihr zwei! Ein Los, ein Leben,

Ein Ruhm, ein Hoffen! An der Heimat Schwelle
Harr' ich in Furcht um dich zu dir gewandt
Bei Menschen, die dir keine Liebe geben.

XLII.

1802.

Vergebens härmt' ich mich um Bonaparte!
Wo sind in diesem Geist die milden Seiten?
Wer durfte seine junge Hoffnung leiten,
So dafs mit rechter Kenntnis sie sich paarte?

Nicht darf im Schlachtgetümmel, auf der Warte,
Der weise Herrscher sich zum Amt bereiten;
Nicht trotz'ger Wille darf ihn so verleiten,
Dafs ihm die Seele fehlt, die weiblich zarte!

Die Weisheit sieht von Kindern sich umspielt,
Von Büchern, Mufse, Freiheit, dem Gespräch,
Wo unser Geist im Austausch täglich reift.

Dies sind die Staffeln, dieses ist der Weg,
Wo echte Herrschaft nach dem Ziele greift,
Wo Macht erblüht, und wo ihr Recht sie fühlt.

XLIII.

Beim Untergang der venetianischen Republik.

1802.

Sie war es, die den stolzen Osten band,
Des Westens Schutzwehr sie — und ungestört
Erhielt Venezia ihres Stamms sich wert.
Als erstes Kind der Freiheit anerkannt,

Ward sie die jungfräuliche Stadt genannt,
Die nimmer Arglist kränkt, Gewalt versehrt;
Und wenn sie je sich den Gemahl begehrt,
So reichte sie dem ew'gen Meer die Hand.

Und sah sie nun das Ende ihrer Macht,
Wo Glanz verschwindet, wo die Kraft entweicht,
Sei der Tribut des Mitleids ihr gebracht,

Da ihres Lebens letzter Tag erreicht.
Denn wir sind Menschen, die der Schmerz bezwingt,
Selbst wenn der Schatten des, was grofs war, sinkt.

XLIV.

1802.

Milton! o lebtest du in dieser Stunde!
Dein England braucht dich: sieh, es ist ein Sumpf
Von steh'ndem Wasser: Schwert und Kiel ist stumpf;
Ererbter Reichtum, Herd, Altar, vom Grunde

Verrottet sind sie; nur die offne Wunde
Blieb uns von Englands Glück, nichts als ein Rumpf!
O kehr' zurück, erheb' es im Triumph,
Gieb Tugend, Freiheit, dafs es neu gesunde.

Dein Geist war einsam, lebte wie ein Stern,
Und deiner Stimme Klang war wie das Meer.
Rein wie der Himmel, majestätisch hehr,

Zogst du dahin des Lebens engen Pfad
In froher Göttlichkeit — doch still und gern
Vollzogst du auch der niedern Pflichten That.

XLV.

1802.

Es kann nicht sein, daſs Englands freier Geist,
Der stolze Strom, der zu dem offnen Meer
Des Weltenruhms aus dunkler Zeit daher
Die Pracht der ungehemmten Wasser reiſst,

Ein Weg, der jeden Gast willkommen heiſst,
Trüg' er nach seinen Gütern ein Begehr —
Daſs dieser Strom im Sande sich verlör
Und garnichts mehr uns seine Spuren weist

In übel oder gut! In unsern Hallen
Hängt manches Ritters unbesiegtes Schwert.
Tod oder frei! So heiſst die Losung allen,

Die Shakespeare sprechen, Milton glauben lehrt,
Die aus der Erde erstem Blut entsprangen,
Berechtigt, jeden Ausspruch zu erlangen.

XLVI.

Die Männer von Kent.

1803.

Vorhut der Freiheit, Männer ihr von Kent,
Des Landes Söhne, das zum Kampf bereit
Die trotz'ge Stirne Frankreichs Küste beut,
Jetzt zeigt, daſs man mit Recht euch tapfer nennt.

Sorgt, daſs man drüben eure Absicht kennt!
Sie sehen dort, wie euer Antlitz dräut;
Das stolze Heer, die Lanzen leuchten weit;
Sie hören euch, wenn auch das Meer euch trennt.

Durch kühnes Wort hat eure kleine Schar
Den Preis einst den Normannen abgerungen,
Das Recht bestätigt, das schon euer war. —

Nicht Worte jetzt! — Von einem Geist durchdrungen
Sind wir mit euch — uns zwingt ein gleich Gebot,
Ihr Männer Kents: Sieg heiſst es oder Tod.

XLVII.

1806.

Ein neues Jahr — ein neuer Todesschlag!
Ein neues mächt'ges Reich ist nun vernichtet!
Wir sind allein, die Reihen sind gelichtet;
Das einz'ge Reich, das nicht dem Feind erlag!

Nun wohl! so wissen wir von diesem Tag,
Daſs unsre Hand der Freiheit Bollwerk schichtet,
Daſs ungestützt, das Haupt hoch aufgerichtet,
Wir sehen, was die eigne Kraft vermag. —

Nur Memmen kann die Aussicht nicht befeuern,
Wir siegen, wenn die Herrscher seine Rechte
Dem Lande wahren, weise sie erneuern,

Und wahr und tapfer sind, und keine Knechte,
Die nur Gefahren, die sie fürchten, sehn;
Doch nicht die Ehre, die sie nicht verstehn.

XLVIII.

An Thomas Clarkson.

1807.

Clarkson! Steil war der Berg, den du erklommen!
Wie mühsam, wie ermattend er für dich,
Fühlt keiner wohl so tief mit dir, wie ich.
Doch du, die Brust von heil'ger Glut entglommen,

Du bist zu dem erhabnen Ziel gekommen,
Die Stimme hörtest du, die niemals wich,
Die dich berufen, ernst und feierlich!
Der Zeiten Joch hast du auf dich genommen,

Der Pflicht getreuer Lehnsmann. Dir gebührt
Die Palme, die nun alle Völker ziert!
— Das blutbefleckte Schreiben ist zerrissen!

Des Guten Ruhe wirst du nun nicht missen;
Des Edlen Glück! — Dein Eifer ist gestillt,
Dein Wunsch, du edler Menschenfreund, erfüllt.

XLIX.

Gedanken eines Britten bei der Unterwerfung der Schweiz.

1807.

Zwei Stimmen giebt es: eine hallt vom Meer,
Die andre tönt hervor aus Bergesmitten.
Einst folgten beide, Freiheit, deinen Schritten!
Zu lauschen der Musik war dein Begehr!

Da kam der Unterdrücker — stolz und hehr
Hast du gekämpft, doch ach umsonst gestritten,
Nicht auf dem Alpenthron wirst du gelitten,
Und keines Wildbachs Rauschen hörst du mehr.

Und hat man diesen Segen dir entrissen,
O halte fest, was man dir nicht entwandt.
Wie schmerzlich, hohe Maid, würdst du es missen,

Ertönte donnernd noch des Bergstroms Rauschen,
Und brüllte der Ozean am Felsenstrand,
Du aber dürftest keiner Stimme lauschen.

L.

Prophezeiung.

1807.

Von euch wird eine hohe That errungen,
Ihr Deutschen! Sie wird in Erinnerung leben.
Es ward ein mächtiges Losungswort gegeben:
Arminius! Dafs die Völker furchtbezwungen,

Wie Tau im Winde zittern! Seht durchdrungen,
Am Meer, der Donau, in geeintem Streben,
Germania, sich selbst getreu, erheben,
Bis sie vom Joch befreit, den Sieg errungen!

In flammender Begeisterung ward ihr Macht,
Dafs ihrem Hauch die neuen Könige wanken.
Weh ihnen allen! Aber schmachbeladen

Sei jener Baier, der zuerst gebracht
Sein Banner dem verruchten Bund der Franken,
Zuerst den heiligen Namen hat verraten.

LI.

Entstanden, während der Verfasser seine Abhandlung über die Konvention von Cintra schrieb.

1808.

Nicht in der Welt voll eitler Prahlereien.
Die jede freigeborne Seele zwingt,
Den Weisen, Tapfern selbst zu Falle bringt.
Und ihn verwirrt im Hasse der Parteien.

Nicht dort — im dunkeln Wald, beim Reh. dem scheuen.
Im engen Thal, das brausend wiederklingt.
Wenn laut der Strom von Fels zu Felsen springt.
Und tosend seine Stimmen sich erneuen.

In deiner Schule, mächtige Natur.
Erwäg' ich Spaniens Hoffen, Spaniens Leid,
Befrage dort die Zeichen dieser Zeit.

Such' in des Menschen Seele ihre Spur;
Ich schaue, lausche — sammle die Gedanken,
Die im Triumph durchbrechen alle Schranken.

LII.

Hofer.

1809.

1.

Ward dieser Held von Sterblichen geboren,
Der kühn mit den Tirolern vorgedrungen?
Hat sich Tells Geist vom Tode losgerungen,
Neu zu beleben, was die Welt verloren?

Er tritt wie Phöbus aus des Morgens Thoren,
Wenn er die trübe Finsternis bezwungen.
Als Schmuck hat, von Bescheidenheit durchdrungen,
Nur eines Reihers Feder er erkoren!

O Freiheit, deinem Ansturm weicht die Rotte,
Sie wenden vorn und hinten sich zur Flucht,
Das halbe Heer begräbt der Felsen Wucht;

Denn diesem Krieger beugt, gleich einem Gotte,
Sich Strom und Fels und Berg in seine Zucht,
Dem grausamen Tyrann zum Hohn und Spotte.

LIII.

1809.

2.

Tritt vor, o Freiheit, aus Tirolerland,
Du Bergeskind, das keine Furcht bewegt,
Der Name ward mit Recht dir beigelegt!
Du bist an Alpenhöh'n, die Felsenwand,

An ew'gen Schnee, dem Echo gleich, gebannt,
Wenn früh der Jäger es vom Schlaf erregt.
Wohin sein unsichtbarer Schritt es trägt,
Zu Klippen, Höhlen und zum Waldesrand,

Da plaudert es von der Vergangenheit!
Auf hehre Macht, beschleun'ge deinen Fuſs,
Es dringe zu den Wolken auf dein Gruſs,

Zum grünen Thal, der Hirten Einsamkeit;
Die Alpen selber jauchzen deinem Bunde,
Hier, dort und überall zur gleichen Stunde.

LIV.

1809.

3.

Das Land, das uns vererbt vom Ahngeschlecht,
Das geben wir den Kindern einst aufs neue,
Das ist uns Pflicht, ist unsre fromme Weihe,
Natur und Gott, sie nennen es gerecht.

Wer nicht mit Waffen dafür kämpft, heifst Knecht.
Des Kindes Auge fordert unsre Treue,
Des Weibes Lächeln und des Äthers Bläue,
Und selbst ihr Väter aus den Gräbern sprecht:

O singt noch einmal jene alten Lieder,
Die immer köstliche Musik uns waren,
Der Wind bring' uns der Herden Läuten wieder!

Wir ziehen fort, die opferwill'gen Scharen,
Der Freiheit soll der Speer die Gasse brechen,
Die Tugend ehren und die Menschheit rächen.

LV.

1809.

4.

Was ward mit all' der langen Müh' erreicht,
Wo man nach Grund von Gut und Übel spürt,
Den Willen mit abstruser Willkür führt,
Bis sich die transcendente Ruh' ihm zeigt,

Wo jede Leidenschaft sich willig beugt,
Vor der Vernunft, weil ihr der Thron gebührt.
Nichts als ein Spiel ist's, eitel und geziert,
Wenn jetzt das weise Deutschland feige weicht

Brutalen Waffen! O erröten müssen
Die hohen Schulen! Können wir doch sagen,
Dafs wenig Hirten aus dem Alpenland

Mit wenig klaren Regeln besser wissen,
Das, was der Menschheit frommt in Unglückstagen,
Als aller Stolz und grübelnder Verstand.

LVI.

Bei der Unterwerfung der Tiroler.

1809.

5.

Nach sittlich hohem Gut habt ihr gestrebt;
Wer brachte sonst, da mächt'ge Throne wanken
Zu armen Hirten einzig den Gedanken,
Der sie zu solchem hohen Ziel belebt?

Nicht war's umsonst, was euch so hoch erhebt;
Denn eurem stolzen Ruhm ist es zu danken,
Dafs eine Macht uns antreibt, ohne Schwanken
Das Recht zu fordern, welche nie erbebt!

Schlaft, Krieger schlaft! ruht aus am Bergeshange,
Ihr konntet in der Klugheit strengem Zwange
Die unbesiegte Seele nicht verlieren! —

Bricht überdrüssig einst an Schuld und Leid
Europa los — dann Hirten seid bereit,
Ganz über euren Feind zu triumphieren.

LVII.

1809.

Was ist die Ehre? Die Gerechtigkeit,
Wie wir im schönsten Sinne sie uns denken,
Bestimmt, der Tücke Schlag von uns zu lenken,
Wehrt sie dem Unrecht, das wir thun, dem Leid,

Das uns bedroht. — Wenn wilde Grausamkeit
Versucht, ein Reich in seinem Recht zu kränken,
Das Kriegsglück flieht, sich tapfre Waffen senken,
Dann ist die Ehre Hoffnung, und sie beut

Ruhm und Triumph! Wohl zwingt der Schlauen List
Die Völker, vor unrechtem Spruch zu neigen
Das stolze Haupt, — doch nimmer bis zum Staube,

Was doch das höchste Ziel des Feindes ist.
Zwar säumt die Zagheit oft zum Glück zu steigen,
Doch nur die Schande fällt dem Tod zum Raube.

LVIII.

An Schill.

1809.

Auf Schill! vom Tod befreit, schwing' dich empor,
Entflieh' aus Preußens zahmen Regionen
Zu sel'gen Inseln, wo die Helden wohnen,
Wo man im Lichte dir den Sitz erkor!

In dunkler Nacht warst du ein Meteor,
Nun soll dein Name, um ihm recht zu lohnen,
Am weiten Firmament der Zeiten thronen,
Als Fixstern leuchte dort sein Glanz hervor.

Und wär' es nicht? — Es klebt am schwachen Glück
Der Erde Ruhm. Doch nein, ein Richter lebt,
Der das Verdienst nach seinem Recht erhebt,

Vor dessen alldurchdringend klarem Blick,
Das edle Ziel der edlen That gleich wiegt,
Vor dessen Geist die Tugend immer siegt.

LIX.

Der Unwille eines edlen Spaniers.

1810.

Wir können sehn, wie er das Land verwüstet,
Wie Feuer, Schwert die Tempel uns zerstören,
Zu Staub uns machen, dem wir doch gehören!
Das ist's, Tyrann, wonach es dich gelüstet.

Wir tragen es, wenn seine Hand gerüstet,
Hispania knechtet; ohne dafs wir's wehren
Darf er die heilige Wildnis sich begehren,
Das Grab der Tapfern! — Doch, wenn er sich brüstet,

Von Banden, die er bricht, uns wagt zu sprechen,
Von Wohlthat gar und von den künftigen Tagen,
Da wir ihn segnen werden, statt zu hassen,

Dann mufs des Herzens Kraft zusammenbrechen,
Dann sagt der Seufzer, unser tief Erblassen,
Dafs er uns auferlegt, was wir nicht tragen.

LX.

Nach der Schlacht von Waterloo.

1816.

Ihr kühnen Söhne Albions, ihr verachtet
Das Leben nicht! Denn auf der Erde Weiten
Darf kein Geschlecht so wie das eure schreiten,
Das soviel sein nennt, was es liebt und achtet,

Treu Gott, Natur! danach habt ihr getrachtet;
Doch wolltet ihr den edlen Tod nicht meiden,
Den euch die Pflicht im offnen Kampf hiefs leiden,
Als ihr den Frevlern das Verderben brachtet.

Euch Helden, die zum Opfer ihr bereit,
Die mutig glühend ihr zum Siege dringt,
Ob Mühsal euch und Todesnot umringt,

Euch, die ihr fielt — und euch, im Kampf gefeit,
Die ihr die Toten schützt, das Werk vollbringt,
Euch hat dies Denkmal euer Land geweiht.

LXI.

1811.

Halt an! Der Dichter fordert seinen Dank,
Denn stets war Freiheit seines Liedes Streben,
Nie saht ihr vor der Hoffnung ihn erbeben,
Als schwer das Unglück auf uns niedersank;

Der Hoffnung, die als Pflicht, als hohen Zwang,
Der Himmel unserm kranken Herz gegeben;
O! möchten wir der Weisheit immer leben,
Dafs jeder frevelt, der geblendet, bang

Auf des Tyrannen Glanz und Siege schaut,
Und dem vor seiner Schuld, der ja als Lohn
Nur Blut und Thränen fliefsen — es nicht graut;

Ihm ist Gerechtigkeit nur leerer Hohn!
Thu deine Schwachheit ab, auf sie nur baut
Die Tyrannei, Armseliger, ihren Thron!

Vermischte Sonette.

LXII—LXXXV.

LXII.

1806.

Die Nonne liebt des Klosters enge Zelle,
Den Eremit beglückt der Klause Dach,
Den Denker freut sein heimlich still Gemach,
Das Mädchen segnet froh die kleine Stelle

Am emsigen Rad, die Biene, die zur Helle
Der sonnigen Höh'n zu schwingen sich vermag,
Versummt in Blumenglocken ihren Tag!
In Wahrheit! Das Gefängnis, dessen Schwelle

Du selbst verschliefst, ist keins! So ward auch mir
In schwüler Stimmung Zeitvertreib der Zwang,
Der kargen Raum läfst des Sonettes Gang. —

Zufrieden, fänd ich eine Seele hier,
Die auch der Freiheit Übermafs erkannt,
Und die gleich mir den kurzen Trost hier fand.

LXIII.

Auf der Westminster-Brücke.

1802.

Nichts Schöneres wird vom Himmel überspannt!
Stumpf ist der Sinn, der hier vorübergeht,
An diesem Anblick stiller Majestät.
Die Stadt trägt jetzt gleich einem Festgewand

Des Morgens Schönheit. Schweigend, wie gebannt,
Ragt Dom und Turm und Tempel wie erhöht
Zum klaren Himmel, den kein Rauch umweht,
Und glänzt und glitzert weit hinaus ins Land.

Nie sah die Sonne ich so strahlend schön
Mit ernstem Glanze Thal und Hügel füllen,
Nie hab' ich tiefern Frieden noch gesehn.

Die Themse gleitet sanft, nach eignem Willen,
Die Häuser scheinen selbst in Schlaf versenkt,
Der dieses ganze mächtige Herz umfängt.

LXIV.

1802.

Welch schöner Abend! Alles ist befreit,
Die heilige Stunde ist wie eine Nonne
Anbetend, atemlos. — Die volle Sonne,
Sinkt still herab in ihrer Herrlichkeit,

Und Himmelsruhe hat das Meer geweiht.
Doch horch! Nun ist erwacht der mächtige Geist
Und seine dauernde Bewegung kreist,
Wie Donnerrollen — in die Ewigkeit!

Du teures Kind, das ich hierher geleitet,
Hat nicht des Denkens Flug dich mitgerissen;
Nicht minder göttlich ist dein hoher Sinn,

In Abrams Schofs ist dir ein Platz bereitet,
Im Allerheiligsten, da knieest du hin,
Und Gott ist mit dir, wenn wir es nicht wissen!

LXV.

Auf einer Reise durch die Hamilton-Hügel in Yorkshire.

1802.

1.

Es dunkelt schon, des Abends Schatten fallen,
Wir sind am Ziel, doch spät ist schon die Stunde,
Vergebens späht das Auge in die Runde,
Nach all der Pracht, zu der viel Tausend wallen.

Zwar zeigt der West, wo licht sich Wolken ballen,
Hier einen Tempel, dort im nahen Bunde
Ein Minaret, ein Münster, fromme Kunde
Scheint uns vom Glockenstuhl herabzuhallen;

Manch stolzer Bau beut sich den frohen Blicken,
Entzückt schaun wir auf liebliche Gefilde,
Doch fühlen wir: dafs all die Lichtgestalten,

Sich der Erinnerung zu bald entrücken;
Vergebens sucht die himmlischen Gebilde
Das irdische Gedächtnis festzuhalten! —

LXVI.

„Vergebens sucht die himmlischen Gebilde
Das irdische Gedächtnis festzuhalten."

1806.

2.

Ich sprach die Worte sinnend, in Gedanken,
Am feierlichen Schauspiel hing der Blick,
Ein Vorwurf schien es mir dem groben Glück,
Das täglich wir dem Leben hier verdanken.

Jetzt fühle ich den Sinn der Worte schwanken,
Er läfst mich und ich halt' ihn nicht zurück.
Nicht preis' ich mehr der Wolken Glanzgeschick,
Verachte nicht der Erde enge Schranken.

Der Dom, der Hain, des Tempels Himmelslust,
So froh die Farben sind, so schön und rein,
Nicht ihre Heimat ist des Menschen Brust,

Denn, was sein Geist umfafst, mufs dauernd sein:
Und dieses Bundes ist er sich bewufst:
Mit Erdendingen ist sein Los gemein.

LXVII.

1806.

Wie traurig, Mond, dein Schritt zum Himmel steigt,
Wie schweigend und wie blafs dein Antlitz ist,
Wo bist du heut, den ungern ich vermifst,
Durch Wolken ziehend, wie die Nymphe leicht:

So schleicht die Nonne, die kein Glück erreicht
Und die umsonst mit bangem Seufzer büfst. —
Der Nordwind bläst zur Jagd dir, und dich grüfst
Sein Hifthorn, zeige dich ihm heut geneigt.

O hätt' ich, Göttin, Merlins Zaubermacht,
Die Sterne alle durch der Wolken Spalten,
Sie sollten eilen ihres Amts zu walten,

Als glänzendes Gefolg am Himmel hin.
Dir Cynthia wird die Palme dargebracht,
Der Majestät, der Schönheit Königin.

LXVIII.

Warnung,

besonders solchen empfohlen, die sich vielleicht in ein schönes verborgenes Plätzchen der Seelandschaft verliebt haben.

1806.

Ja, hohe Freude schaut aus deinen Blicken.
Das Hüttchen in dem lauschigen Verstecke,
Am eignen Bache und der eignen Hecke,
Dem eignen Himmel fast mag dich entzücken.

Doch lafs dich keinen Wunsch danach berücken.
Wie mancher seufzt nach diesem falschen Zwecke,
Denkt frevelnd nur, wie er die Hand ausstrecke,
Dies Blatt vom Baume der Natur zu pflücken.

Denk', was das Hüttchen wär', wenn es dein eigen,
Brauchst du auch wenig. Sieh die Rosen blühen,
Die Pforte und das Fensterchen umziehen:

Dem Armen ist's geweiht, will es dir zeigen.
Ja alles, was dir jetzt berückt den Sinn,
Wenn Du's berührtest, schwände es dahin.

LXIX.

An den Schlaf.

1806.

1.

O Schlaf, dem man nur holde Worte bringt,
Den man in zarten Liebesnamen preist,
Den süfsesten, die je das Herz erweist,
Das tiefe Dankbarkeit so ganz durchdringt!

Man nennt dich Freund, an dessen Brust versinkt
Das Leiden, Trostesbalsam, dessen Geist
Die Angst verscheucht, ja Heiligen, der uns reifst
Aus übler Bahn der Wünsche, Herzen zwingt

Sanft gleich der Himmelsluft. O soll nur ich,
Der doch nicht feindliche Gedanken hegt,
Tyrann dich schelten, der uns Geifsel ist!

Boshaft und eigenwillig giebst du dich
Als Sklaven dem, der niemals nach dir frägt,
Stets zögernd dem, der schmerzlich dich vermifst.

LXX.

An den Schlaf.

1806.

2.

Die Herde Schafe, die gemach vorbei
Mir zieht, der Regentropfen müden Klang,
Der Biene leisen, summenden Gesang,
Des blauen Sees, des Himmels Einerlei —

Das alles dacht' ich; doch mein Aug' blieb frei
Von Schlaf. Bald hörte ich der Vögel Sang,
Der aus dem Garten in mein Fenster drang,
Des frühen Kuckucks trüb einförmigen Schrei.

Schon seit zwei Nächten lieg ich so und klage,
Umsonst ersehnt dich noch mein heifses Blut;
O Schlaf, gieb, dafs ich heut umsonst nicht zage;

Denn was ist ohne dich des Morgens Gut?!
Du Segensgrenze zwischen Tag und Tage,
Bring frisches Denken mir und frohen Mut.

LXXI.

1806.

Zu viel ist mit uns spät und früh die Welt.
Die wilde Jagd legt unsre Kräfte wüst;
Wie wenig zeigt Natur, was unser ist!
Wir werfen weg das Herz, wertlos, entstellt.

Die See, die dort den Mond am Busen hält,
Der Wind, der heulend seine Bahn durchmifst,
Und jetzt sich, wie im Schlaf die Blume, schliefst,
— Nichts, nichts, was noch ins stumpfe Ohr uns fällt.

O grofser Gott, viel lieber hielt ich fest
Den Glauben, dem der Heide sich geneigt.
Dann hätte hier sich meinem Blick gezeigt

Ein Blitz, der mich nicht ganz im Dunkeln läfst.
Ich säh', wie Proteus aus dem Meere steigt,
Hört', wie Triton ins Horn, das helle, bläst.

LXXII.

Persönliche Plaudereien.

(Personal talks.)

1806.

1.

Ich lieb' es nicht, mir am Kamin zu kürzen
Die Zeit mit seichtem Schwatzen von Personen,
Mit Freunden, die ganz nahe bei mir wohnen,
Mit Nachbarn, die mich täglich überstürzen,

Bekanntschaften, die immer leicht sich schürzen,
Geistvollen Damen, die uns nie verschonen.
Sie öden mich, gleich Bildern, welche thronen
Für eine Nacht gemalt, ein Fest zu würzen.

O besser als solch Plaudern muſs Verstummen,
Muſs mir ein langes, dürres Schweigen sein,
Bewegungslos zu sitzen ohne Ziel

An dem Kamin beim trauten Feuerschein,
Zu lauschen auf der Flamme knisternd Spiel
Und auf des Kessels leis begleitend Summen.

LXXIII.

1806.

2.

Doch leben, leben lassen, wie ihr's heifst;
Und was ihr seht, das wollt ihr auch beschreiben;
Geistvoller Spott, er dient nur anzutreiben
Zu neuer Thätigkeit den matten Geist.

Gesunder Sinn, Lust, Liebe selbst zumeist
Sie müssen doch an Witz und Hohn sich reiben?
— Sei's drum. Doch mir gestattet fern zu bleiben
Der Welt, die solch ein Alltagsleben weist.

Beglückt die Kinder! Ihre Welt, sie hegt
Mehr Gleichgewicht, liegt teils zu ihren Füfsen,
Teils weit davon. Kein Ton ist süfser, reiner,

Als den die Ferne sanfter zu uns trägt.
Wes Geist nur durch das Auge kann geniefsen,
Der ist ein Sklave, der geringsten einer.

LXXIV.

1806.

3.

Wir haben Schwingen, und soweit wir gehen,
Trifft Freude uns: In Wald und Wildnis ruht,
Was uns bestärkt in unserm Lebensmut,
Dafs wir das Niedere heiligen und erhöhen.

Die Welt, die wir in Träumen, Büchern sehen,
Ist eine Welt von Wesen, rein und gut.
Mit den Gestalten, stark wie Fleisch und Blut,
Wächst unser Glück und wächst auch das Verstehen.

Dort finde ich persönliche Geschichten,
Wie ich sie liebe, sie mir auserwählte,
Und die ich stets mit offnem Ohr vernahm.

Von zweien Teuern will ich nur berichten:
Der sanften Frau, die sich dem Mohr vermählte,
Und jener Himmelsmaid mit ihrem Lamm.[1]

1) Una, die Heldin der ersten Gesänge von Spencers Feenkönigin.

LXXV.

1806.

4.

Und grofs, so glaube ich, ist mein Gewinn.
Denn darum leb' ich fern von bösen Zungen,
Und nie ist Groll und Hafs zu mir gedrungen,
Boshafte Wahrheit, Lüge, feiler Sinn;

Und sanft und fröhlich fliefst die Zeit mir hin
In heiterem Gespräch, in Lust verklungen,
Bis dafs von Tag zu Tag mein Boot errungen
Den Hafen und den stillen Frieden drin.

O Segen ihnen, ewig Lob und Dank,
Die Leid und Liebe edler uns bescheren,
Den Dichtern, die uns hier gemacht zu Erben

Der Wahrheit durch der Lieder Himmelsklang.
Dürft' einst mein Name ihnen zugehören,
Wie gern, wie fröhlich wollte ich dann sterben!

LXXVI.

An Lady Beaumont
im Wintergarten von Coleorton.

1807.

Der Lenz erwacht im Hain mit seinen Klängen,
Bei Winterarbeit hat er mich gefunden,
Da Lauben ich mit Immergrün umwunden,
Und Schlingwerk pflanzte, vom Balkon zu hängen!

Wie zu der Phantasie sich Träume drängen,
Geb' ich der Zeit und der Natur verbunden
Dies Paradies für künft'ge Winterstunden.
O weile gern in den verschlungnen Gängen.

Wird dir einst schwach des Lebens Sonne scheinen,
So wirst du hierher deine Freuden bringen,
Wie der Gedanken feierliche Stille;

Dann wird das Tannenrauschen in den Hainen
Dir lieblich wie Musik des Frühlings klingen,
Entzücken dich, wie seine Blütenfülle!

LXXVII.

An den Maler Haydon.

1815.

Hoch Freund ist der Beruf, der uns erhebt
Zur Schöpferkunst! Ob sie nun Worte braucht,
In lichte Farben sie den Pinsel taucht,
Sie will, dafs ihr das ganze Herz ihr gebt!

Ist sie auch schwach, in ihrer Schwachheit lebt
Die Heldenkraft, die sich die Wahrheit saugt
Aus allem, was die Muse leise haucht,
Wenn dem Verdienst die Welt auch widersteht.

Und o! wenn die Natur selbst unterliegt
Dem lang geübten Druck der dunkeln Not,
Und doch die Seele, vor Verfall bewahrt,

Im Streben nach dem hohen Ziele siegt,
Und nie dem Kleinmut eine Fläche bot,
Grofs ist der Ruhm dann, denn der Kampf ist hart!

LXXVIII.

Der Handeckfall.

1820.

Von dieses Stromes wild unbändigem Dräuen,
Der seinen Riesenleib zum Abgrund drängt,
Hat unser Blick sich furchterfüllt gesenkt,
Doch da er schüchtern wagt sich zu erneuen,

Sieht Blumen er des Wildlings Strand bestreuen,
In Spalten und in Ritzen eingezwängt,
Von seines Zornes Wirbelwind getränkt,
In Felsenhaft sich frischer Farben freuen. —

Sie saugen aus dem Hauche der Zerstörung,
Der ihnen gütiger wie Tau sich zeigt,
Der Schönheit, der Bewegung Freudesein!

Ihm, dem die hohe Fichte in Verehrung,
Dem Gotte der Natur, den Wipfel neigt,
Ihm dürfen ihren kleinen Dank sie weihn!

LXXIX.

Aus den Duddon-Sonetten.

1820.

1.

Nicht Latiums kühlen Schatten kann ich neiden,
Der dankbar noch Bandusiens Quell' umhüllt,
Wo heut' er, wie vor zeiten, plätschernd quillt,
Als dort sein Sänger pries die stillen Freuden.

Sorglos der Blumen, die auf Persiens Weiden
Nie welkend schaun im Bach ihr lieblich Bild,
Achtlos des Wildbachs, der mit Donner schwillt,
Wenn seine Wogen durch das Eisthor gleiten,

Such ich nur deine Quelle, Heimatfluſs!
Heil euch, ihr Berge! Heil du Morgenlicht!
Wie atmet sich's so leicht auf eurer Höhe!

Dort unten quält uns manch ein Traumgesicht.
Rein, kraftvoll flieſst der Vers in deiner Nähe,
Dir Duddon, lang geliebter, gilt mein Gruſs!

LXXX.

Nachgedanken aus den Duddon-Sonetten.

1820.

2.

Ich dachte dein, mein Freund. Mein letzter Gruſs
Galt deinem Scheiden. — Thörichtes Bemühn!
Denn laſs ich rückwärts meine Augen ziehn,
Seh' ich, was war, was ist und bleiben muſs.

Still, unaufhaltsam strömt hinab der Fluſs;
Es bleibt die Form; nie wird das Leben fliehn,
Wenn wir, die wir von Macht und Weisheit glühn,
Wir Menschen, deren kühn vermeſsner Fuſs

Den Elementen trotzte, schwinden müssen.
Sei's drum! Wenn nur ein Werk von unsrer Hand
In künftigen Stunden lebt und dient und wirkt,

Und wenn, bis einst das stille Grab uns birgt,
Durch Liebe, Hoffnung und des Glaubens Band
Wir fühlen: Wir sind gröſser, als wir wissen.

LXXXI.

Aus den kirchlichen Sonetten.

1821.

Ich, der versucht, dich Duddon, zu geleiten,
Der auf zu deinem Wolkenursprung drang,
Und der von deinem Hauch begeistert sang,
Wie Ernst und Anmut um dein Thal sich streiten,

Ich, der es wagt, am Freiheitstrom zu schreiten,
Des Saite laut und beifallspendend klang,
Bis den gehemmten Strom ich frei vom Zwang
Beruhigt sah im Heimatbette gleiten —

— Ich suche nun mit ernstem Sinn die Quelle
Des heiligen Stroms, mit Blumen hold geziert,
Und stolzen Lorbeer, der die Macht verführt,

Mit ihm zu glänzen an unwürdiger Stelle.
Doch winken ihm, der nach dem Laufe spürt,
Nie welke Palmen an der klaren Welle.

LXXXII.

Aus den kirchlichen Sonetten.

Wicliffe.

1821—22.

Und wieder faſst die Kirche neuer Schrecken!
Wicliffe verfolgt ihr Spruch noch übers Leben,
Dem Feuer wurde sein Gebein gegeben,
Die Asche sollt' des Baches Welle decken. —

Sie aber durfte dort die Stimme wecken,
Die auf des Sturmes Fittich liebt zu schweben,
Doch selten dringt durch wirres Menschenstreben:
„Du kleiner Bach, in deinem engen Becken,

Sollst du zum Avon diese Asche leiten,
Von ihm trägt Severn sie zum Binnenmeere,
Und dies zum Ozean, daſs Freund und Feind

Die That, die frevelnde, ein Sinnbild scheint,
Wie dieses kühnen Mannes heil'ge Lehre
Durch Wahrheit sich im Weltall wird verbreiten!

LXXXIII.

Bei der Abreise Walter Scotts nach Neapel.

1831.

Ein Schleier, nicht von Wolken oder Regen,
Nicht als ein Sonnenabschiedsgrufs empfangen,
Hat sich um Eildens Dreigezack gehangen,
Wo mächt'ge Geister nun der Trauer pflegen:

Der ihren einer zieht auf fernen Wegen!
Der Tweed, des Weisen sonst so munter klangen,
Dämpft seine Stimme jetzt in leisem Bangen.
Erhebt das Herz, ihr Trauernden! Der Segen

Der ganzen Welt, er giebt ihm das Geleit;
Und Wünsche und Gebete, edler Gut,
Als man es Königen und Erobrern beut,

Sind dieses Herrschers stolzester Tribut.
Ihr Winde des Ozeans, nun seid bereit,
Tragt unsre Botschaft zu Neapels Flut.

LXXXIV.

Vor einem Bilde.

1841.

1.

Des Bildes Ähnlichkeit preist man dir laut.
Wie fruchtlos doch für mich die Mühe ist,
Der nicht der Zeiten Wandelung ermifst,
Der sich an der Erinnerung Glanz erbaut,

Des Auges Licht, die Pracht der Blüten schaut,
Die nie vergeht, den holdes Lächeln grüfst,
Das nie im Schattenreich den Zauber büfst.
— Hier sieht er nichts, was hold ihm und vertraut.

Kannst du zurück in ferne Jahre gehen
Und sehen, was mein inn'res Aug' erreicht,
Dann Maler könnte deine Kunst allein

Der Seele Schauen ganz befriedigt sehen!
Sie wird, was sich dem niedren Blick auch zeigt,
Doch stets die Herrin treuer Herzen sein.

LXXXV.

Vor einem Bilde.

1841.

2.

Verwirrt, erstaunt sah ich dies Werk erst an.
Nun blick' ich immer wieder auf ihr Bild,
Bis es als wahr dem Herzen sich enthüllt.
Geliebte, unrecht hab ich dir gethan!

Zu sehr des Glücks bewufst, das ich gewann,
Sprach ich zu unbedacht, was mich erfüllt.
Des Mittags Gluten macht der Abend mild.
Dafs jeder neue Morgen froh begann,

Ja stets willkommen schön und ungetrübt,
Dafs heiliger sein junges Licht ersteht,
Dank ich der Tugend, die dich hold umgiebt,

Der sanften Güte, die dein Blick verrät.
Dein grofs bescheiden Herz macht, dafs vereint
Vergangnes, Gegenwart und Zukunft scheint.

LXXXVI.

1786.

Euch Heimatfluren gilt mein Gruſs,
Mein letzter, da ich scheiden muſs.
Wohin mein Schritt sich nun auch wende,
Und wo mein Lauf dereinst auch ende,
Wenn in der Stunde noch das Band
Der Sympathie für euch nicht schwand,
So kehrt der Seele letzter Blick
Noch sehnsuchtsvoll zu euch zurück. —

So schickt die Sonne, eh' sie weicht,
Eh' sie den fernen West erreicht,
Gönnt sie auch keinen letzten Strahl,
Nicht einen einzigen Blick dem Thal,
Ihr zögernd Licht den Bergeshöhn,
Die ihren Strahl zuerst gesehn. —

LXXXVII.

Aus dem Vorspiel.

1799—1805.

1.

Ihr Heimatfluren! wo auch immer ende
Mein Erdenlauf, da will ich eurer denken,
Und sterbend kehrt mein Blick zu euch zurück;
Gleich wie die Sonne, wenn das tiefe Thal
Schon nirgend mehr ein Abschiedsstrahl berührt,
Noch zögernd mit dem Reste ihrer Macht
Zum letzten Lebewohl den Bergesgipfel,
Wo sie erstand, mit Gluten überschüttet.

(Buch VIII.)

2.

Es war ein Sommerabend, und ich fand
Das kleine Boot am Weidenbaum befestigt,
Im Schutz des Felsens, dem gewohnten Obdach.
Ich löst' die Kette, sprang behend hinein
Und stiefs vom Ufer. Heimlich mufst's geschehn,
Mit ängstlichem Vergnügen, und vom Echo
Geleitet, glitt mein kleines Boot dahin,

Und hinter ihm auf beiden Seiten zogen
Im Monde leise glitzernd kleine Kreise,
Bis alle sie in einen Strom verschmolzen
Zu einem Funkenmeer. — Wie jemand rudert,
Der froh der Kunst sein Ziel erreichen will
In grader Linie, heftet ich das Auge
Zur Höhe eines steilen Felsengrats,
Am Horizont dem letzten, und darüber
War nichts als nur die Sterne und der Himmel.
Es war ein Koboldschiff; ich tauchte frisch
Die Ruder in das stille Wasser ein,
Und wie ich sie erhob, da ward mein Boot
Gleich wie ein Schwan die Flut entlang getragen.
Da plötzlich vor mir überm Felsengrat,
Dem Blick hisher verborgen, hebt das Haupt
Ein Zacken, wie aus eigner Macht empor.
Ich rudert weiter, immer höher wachsend
Erschien er von Gestalt ein grimmer Schatten,
Der zwischen mich sich und die Sterne türmte,
Und der mit Absicht und aus eigner Kraft
Gemessen sich bewegend, wie lebendig,
Grad auf mich losschritt; zitternd wandte ich
Und stahl mich rudernd durch den stillen See
Zurück zu dem Versteck am Weidenbusch.
Und heimwärts wandert ich den Wiesenpfad
In ernstem Sinnen; doch nach diesem Schauspiel,
Das ich gesehn, da quälte sich mein Hirn
Noch viel Tage lang mit dunklen Bildern
Von fremden Wesen. Über den Gedanken
Hing mir ein Schleier; nenn ihn Einsamkeit,
Verlassenheit. — Nicht freundliche Gestalten,

Mir blieb kein holdes Bild von See und Himmel
Und nicht des grünen Feldes lichte Farbe,
Nein ungeheure Formen, die nicht leben
Wie Menschen leben, trübten mir die Seele
Bei Tag und störten mir die Träume selbst.

(Buch I.)

3.

Ihr kennt den Knaben wohl, ihr Felsenriffe,
Ihr Inseln des Winander! Oft am Abend,
Wenn schon die ersten Sterne funkelten
Und sich am Saum der Hügel hin bewegten,
Hier aufwärts dort herab, — stand er allein
An einen Baum gelehnt am Seegestade.
Und mit verschränkten Fingern preſste er
Die Hände aneinander, führte sie
Zum Mund, und blies wie durch ein Instrument
Den Schrei der Eulen nach, um sie zu wecken,
Daſs sie ihm Antwort gäben —; sie erwachten
Und riefen durch das stille Wasserthal
Antwort auf seinen Ruf mit hohlem Schall,
Mit langgezognen Lauten, die vom Echo
Verdoppelt tönten, wie ein wilder Wettstreit,
Ein lustiges Getön. Doch wenn dann plötzlich
Ein Stillstand seiner Kunst zu spotten schien,
Wenn er dann hielt und in das Schweigen lauschte,
So machte ihm des Bergstroms tiefe Stille
Das Herz erbeben; in die Seele drang
Ihm unbewuſst, was sichtbar ihn umgab,

Das feierliche Bild mit seinen Felsen,
Den Wäldern, und dem ungewissen Himmel,
Der von dem stillen See empfangen ward.

(Buch V.)

4.

Kind meiner Eltern, Schwester meiner Seele,
Dank sagt' ich dir schon oft mit warmen Worten,
Dank für die erste, reine, zarte Liebe,
Die ich aus deinem Wesen sog — doch wahrlich
Nicht wen'ger schuld' ich dir in spätren Jahren.
Trotz sanfter Leitung deiner lieben Hände,
Die meiner Kindheit einen reichen Frühling
Von fruchtbaren Gedanken weit erschlossen,
Trotz jenes Zaubers, den Natur und Leben
Als eigne freie Gabe wie verstohlen
Ins Herz mir pflanzten, schätzte ich zu hoch,
So lang ich noch ein Jüngling, jene Liebe
Und jene Schönheit, die, wie Milton singt,
Den Schrecken birgt. Du aber hast besänftigt
Die Überstrenge! Du, o meine Freundin,
Sahst meine Seele abhold aller Anmut,
Zu sehr vertrauend auf ihr eignes Selbst,
Zu lang von strengen Bildern nur erfüllt.
Sie war ein Felsen, stromumrauscht, den Wolken
Ein Nahvertrauter und der Sterne Liebling;
Du aber pflanztest Blumen um die Risse
Und überhangend Buschwerk, das im Winde

Sich leicht bewegt und lehrtest kleine Vögel
Dort ihre Nester baun! — Und da Natur,
Die lang den ersten Platz in meinem Herzen
Behauptet hatte, nun zur zweiten Stelle
Herabstieg, sich als Dienerin bequemte
Der edlern Leidenschaft: wo jeder Tag
Den Sinn für das gemeine Wohl mir schärfte,
Und auf der ganzen Erde reiche Gaben
Von lautrer Menschenliebe aufgekeimt,
Da ging dein Hauch, o Schwester, wie ein Frühling
Von sanftrer Art vor meinen Schritten her. —
Nun kam auch sie, die frühe Freundschaft schon
Mit dir vereint! Nicht nur ein Sonnenstrahl,
Ein Schmuck des Augenblicks, nein als Genossin
Des Herzens, doch ein Geist, so ganz befähigt,
Das Hohe, wie Geringe zu durchdringen,
So wie entzündet an dem gleichen Lichte
Der schönste von viel tausend Sternen funkelt
Und auch der schwache Wurm, der hier sein Lämpchen
Im tauigen Grase still verborgen nährt. —
Bei solchen Fragen und mit solchem Thema,
Sollt ich von dir, o Coleridge, wohl schweigen?
Du grofse Seele, die auf diese Erde
Uns zu verstehen, uns zu lieben kam,
Von dessen Wesen hell die Liebe leuchtet;
Wie könnt' ich stumm sein, eh' von dir ich sprach?
Dein Einfluſs fand ins Innerste des Herzens
Leicht seinen Weg. Da lösten sich der Furcht
Die überspannten Saiten; der Gedanken
Selbstquälerischer Geist erlernte bald
Das rechte Maſs zu finden; das Geheimnis,

Das auf den Sinnen und der Seele lastet,
Von Leben, Tod, von Zeit und Ewigkeit
Liefs eine mildere Vermittlung zu:
Im reinen Glück an engbegrenzten Sorgen,
Wie sie dem Menschen hier bemessen sind,
Ob er begnadigt für ein Dichterloos,
Ob ihm bescheidne Namen nur geziemen.
So wurde die begeistert hohe Freude,
Das Halleluja, das sich jauchzend schwingt
Empor von allem, was da lebt und atmet,
Geläutert und geebnet durch die Würde
Der Wahrheit, durch Vertraun in die Vernunft,
Und in den mächt'gen Schutz des ew'gen Willens,
So dafs wir in Verehrung heiliger Pflicht
Hier, wenn es Not thut, mit dem Sturme kämpfen,
Dort immergrüne Pflanzen auf des Lebens
Bescheidne stille Ebne friedlich streun!

(Buch XIV.)

5.

O froher Schwung der Hoffnung und der Freude!
Welch mächt'ge Hilfe war auf unsrer Seite,
Wir, die wir stark und fest in Liebe waren!
's war Freude nur den jungen Tag zu sehn,
Doch damals jung zu sein, war reiner Himmel!
O welche Zeit, da all der trockne Zwang
Von Sitte, von Gesetz und von Statuten
Sich wandelte in ein romantisch Land,
Wo die Vernunft auf ihre Rechte pochend
Sich selbst als erste Zauberin berief,
Um eifrig so das stolze Werk zu fördern,
Das unter ihrem Namen sich entfaltet.
Nicht nur ein Ort, o nein, die ganze Erde
Sonnt' damals sich in hoffnungsvoller Schönheit,
In jener Hoffnung, wie im Paradiese
Sie wohl zu Zeiten noch gefühlt mag werden,
Wo man die Knospen über Blüten stellt.

(Buch IX.)

LXXXVIII.

Aus dem Ausflug.

1.

Heil! wenn die ruhmesvolle Zeit erscheint,
Wenn dies erhabne Reich die Wissenschaft
Als höchstes Gut und besten Schutz sich preist,
Und wie es Unterthanentreue heischt,
Die Pflicht erkennt, Belehrung dem zu spenden,
Der zum Gehorsam ihm geboren ward!
Wenn es sich selbst durch ein Gesetz gebunden,
Um allen Kindern, die sein Boden nährt,
Des Wissens schlichten Anfang zu versichern,
Und ihrem Geist der Sitte heil'ge Wahrheit
Verständlich klar zu machen, so dafs niemand,
Wie arm er sei, vom Segen der Kultur
Entblöfst sich sähe, nicht gezwungen sei,
Sich mit des Lebens Mühsal abzuplagen,
Und ganz des Geistes Rüstzeug zu entbehren,
Gleich wilden Horden unter Bürgern lebend,
Gleich einer Sklavenbande unter Freien!
Dies Recht, geheiligt fast so wie das Recht
Zu sein und mit des Lebens Unterhalt
Versorgt zu sein, das lallend schon das Kind

Durch Gottes Willen als sein Erbe fordert,
Als seiner Unschuld Schutz! Der rohe Bursch,
Der längst der Kindheit Reinheit hinter sich,
Im Trotze seine düstre Stirne faltet,
Mit Vorsatz seine Hand zum Unheil hebt,
Der Sprache heil'ge Gabe nur verwendet
Zu gottlosem Gebrauch, er weist sein Recht
Uns wider Willen, da ihm alles mangelt.
Fruchtlos wird dieser Anspruch jetzt erhoben,
Umsonst gefordert dieses heil'ge Recht,
Von Eltern, die vergebens geltend machten
Den Wunsch danach, als sie es selbst einst brauchten.
Drum soll's wie ein Gebet, das aufwärts schwebt,
Des Staates väterliches Ohr erreichen,
Der, wenn sein Herz nicht ganz verhärtet ist,
Wenn er nicht ganz der Dankbarkeit entbehrt,
Die er dem Höchsten schuldet, dieses Gut,
Dies hohe wohl bewill'gen wird, das England,
Gesichert vor dem Einfall fremder Mächte,
In Ruhe schaffen kann, frei von Gefahr,
Dafs, was es selbst in seiner Weisheit thut,
Von Fremdlingen vermag zerstört zu werden.

(Buch IX.)

2.

In unsrer Seele wohnt die Fähigkeit,
Dafs sie den Zufall, der sie hindern will,
Verdunkeln und verbergen, — so gestaltet,
Dafs er nun selbst in hellem Lichte strahlt
Und ihren angebornen Glanz erhöht!
So wie der Mond, der in der tiefen Stille
Des Sommerabends hinter dichtem Hain
Emporsteigt, wie ein sanftes stilles Feuer
Sich in der Bäume grünem Laub entzündet
Und ihren dunklen Schleier so durchleuchtet,
Dafs in ein Meer des Glanzes er ihn wandelt,
Ja, siegreich seinem eignen einverleibt. —
So wohnt die gleiche allgewalt'ge Kraft
Im ewigen Geist des Menschen, so verherrlicht
Verkündet sich die Tugend, und so wandelt
Sie in ein stilles, schönes, ruh'ges Feuer.
Die lastenden Beschwerden unsers Lebens,
Den Irrtum, die Enttäuschung, ja die Schuld
Und selbst, nach der Vergeltung mildem Spruch,
Oft der Verzweiflung schrecklich schweren Druck.

(Buch IV.)

3.

Mit jeder Form des Daseins ist verknüpft
Ein thätiges Prinzip — mag es verborgen
Auch sein vor unsern Sinnen — es besteht
In allen Dingen der Natur: den Sternen
Des blauen Himmels, in den flücht'gen Wolken,
In Blumen, Bäumen, jedem Kieselsteine
Am Grund des Baches, in dem harten Felsen,
Dem Wasser und der unsichtbaren Luft.
In allem was besteht, wirkt diese Kraft,
Weit über sich hinaus, ein Gut vermittelnd,
Hier reinen Segen, dort vermischt mit Übel,
Ein Geist, der keine Sonderstelle kennt,
Nicht Kluft, nicht Einsamkeit; von Glied zu Glied
Kreist er umher, die Seele aller Welten.
Das ist des Universums hohe Freiheit;
Entfaltet sichtbar mehr, je mehr wir wissen,
Und doch am wenigsten verehrt, geachtet
Im Menschengeiste, ihrer höchsten Wohnung.
Bedachtes Handeln ist der Hoffnung Nahrung,
Raubst du ihr dies, nimmst du ihr jede Stütze;
Sie schmachtet — stirbt. Und wir verderben mit,
Denn nur durch Hoffnung leben wir und sind wir,
Wir sehen einzig durch dies heitre Licht
Und atmen nur der Zukunft süfse Luft,
So leben wir und haben sonst kein Leben.

(Buch IX.)

4.

Schon hat die Sonne
Mit mehr als der gewohnten Pracht im Sinken
Des Westens Saum berührt; doch Pfeile Licht —
Die plötzlich vom Gestirne sich verbreiten,
Das hinterm Bergeshaupt sich uns verborgen,
Verschleiert auch vielleicht von dichter Luft;
Sie schießen auf zur lichten weiten Krone
Des blauen Firmaments: Und ein Getümmel
Von kleinen flücht'gen Wolken sahen wir,
Eh' wir des Wechsels uns bewußt geworden,
Ihr luftiges Gewebe ganz durchleuchtet
Wie Feuer glühn; unzählige Gestalten
Von Wolken, die sich seltsam aufgetürmt,
Sind durch des Himmels weiten Kreis verstreut;
Durch zaubrische Verbindung werfen sie
Einander zu die lichterfüllten Farben,
Die von des Glanzes unsichtbarer Quelle
Sie unerschöpflich weiter in sich saugen,
Und was am Himmel sich entfaltet, spiegelt
Die feuchte Tiefe in erhabner Einheit.

(Buch IX.)

LXXXIX.

Laodamia.

1814.

„Vor Sonnenaufgang wollt mit Weihgeschenken,
„Ach, von fruchtloser Hoffnung noch durchlodert,
„Die Unterirdischen ich gnädig lenken,
„Hab von den Schatten mir den Herrn gefodert!
„Nun wendet sich zum Himmel neu mein Flehn,
„Lafs mich, o Zeus, lafs mich ihn wiedersehn!“

So betet sie, die heifse Liebe zwingt,
Sie hebt die Hände gläubig himmelwärts,
Und wie die Sonne durch die Wolken dringt,
Erglüht ihr Antlitz, weitet sich ihr Herz;
Das Auge spannt sich, hoch wächst die Gestalt,
Und schweigend harrt sie auf des Spruchs Gewalt.

O Schrecken, was erblickt sie dort! — O Freude
Was sieht sie plötzlich, was darf sie erschaun?
Ihr Held, den man erschlug auf Trojas Heide,
Ist er es? Darf sie ihren Sinnen traun?
— Er ist's, mit leiblicher Gestalt geziert,
Von Hermes, dem beschwingten Gott geführt!

Und Hermes spricht und rührt sie mit dem Stabe,
Nimmt alle Furcht: „So krönte man dein Beten,
Laodamia! Sieh Zeus hohe Gabe,
Dein Gatte darf des Lichtes Pfad betreten.
Er kommt, drei Stunden darf er bei dir weilen;
So nimm ihn hin, sie darfst du mit ihm teilen.“

Aufsprang die Königin voll Leidenschaft,
Und zweimal will sie ihren Herrn umfangen;
Doch leere Luft entzieht sich ihrer Haft,
Versucht sie es aufs neue voll Verlangen.
Der Schatten schwindet — um sich neu zu einen,
Und wieder ihrem Auge zu erscheinen.

„Protesilaus! sieh, der Gott ist fort,
„Bestätige die Erscheinung mit dem Munde,
„Sieh den Palast hier, deinen Thron sieh dort!
„Sprich, und die Erde jauchzet in der Runde.
„Nicht, mich zu schrecken, gab mir, nicht zum Spott
„Dies kostbare Geschenk ein gnädiger Gott.“ —

„Nichts Unvollkommnes giebt Zeus' gütige Hand,
„Laodamia! Bin ich nur ein Schatten,
„Nicht dich zu schrecken, ward ich hergesandt,
„Zu lohnen deine Treue für den Gatten.
„Auch eignem Werte darf ich etwas danken;
„Endlosen Lohn bringt Tugend ohne Wanken.

„Du weifst, wie Delphis Priesterin gesagt:
„Der stirbt, der Trojas Strand zuerst berührt.
„Der Drohung trotzend hab' ich es gewagt,

„Ein Opfer, das dem hohen Ziel gebührt.
„Ich sprang als erster auf der Küste Sand,
„Ein Todgeweihter — mich schlug Hektors Hand.“ —

„Der Helden erster, tapfer, edel, gut!
„Die stolze Kühnheit will ich nicht mehr klagen,
„Die dich, da tausenden entschwand der Mut,
„An den verhängnisvollen Strand getragen.
„Dir ward — nun du bei mir, kann ich's verzeihen —
„Ein bessrer Rat, als Liebe konnte leihen.

„Doch du, dem so erhabne That entsprossen,
„Bist gütig so wie fest, so kühn wie schön.
„Und der dich neu belebt, hat auch beschlossen,
„Dafs du dem Neid des Grabes sollst entgehn.
„Die Lippe glüht, reich ist der Locken Duft,
„Wie da du atmetest Thessaliens Luft.

„Kein Geist, kein Schatten bietet mir den Gruſs.
„Laſs blühender Held, dich traulich bei mir nieder.
„Auf wohlbekanntem Lager gieb den Kuſs
„Mir, deiner Braut, zum zweiten Male wieder.“
— Zeus zürnt im Himmel; und der Parze Hand
Färbt fahl die Lippe, der das Leben schwand.

Dies Antlitz spricht: „Vorbei ist mein Geschick;
„Doch klage nicht des Wechsels. Nein, und kehrte
„Der Sinne Freude auch so schnell zurück,
„Wie sie vergeht — die Erde, ach, zerstörte
„Mit Recht die Lust, die nicht im Jenseits wohnt,
„Wo stilles Glück, erhabnes Leid nur thront.

„Nimm treue Gattin meinen Rat. O quäle
„Dich nicht mit Leidenschaft. Die Götter loben
„Die Tiefe nur, den Aufruhr nicht der Seele.
„Nicht Übermafs, nur Inbrunst gilt dort oben.
„Halt Mafs in Freude, halte Mafs im Trauern
„Beim Scheiden; denn nicht lange kann ich dauern.“ —

„Warum? Hat Herkules nicht mit Gewalt
„Alcestis einst dem düstern Grab entrissen,
„Dafs es aufs neu die blühende Gestalt
„Der Erde Licht hat wiedergeben müssen?
„Medeas Zauber hat die Zeit bezwungen,
„Und Aeson stand ein Jüngling unter jungen.

„Die Götter sind uns gnädig! Ja sie werden
„Uns mehr noch geben. Machtvoll nah und fern,
„Weit mehr als Sehne, Nerv, als die Gebärden
„Des Zaubrers, mächtig über Sonn' und Stern
„Ist Liebe, selbst gebeugt von Todesschmerz,
„Sei auch ihr Thron ein schwaches Frauenherz.

„Doch gehst du, folg' ich dir!“ — da heischt er „Frieden“.
Sie schaut auf ihn, und sie wird ruhig, fröhlich.
Die Geisterfarbe war von ihm geschieden,
Aus seiner Miene und Gestalt schien selig
Elysiums Schönheit, doch in ernstem Kleide
Aus einem Reiche still gedämpfter Freude.

Er sprach von Liebe, wie sie Geister fühlen,
Von Welten, deren Lauf das Ebenmafs,
Wo keine Furcht ist, keine Kämpfe wühlen,

Wo keine Reue ist, und wo kein Hafs.
Er sprach von Heldenkunst, von ernst'rem Geist
Belebt, der reine Harmonieen weist.

Von allem Höchsten, was sich dort gestaltet
Zu hehrer Pracht, von der krystallnen Flut,
Dem göttlich reinen Äther, der dort waltet,
Dem Felde, das im Purpurlichte ruht,
Dem Sonnenglanz, dem selbst in schönsten Tagen
Die Erde sich zu messen nicht darf wagen.

Und dieses alles soll die Seele erben,
Kraft ihrer Tugend —. „Wenig, mufs ich sagen,
„Dacht' ich an Menschenende und an Sterben,
„Da an unedlen Spielen, an Gelagen
„Ich eitlen Trost nach unsrer Trennung fand,
„Da doch bei dir die Nacht nur Thränen kannt',

„Und während die Genossen mir vor Augen
„— Denn seiner Neigung folgt ein jeder Held —
„Sich üben, dafs zur Ruhmesthat sie taugen,
„Mit kriegerischem Spiel, und da im Zelt
„Die Könige und Führer Rates pflagen,
„Als wir gebannt in Aulis Hafen lagen.

„Der langersehnte Wind erschien. Nun überlegte
„Ich des Orakels Spruch auf stillem Meer,
„Dafs, wenn nicht gleichen Wunsch ein Bessrer hegte,
„Mein Schiff vor tausend anderen einher
„Als erste Beute stofse an den Strand,
„Mein Blut als erstes färbe Trojas Sand.

„Doch bitter, ach zu bitter war die Pein,
„Wenn ich, geliebtes Weib, an dich gedacht.
„Oft stürmt' Erinnrung mächtig auf mich ein
„An alles, was das Leben uns gebracht,
„Den Pfad, den ich betrat, der Blumen Tau,
„Der Städte Plan und halbvollführten Bau.

„Doch gab dem Feind ein Zögern Recht zum Ruf:
„„Seht wie sie zittern! Prächtig ist ihr Kommen;
„„Doch keiner, der sich Mut zum Sterben schuf.““
„Das hat der Seele Schwachheit mir genommen,
„Kam sie auch neu; erhabene Gedanken
„Sie wurden That, ein Opfer ohne Wanken.

„Du, stark in Liebe, bist doch schwach und weich
„In Selbstbeherrschung, langsam in Vernunft.
„Ich bitte dich: such' erst im Schattenreich
„Die neue selige Zusammenkunft.
„Die unsichtbare Welt hat dich erhört,
„Mach ihres Mitleids deine Liebe wert.

„Lern' so dein sterblich Sehnen zu erheben
„Zu höhrer Würde; denn zu solchem Ende
„Ward heilige, mutige Liebe uns gegeben.
„Das Übermafs der Leidenschaft o wende,
„Dafs es dein Selbst vernichte. Und ihr Band,
„Ein Traum ist's, dem die Liebe sich entwand.“

Laut schreit sie auf —; denn schon erscheint Merkur
Umsonst will sie den Schatten noch umschlingen!
Zu kurz, wenn Jahre, was jetzt Stunden nur!

Nicht Erdenmacht kann ihr ihn wiederbringen.
Zu Reichen, wo kein Licht die Götter schufen,
Eilt er hinab, wo ihn die Toten rufen.
— Und leblos stürzt sie auf der Halle Stufen.

Sie starb, umsonst getadelt und gewarnt.
Es ward ihr traurig Los, dafs ihr Verbrechen
Die Götter, die kein Mitleid schwach umgarnt,
Mit unabänderlichem Spruche rächen.
Der seligen Geister Lust darf sie nicht teilen,
Die in den nie verwelkten Hainen weilen.

Doch darf der Mensch dem Leiden Thränen weihn,
Und Hoffnungen, zerstört und übermannt,
Betrauert er —; und nicht der Mensch allein,
Wie er so gerne wähnt: Es hat am Strand
Des Hellespontus — also wird erzählt —
Ein Hain von ernsten Pappeln sich gewoben
Rings um sein Grab, für den sie Tod gewählt.
Doch stets, wenn sie zur Höhe sich erhoben,
Dafs Ilions Mauern ihrem Blick sich zeigen,
So mufs ihr Gipfel sich zur Erde neigen.
— Ein steter Wechsel zwischen Sinken, Steigen.

XC.

Einsiedlersprüche.

1818.

Was ist Hoffnung? Tau der Frühe,
Der von schwanken Halmen nickt,
Spinngewebe leicht besprühe,
Sie verräterischer schmückt.

Was ist Furcht? Nenn's luft'ge Laute,
Schmerzverkündend ohne Not,
Und den täuschend, der noch traute,
Wenn des Schicksals Pfeil schon droht.

Was ist Ruhm? Sieh wie am Stumpfe
Flackernd dort die Kerze lischt!
Stolz? Sieh wie dem Stern zum Trumpfe
Knatternd die Rakete zischt. —

Was ist Freundschaft? Trau ihr nimmer,
Nie sei ihrem Schwur geglaubt!
Strahlt des Demants hellster Schimmer
Nicht vom zitternd schwachen Haupt?

Wahrheit? gleicht dem schwanken Rohre!
Pflicht? der unwillkommnen Last!
Freude? Sieh wie trüb im Moore
Dort des Mondes Bild verblafst. —

Glänzend durch des Äthers Bläue
Zeigt er sich des Wandrers Blick,
Froh begrüfst — da tritt aufs neue
Hinter Wolken er zurück.

So ist Freude bald verschwunden,
Bald mifsstaltet dem Gesicht,
Bald vom Unkraut dumpf umwunden,
Das ihr raubt das holde Licht!

Jugend tanzt mit Wellenfreude
Vor dem Wind zur Felsenwand.
Alter welkt wie knorr'ge Weide,
Auf dem öden flachen Strand.

Frieden! — Wenn die Schmerzen schwinden
Und der Liebe Leid verstummt,
Lafs den letzten Seufzer künden,
Eh' die Totenglocke summt. —

XCI.

Cäcilia.

1824.

Wie edel sich die Stirne baut,
Wie klar der Blick gen Himmel schaut!
Führt sie zum Glanz beschwingte Mächte,
Eh' Sorge sich erneut,
Die Erdenstunde wiederbrächte
Der niedern Sphären Leid!
So blickt Cäcilia, als ihr Spiel
Die Engel niederzog
Und ihrer Töne Weihgefühl
Anbetend aufwärts flog!

Doch Hand und Stimme ruhn zugleich,
Kein Laut dringt aus der Töne Reich
Wie sonst hervor; und wie gebannt
Stützt ihre Wange eine Hand,
Die andre auf dem Busen liegt,
Der atemlos jetzt eingewiegt,
Von Engelsharmonieen besiegt,
Trinkt himmlisch hohe Nahrung.
Die hehre Weise jener Welt
Hat hold ihr reines Aug' erhellt
Mit heil'ger Offenbarung.

XCII.

Aus dem Dreigestirn.

An Sara Coleridge.

1828.

Tritt Erstgeborne nun in dieses Reich,
Dem träumerischen Morgen gleich,
Den früher Lerchenton begrüßt,
Eh niedre Lust sich rings ergießt. —
Und magst du schön so wie der Aufgang sein,
Vergleich ich dich des Abends Himmelsschein, —
Du nahst, und jede Hoffnung ist gestillt,
Und von des Weibes sanfter Kraft erfüllt,
Vermagst du Leid und Kummer zu zerstreuen.
— So grüß ich dich, wenn der Gedanken Macht
Aus einem Buch, das zögernd du geschlossen,
Des Friedens Licht in deinen Geist gegossen,
Zur Sonne schönrer Zeiten dich gebracht.
Die Stirne hebt sich, sieh, ihr reiner Glanz
Durchleuchtet ihrer Haare Schattenkranz!
So blinkt der Mondessichel zartes Licht,
Wenn es durch dunkle Haine spähend bricht.
Nur zartes Rot schmückt ihre Wangen,
Begehre nicht, daß sie noch reicher prangen,
Und fürchte nicht des Auges tiefen Schein;
Laß deine Liebe vor dem blauen Grunde,
Wo Schönheit und Gedankenernst im Bunde,
Sich huldigend der Macht der Reinheit weihn.

Was willst du mehr? War je auf sonn'gen Matten,
Je unter dichtem Blätterschatten
Solch tiefe Ruhe zu gewinnen,
Seitdem die Erde schweigt, wenn Engel sinnen?
Sie schreitet sanft, als ob ihr leichter Fuſs
Den Tau der Berge zu zertreten meidet,
Der schmelzend bald an Blumenbrust verscheidet,
Als fühlte sie, daſs aller Blumen Leben,
In was für Glanz und Farbe sie auch lachen,
Des Herzens Innerstes aufhorchen machen:
Denn nimmt sie hier als Liebesgruſs die Braut,
Muſs dort ihr dichter Wuchs ein Lager geben
Dem Hirten, sorglos sich darauf zu strecken,
So muſs ihr Schmuck das Marmorgrab auch decken,
Auf Rasen keimen, den der Schmerz betaut.

XCIII.

Elegische Verse auf Beaumonts Tod.

1830.

Mit reichem Lobe, wohlgesetzt und breit,
In Stein gemeifselt, trotzen wir der Zeit.
Wie schwach! Doch unser Fühlen drängt und wirbt;
Wir müssen kämpfen, wenn ein Guter stirbt.
Das fürchtet Beaumont; dies hat er verwehrt,
Ein Geist, der Demut nur für sich begehrt.
Hier aber sei, wenn wenigen auch der Tag
So lang im Sonnenschein des Ruhmes lag,
Die Anmut seiner Sitten und der Glanz
Der Phantasie, die wie ein Strahlenkranz
Ihn selbst und seinen Umgang stets geziert,
Der sich von Takt und Zartheit nie verliert,
Der Lebensweisheit freundlich, gütiger Sinn,
Der jeden Streit gehemmt vor dem Beginn,
— Solch seltner Tugenden, solch reicher Macht,
Sei in des Waldes Schatten hier gedacht.
Dahin für immer! Wie ein Windstofs geht,
Der Tausende von Blättern mit sich weht!
Fort von der Welt, die Luft und Meer umhüllt,
Von all dem geistbewegenden Gebild,
Das oft des Malers Forscherblick erfüllt,
Des Dichters Herz! Ein Werk hiermit verwandt
Vollführte glücklich bildend seine Hand,
Wahr auch gemeinen Augen, und doch schafft
In ihm ein Gleichgefühl der Gotteskraft.

Ach allzu schnell entrissen all der Lust,
Die jede Zeit zu geben ihm gewufst,
Der Anmut rüstigen Alters schon entrückt,
Wo uns Musik und edles Wort beglückt!
Oft wenn der Abendlampe trautes Licht
Mit sanftem Glanz verklärte dein Gesicht,
Gabst du den Freunden mit Geberden, Blick,
Mit mehr als Bühnenkraft noch Shakespeares Stück.

Wenn du mich hörst, und wenn dein Geist noch kennt
Die Freuden, die der Wald sein eigen nennt,
Indes die Dinge, der Erinnerung wert,
Gedanken, Pläne, die wir heifs begehrt,
Vor dem verklärten Geist nur wie ein Schaum,
Ein eitles Bruchstück sind vom Erdentraum —
Weis uns nicht von dir! — Dem Befehle gab
Man Folge: „Keinen Lobspruch auf mein Grab.“
Wir aber finden, dafs ein echter Schmerz
Durch Schweigen nicht entlastet unser Herz.
Zu lang verborgen ist dein Name gleich
Der Rose, an verschlossner Schönheit reich,
Mafsliebchen gleich, das wie ein Kelch sich neigt,
Und seine holde Lieblichkeit verschweigt.
In diesen Hainen, wo ein Seufzer leis
Vergangne Schatten zu beschwören weifs,
Steh eine Widmung — sie vielleicht wird stehn,
Wenn Turm und Tempel einst in Trümmer gehn.
Und wenn kein Marmordenkmal an der Gruft
Des Todes Weisheit ins Gedächtnis ruft,
Soll grüner Epheu, sprieſsend aus dem Grund
Den Stein umschlingen, Kräuter, lieblich bunt,

An deren Wohlgeruch, von Tau benetzt,
Das Herz, befreit von Kummer, sich ergötzt.
Wenn Wahrheit, Liebe sich ihr Ziel gewählt,
Wenn sie von Fleifs und Genius erzählt,
So zeugen sie von dir beredt und laut,
Doch hat die Tugend richtend er geschaut,
Der Gott, auf dessen Gnade du vertraut.

XCIV.

Airy-Force Thal.

1842.

Kein Atemzug der Luft
Bewegt den Busen dieses Schattenthals,
Und starr wie Felsen stehn an Baches Rand
Die Bäume rings umher, und selbst der Flufs,
Alt wie die Berge, die von fern ihn nähren,
Vertieft die Ruhe mehr, als er sie stört,
Wo alles sonst bewegungslos und still. —
Doch eben dringt ein leichter leiser Hauch,
Vielleicht entflohn dem Sturm, der draufsen rast,
Herein; von starken Eichen ungefühlt,
Zeigt seinem sanften Wehen sich empfindlich
Die zarte Esche, und geneigt vom Rande
Der dunklen Höhle wogen ihre Zweige
In tiefer Stille — doch Musik den Augen,
So machtvoll fast, wie Harmonie der Töne
Den Wandrer fesselnd, sänft'gend die Gedanken.

XCV.

Inschrift in Rydalmount.

Auf Wordsworths Wunsch ward mancher Baum
Verschont in diesem Thal!
Auf diesen Stein in Maurers Hand,
Des eigne Schönheit er erkannt,
Fiel einst des Sängers Wahl.
So lafs ihn ruhn, es kommt die Zeit,
Da einst ein zarter Sinn
Ihm einen leisen Seufzer weiht,
Als einem, der dahin.

Anhang.

Shelley über Wordsworth.

I.

O Dichter der Natur, dir flossen Thränen
Um Dinge, die für immer hingesunken,
Um Kindheit, Freundschaft, erster Liebe Funken;
Wie Träume flohn sie, liefsen dir das Sehnen.
Das fühl' auch ich; doch ein Verlust ist mein,
Den du wohl fühlst, um den nur ich mufs trauern.
Du warst ein Stern, des einsam heller Schein
Der schwachen Barke glüht in Winterschauern;
Gleich einer Felsenzuflucht überragt
Hast du die kämpfende und blinde Menge,
Geehrt in Armut, hast du stets gewagt
Der Wahrheit und der Freiheit heilige Sänge.
Das gabst du auf — da blieb der Kummer mein,
Dafs, was du warst, du nicht mehr solltest sein.

II.

Einleitung zu Shelleys Alastor.

Luft, Erde, Meer, geliebte Brüderschaft,
Gab unsre grofse Mutter mir ein Herz,
Von Ehrfurcht der Natur erfüllt, zu fühlen
Wie ihr mich liebt, und wenn ich dies Geschenk
Euch wieder lohne, wenn der Tau am Morgen,
Der Wohlgeruch am Mittag und am Abend,
Der Sonnenuntergang mit seiner Pracht,
Die Mitternacht in feierlicher Stille,
Der Herbst, der durch die Wälder traurig seufzt,
Der Winter, der mit Schnee und eis'ger Krone,
Das graue Gras, den kahlen Zweig umkleidet,
Und wenn des Frühlings wollustvolles Pochen,
Mit denen er die ersten Küsse haucht,
Mir teuer ist, wenn nie den bunten Vogel,
Nie ein Insekt und nie ein sanftes Tier
Ich je bewufst beleidigt — nein sie liebe
Und pflege, die mir gleich an Art, — vergebt
Den Selbstruhm — meine Brüder und entzieht
Auch heut mir nichts von der gewohnten Gunst!

O Mutter dieser unermessnen Welt,
Weih' den erhabnen Sang mir; denn ich habe
Nur dich geliebt — ich habe deine Schatten
Und deiner Schritte dunkelsten belauscht,
In die geheimnisvollen Tiefen staunt
Mein Herz ohn' Unterlafs — ich fand ein Lager
Im Beinhaus und auf Gräbern, wo der Tod
Trophäen, von dir gewonnen, um sich sammelt.

Dort wollt ich stillen die beständ'gen Zweifel
An deinem Wesen, — wollte einen Geist
Als deinen Boten zwingen, dafs er Nachricht
Mir gäbe, was wir sind. In stillen Stunden,
Wenn Nacht in ihrem Schweigen zaub'risch tönt —,
Wie ein verwegner Alchimist begeistert
An eine dunkle Hoffnung alles hängt,
Hab' Sehnsuchtsworte und beredte Blicke
Mit unschuldsvoller Liebe ich vermischt,
Bis seltsam sich die Thräne mir verband
Mit atemlosen Kufs zu einem Zauber,
Dafs die berückte Nacht bezwungen mir
Dein Innerstes erschlofs — und wenn auch nie
Dein Allerheiligstes du mir entschleiert,
Genug sind mir von unkündbaren Träumen,
Von Zwielicht-Phantasien, von Nachtgedanken
Ins Herz geschienen, dafs nun feierlich
Und still (wie eine langverklungne Leier
In einsam hohem Dome aufgehängt)
Ich deinen Hauch erwarte, grofser Geist,
So dafs melodisch meine Weise murmelnd
Wie Luft, wie Meer und Waldesrauschen tönt,
Und mir zum Lebenshymnus wird, gewoben
Aus Tag und Nacht, dem tiefen Menschenherzen.

III.

An ein Tausendschönchen, das der Dichter beim Pflügen herausrifs.

Von Robert Burns.

Weh, armes rotes Blümelein,
Zu übler Stunde acht' ich dein,
Mufs ich dich doch dem Tode weihn,
In Staub dich betten;
In meiner Macht kann's nicht mehr sein,
Dich zu erretten.

Den Nachbar hab' ich dir verscheucht,
Die Lerche, deren Fufs dich leicht
Tief in den tauigen Weizen beugt,
Eh' sie voll Lust
Den Morgen grüfsend aufwärts steigt
Mit leichter Brust. —

Ach, kalt empfing der schneid'ge Wind
Der Erde frühes zartes Kind;
Du aber blühtest fort so lind,
Im Sturmeswehn,
Kaum übern Boden ragend find'
Ich Blüten stehn. —

Der Blumen Pracht im Gartenraum
Schützt hier ein Wall, ein hoher Baum,

Du aber findest Obdach kaum
Bei Scholl und Stein,
Du schmückst des Stoppelfeldes Saum
Still und allein.

In deinem knappen, zarten Kleid
Dein Busen sich der Sonne beut,
Dein Haupt erhebt Bescheidenheit,
Anmut'ger Sinn.
Nun that mein Pflug dir herbes Leid,
Du sankst dahin.

Das ist das Los unschuld'ger Maid,
Dem ich süfs Blümlein dich geweiht;
Sie traut der Liebe falschem Eid,
Der sie verriet,
Bis sie, befleckt wie du, ihr Leid
Zum Staube zieht.

Des Barden Los zeigst du mir an,
Der auf des Lebens Ozean
Das Steuer niemals lenken kann,
Das Klugheit gab —,
Da brauset Sturm und Flut heran,
Reifst ihn ins Grab.

Solch Los den Dulder niederzwingt,
Den Leid und Mangel stets umringt,
Den Stolz und List der Menschen bringt
Zum Abgrundrand,
Dem nur im Himmel Obdach winkt.
Er sinkt verkannt.

Der du beklagst der Blume Los,
Von deinem Schicksal singt sie blofs,
Von des Verderbens Pflug ein Stofs! —
Im Augenblick
Zermalmt liegt in der Erde Schofs
Du und dein Glück.

This book .u
the Library on or bei
stamped below.
A fine of five cents a day is
by retaining it beyond the
time.
Please return promptly.

18467.30.15
William Wordsworth :
Widener Library
003025554
3 2044 086 794 930